Georg Bruckmann
Die Ratten von Frankfurt
NACHWELT 2018 - Band 1
BLOODWORD.COM
ePUB
PDF
MOBI
- Special-Edition -

Table of Contents

Vorwort

Vorwelt I

Die Ratten von Frankfurt

Vorwelt II

Vorwelt III

Unter Ivans Knute

Ich hoffe, ich konnte Sie mit diesem eBook erfolgreich in die düstere und blutige Welt von NACHWELT 2018 eintauchen lassen.

Mehr von mir ...

Vorwort

Danke, dass Sie dieses eBook heruntergeladen haben. Hier finden Sie den kompletten ersten Band der Reihe «NACHWELT 2018» namens «Die Ratten von Frankfurt» und eine XXL-Leseprobe von Band 2 «Unter Ivans Knute».

Vorwelt I
Pater Bianchi

Unruhe breitete sich in der Klasse aus, kaum dass Pater Bianchi den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatte. Der Ortsvorsteher des kleinen Bergwerksdorfes machte sich so gut wie nie die Mühe abzuwarten, bis der Unterricht beendet war, wenn er etwas besprechen wollte. Innerlich seufzte der Pater. Der Ortsvorsteher war ein guter Kerl, aber hier oben in den Bergen nahe Vestone war es dieser Tage schwer, einen Mann von Bildung und einer gewissen Intelligenz zu finden. Und wenn man einen fand, dann war es mit Sicherheit ein Atheist. Dieser Umstand war der einzige, der dem Pater hin und wieder sauer aufstieß, seit er um Versetzung gebeten hatte. Rom war nicht gut zu ihm gewesen. Zu viel Armut. Zu viel Kriminalität. Dafür war er einfach zu behäbig. Zu weich, wie ihm seine Vorgesetzten immer wieder gesagt hatten. Aber wie hätte man nicht verzweifeln sollen, angesichts von misshandelten und verwahrlosten Kindern, minderjährigen Huren beiderlei Geschlechts und den beinahe täglich aufgefundenen Opfern von Messerstechereien und anderen gewalttätigen Auseinandersetzungen? Das hatten seine Oberen ihm auch nicht sagen können. Sie hatten sich seine Verzweiflung lediglich fünf Jahre lang angesehen und dann beschieden, dass sein Glaube zu schwach war für die Großstadt. Sie hatten ihn aufs Land versetzt und er war froh gewesen. Auch wenn er sich jetzt mit der simplen aber geltungssüchtigen Seele des Ortsvorstehers Costa herumschlagen musste.

«Was gibt es denn?»

Der Pater bemühte sich, sich seine Verärgerung über die Unterbrechung des Unterrichtes nicht anmerken zu lassen und flüchtete sich in einen ruhigen, gelassenen Tonfall, den er sich auch für den Unterricht angewöhnt hatte. Lediglich bei seinen Predigten, vor allem bei der sonntäglichen Messe, erlaubte er sich etwas mehr Leidenschaft.

«Pater, Pater ...»

Der Kopf des Ortsvorstehers war feuerrot.

«... der kleine Da Silva! Die Bengel haben ...»

Der aufgeregte Costa brauchte nicht weiter reden. Das passierte immer

öfter in letzter Zeit. Natürlich hatte er bemerkt, dass Tonis Platz heute Morgen wieder einmal leer gewesen war. Bereits das fünfte Mal in den letzten zwei Wochen.

«Haben sie ihn schon wieder an den Ochsen gefesselt?»

Der Ochse war kein richtiger Ochse. Er war eine Statue und so etwas wie das Wahrzeichen des Dorfes. Signore Barbieri, ein Bildhauer, der hier aufgewachsen war, hatte ihn gestiftet, wohl in einem Anfall von altersbedingter Sentimentalität. Man hatte ihn auf dem „Roten Stein“, einem kleinen Felsplateau am Ortsrand des Bergbaustädtchens aufgestellt, so dass es nun wirkte, als würde er über die kleine Siedlung wachen.

Da war Toni schon beim letzten Mal gefunden worden. So an Händen und Füßen festgebunden, dass sein Kopf zwischen die steinernen Gesäßbacken der Statue gepresst wurde. Der Pater schüttelte traurig den Kopf. Was hatte der Junge nur an sich, dass er die Bosheit seiner Altergenossen immer wieder auf sich zog?

«So schlimm wie beim letzten Mal?»

«Nee, schlimmer. Ham ihn losgemacht und heimgeschickt.»

«Ich werde heute Abend nach ihm sehen. Vielen Dank, dass Sie mir Bescheid gesagt haben, Herr Costa.»

Ein tiefes, missbilligendes Brummen folgte als Antwort. *Isgutpfaffe*. Dann wandte der Vorsteher sich ab und verließ das kleine Schulhaus. Er war zu Recht unzufrieden mit der Reaktion des Paters, musste dieser sich eingestehen. Diese ganze Sache war nichts, nach dem man mal eben sehen konnte. Irgendwie musste es möglich sein, Tonis Tortur zu beenden. In einem größeren Ort wäre es Toni möglich gewesen, seinen Peinigern einfach aus dem Weg zu gehen. Hier würde das nicht funktionieren.

Zu klein. Zu eng. Knapp zweihundert Seelen. Nur eine Schulklasse.

Der Pater war noch nicht bereit, sich seinen Schülern zu stellen. Ihr Lachen und Kichern verriet ihm, dass sie wussten, was gerade außerhalb des Klassenzimmers passiert war. Dass er ins Bild gesetzt worden war. Es waren mit Sicherheit die großen Jungs gewesen, die auf Toni losgegangen waren. Zu viel Energie. Es stimmte den Pater traurig, dass sie sich in Gemeinheiten äußerte, und nicht in Fleiß und Strebsamkeit. Sogar mit Sportsgeist wäre er zufrieden gewesen. Er würde sich die vier größten Rabauken nach dem Unterricht vornehmen. Und hoffen, dass sein Status als Dorflehrer und Pfarrer alleine ausreichen würde, um etwas zu bewirken. Mehr hatte er nämlich nicht vorzuweisen.

Die vier saßen vor ihm und zufrieden stellte der Pater fest, dass keiner von ihnen es wagte, zu grinsen. Vier betretene Gesichter, den Blick auf die von Schmierereien und ins Holz gekratzten Obszönitäten verunzierten Platten ihrer Schultische geheftet. Innerlich musste der Pater gegen seinen Willen etwas schmunzeln. Immer dasselbe mit den jungen Kerlen. Dann rief er sich den Ernst der Lage in Erinnerung. Der kleine Da Silva. Mit dem angehenden Mann links außen fing er an. Er baute sich vor ihm auf, setzte die Spitzen seiner etwas zu feingliedrigen Finger nebeneinander auf dessen Tischplatte und begann, stetige, enervierende Klopfbewegungen auszuführen.

«Ich weiß, dass ihr vier das ward. Heute Morgen. Mit Toni. Das kommt mir im Moment ein wenig zu oft vor. Mir ist klar, dass man ab und an mal in einen Streit geraten kann, aber ihr übertreibt es eindeutig. Dass junge Kerle wie Ihr sich ab und an mal Prügeln, damit ist alles völlig in Ordnung. Das ist nicht schön, aber normal. Aber diese Quälereien - das ist etwas ganz anderes. Das ist … böse. Und ich verwende das Wort nicht, wie man es bei einem Kleinkind verwendet, das seinen Teller nicht leeressen will. Ich verwende das Wort, wie es für Erwachsene verwendet wird. Denn das seid Ihr vier in Kürze. Das muss aufhören, ist das klar? Sieh mich an, Luca!»

Den letzten Satz hatte der Pater, bedrohlich flüsternd ausgestoßen, knurrig, und er wirkte auf diese Weise deutlich zwingender auf Luca. Langsam hob der Junge seinen Kopf und bemühte sich, dem Pater in die Augen zu sehen. Ihre Blicke trafen sich, und der des Paters hielt den des Jungen fest.

«Amen, ich sage euch: Was Ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan. Wie oft hast Du diesen Spruch schon gehört, Luca? Glaubst Du, der steht zu Spaß in der Bibel? Oder dass er für alle anderen gilt, aber nicht für Dich? Du sündigst!»

Der Pater trat jetzt einen Schritt zurück und entließ Luca aus seinem Blick.

«Ihr sündigt. Ihr macht eure Seelen hässlich. Ihr schadet Euch selbst, mit dem, was Ihr tut. Wenn Ihr schon nicht aus Liebe zum Herrn und den Geboten damit aufhören wollt, dann muss es wenigstens um Euretwillen sein. Denkt daran: Wenn Euer Tag einmal gekommen ist, und Ihr vor den Pforten des Himmels steht, werdet Ihr geprüft werden. Ihr habt dann bestimmt schon längst vergessen, was Ihr dem armen Jungen angetan habt. Der Herr aber

nicht. Nehmt eure Hefte raus.»

Schweigen. Keine Regung.

«Nehmt eure Hefte raus.»

Immer noch keine Regung. Der Pater wusste, warum sie nicht sofort gehorchten. Der Befehl, die Hefte heraus zu nehmen, implizierte, dass das Nachsitzen noch eine ganze Weile dauern würde. Das wiederum bedeutete, dass sie nicht wie sonst ihren Familien auf den Höfen oder im Haushalt helfen konnten, wie es normalerweise ihre Pflicht war - und den Grund dafür würden sie Zuhause erklären müssen. Mindestens Luca und Benno würden dafür eine Tracht Prügel über sich ergehen lassen müssen, so wie er ihre Väter einschätzte. Pietro und Fillipe würden vermutlich etwas glimpflicher davon kommen, aber auch für sie würde es zu Hause sehr unangenehm werden.

«Nehmt Eure Hefte raus. Ich sage es nicht noch einmal.»

Endlich gehorchten die Halbstarken. Benno kämpfte mit den Tränen. Die anderen nicht, aber sie bemühten sich so sehr um Unauffälligkeit, darum keinen weiteren Unmut auf sich zu ziehen, dass der Pater wusste, dass sie verstanden hatten, wie ernst ihre Lage war.

«So. Und jetzt schreibt ihr alles auf, was Ihr Toni angetan habt. Alles. Dann schreibt Ihr auf, warum Ihr es getan habt. Dann, wie Ihr es wieder gut machen wollt. Keiner von Euch weniger als vier Seiten. Los.»

Vier Seiten waren nicht wenig. Es würde eine Weile dauern. Der Pater trat zurück und setzte sich auf einen freien Tisch. Fillipe war ein Jahr älter als die anderen drei, und in seinem Blick konnte der Pater einen Anflug von Widerstand erkennen. Er starrte den rebellischen Funken im Gesicht des Jungen nieder, und schließlich begann auch Fillipe zu schreiben. Anfangs kratzten die Füller langsam und unwillig über das Papier, aber nach einer viertel Stunde und nachdem die vier Jungen sich immer wieder verstohlene Blicke zugeworfen hatten, brach irgendwann - sehr zur Überraschung des Paters - der Damm. Sie schrieben jetzt eilig, fast fiebernd und bei jedem von ihnen wurden es am Ende deutlich mehr als vier Seiten.

Spät am Abend desselben Tages legte der Pater den letzten Aufsatz

beiseite. Bereits in der Mitte des ersten hatte er sich eine Flasche Wein aus dem Keller geholt. Nach dem dritten Bericht eine Zweite. Es war viel schlimmer, als er geahnt hatte. Nicht nur, was die vier mit dem Da Silva-Jungen angestellt hatten. Am besorgniserregendsten waren ihre Begründungen gewesen. So richtig glauben konnte er das alles nicht. Es ging weit über gedankenloses, dummes Herumhacken auf einem Außenseiter hinaus.

Er nahm einen weiteren großen Schluck direkt aus der Flasche. Dann las er die Stellen, die er sich markiert hatte erneut. Hätte er die Gesichter von Luca, Pietro, Benno und Fillipe nicht beobachtet, während sie diese Ungeheuerlichkeiten aufgeschrieben hatten, hätte er sämtliche Behauptungen für glatte Lügen gehalten. Für ungeschickte, alberne Lügen obendrein. Aber dann hätten sich die vier Jungen nicht nur abgesprochen haben müssen, damit sich aus ihren Aufsätzen ein so einheitliches Bild ergeben konnte, wie es sich jetzt abzeichnete, nein - sie hätten auch voraussehen müssen, dass sie überhaupt in eine Situation kommen würden, in der sie diese Lügen würden vortragen müssen.

Ermattet und leicht betrunken, viel leichter, als es angesichts seines Konsums zu erwarten gewesen wäre, schob er sich auf seinem Stuhl zurück und streckte sich.

Was wusste er über diesen Toni Da Silva eigentlich? Er war mit seiner Mutter vor neun Jahren hierher gezogen. Damals war er drei gewesen. Ein wenig blass, klein für sein Alter. Frau Da Silva war damals etwa dreißig Jahre alt. Verwitwet. Ein Unfall, sagte man. Sie bezog eine kleine Rente und hatte sich ihr Gehalt als Hilfskraft bei einem der größeren Landwirtschaftsbetriebe im Nachbardorf aufgebessert, bis ihre Trunksucht nach zwei Jahren offensichtlich wurde und für ihren Arbeitgeber nicht mehr tragbar gewesen war. Seitdem sah man sie nur, wenn sie ihre bescheidenen Einkäufe auf dem samstäglichen Markt tätigte. Als Toni noch kleiner gewesen war, hatte sie ihn stets mitgenommen, aber irgendwann hatte das aufgehört. Im Unterricht war Toni unauffällig. Saß hinten, links in der Ecke, vom Lehrerpult aus gesehen. Der Platz neben ihm war frei, aber er schien sich nicht besonders daran zu stören, dass keines der anderen Kinder neben ihm sitzen wollte. Er folgte dem Unterricht aufmerksam, stellte kluge Fragen und verhielt sich ruhig. In den Pausen und beim Sport blieb er meist abseits. Einen wie ihn gab es in jeder Schulklasse, das wusste der Pater aus Erfahrung, und diese Kinder hatten es immer ein wenig schwerer als die

anderen. Die Mädchen machten Witze über sein Aussehen, und dabei war es egal, ob es daran tatsächlich etwas auszusetzen gab oder nicht. Die Jungs schubsten ihn im Vorbeigehen und so weiter, und so weiter. Nicht schön, aber dennoch normal. Normal, bis man die Berichte der größten Rabauken gelesen hatte. Er seufzte und zog dann eine Schreibtischschublade auf. Ihr entnahm er einige Bogen Papier und seinen eigenen Füller. Ein schönes Exemplar, handgefertigt, mit austauschbaren Stahlfedern. Er hatte ihn sich gekauft, als sein Priesterseminar begonnen hatte. Aber an diesen Erinnerungen wollte er sich jetzt nicht erfreuen. Er wollte versuchen, die Berichte der vier Nachsitzer in eine halbwegs chronologische Ordnung zu bringen. Er begann mit dem Bericht von Luca.

'Einmal war ich mit meinen Schwestern am See. Es war im August und sehr heiß. Wir haben uns ausgezogen und sind ins Wasser schwimmen gegangen. Sonst war niemand da. Wir haben Wettschwimmen gemacht und ich habe gewonnen und war als erster wieder am Ufer. Da hab ich was im Wald gesehen. Ein Ast hat sich komisch bewegt. Ich wollte schon hin und nachsehen, wer da ist, aber die beiden wollten nochmal gegen mich antreten, obwohl sie genau wussten, dass ich schneller sein würde. Beim dritten Mal habe ich sie gewinnen lassen. Ich war dann auch schon ein bisschen müde. Als wir zu unseren Kleidern zurückgegangen sind, war Noemis Schlüpfer weg. Wir haben alles abgesucht, auch Stellen, an denen er eigentlich gar nicht sein konnte. Wir haben nämlich ein spezielles Versteck für unsere Kleidung. Das verrate ich aber nicht.

Irgendwann haben wir das Suchen aufgegeben und sind heimgegangen. Als wir schon fast wieder zu Hause waren, haben wir den Schlüpfer dann gefunden. Lag am Wegrand. War Dreck drin. Männer-Dreck und ein Stock war durch den Stoff gesteckt worden. Noemi wollte ihn trotzdem wieder mit nach Hause nehmen, aber ich habe ihn mit dem Stock weggeschleudert. Sie hat dann angefangen zu heulen, aber sie ist trotzdem mit uns mit nach Hause gekommen. Papa hat sie ganz schön verhauen, weil sie ihre Unterhose verloren hat.

Am nächsten Tag in der Schule haben alle gefragt, was passiert ist, wegen dem blauen Auge und so, da hat sie es dann erzählt. Alle haben gemein gelacht, nur Toni nicht. Der stand am Rand und hat nur zugehört und nichts gesagt. Fand ich komisch. Darum habe ich ihn gefragt, ob er auch am See war, als wir da waren. Er hat sich umgedreht und gesagt, dass er zu Hause

war. Aber er hat mich nicht angeschaut. Da wollte ich ihm aber noch nichts tun, weil, ich wusste ja nicht, ob er das mit dem Höschen gemacht hat. Zwei Wochen später war wieder eines weg. Von der Wäscheleine diesmal. Meine Mutter hat es zwei Tage danach bei den Hühnern gefunden. Wieder verschmutzt und mit einem kleinen Stock drin. Mir hat sie es erzählt. Papa nicht. Hat heimlich ein Neues gekauft und so gemacht, dass es alt aussieht, auf dem Waschbrett. Sieben Tage später dasselbe nochmal, nur war es da nicht bei den Hühnern, sondern es lag auf dem Fensterbrett, wo es jeder sehen konnte. Papa geht zum Glück immer ganz früh nach Vestone zur Arbeit. Er hat es nicht gesehen. Er kann sehr böse werden. Danach hab ich mich nachts heimlich auf die Lauer gelegt. Und dann hab ich ihn gesehen. Toni. Wir haben absichtlich immer etwas Unterwäsche auf der Leine gelassen, damit der, der das gemacht hat, wiederkommt. Er ist nicht mal weggegangen, um es zu tun. Hat es gleich in unserem Garten gemacht. Dann den Schlüpfer wieder aufs Fensterbrett gelegt. Ich wollte ihm gleich nach, mit dem Messer, aber Mutter ist aufgewacht und bis ich ihr alles erzählt hatte, war er schon wieder weg. Nicht mit dem Messer, hat sie gesagt. Luca, um Gottes Willen nicht mit dem Messer. Ich habe dann einen dicken Stock genommen. Habe nach der Schule auf ihn gewartet. Aber er war stärker als ich, auch wenn er kleiner war. Hat mir drei Zähne locker gehauen und immer wieder gesagt: Willstes wissen? Willstes wirklich wissen? Er hat erst aufgehört mich mit meinem Stock zu hauen, als Benno um die Ecke gekommen ist. Da ist er weggerannt. Benno hat mir dann geholfen, und …'

Der Pater wusste vom ersten Lesedurchgang, dass nun keine Fakten mehr in Lucas Aufsatz niedergeschrieben waren, sondern lediglich, dass die Sache mit den verdreckten Höschen kurz nach dem Vorfall aufgehört hatte.

Er schob das Heft von Luca beiseite und nahm sich das von Benno vor. Wie schon bei den Aufsätzen der anderen, musste er auch hier wieder trotz allem über den immer noch leicht kindlichen Tonfall, in dem sie ihre Geschichten erzählten, schmunzeln. Große Bengel, deren Muskeln schneller wuchsen als ihre Gehirne. Trotzdem waren sie im Grunde gute Kerle. Oder würden es werden. Benno war der einzige der vier Jungs, der sich die Mühe gemacht hatte, eine Überschrift über seinen Aufsatz zu setzen. Eine Überschrift, die das Schmunzeln des Paters vertrieb.

'Warum ich Toni Da Silva hasse.

Wenn es keine Sünde wäre, würde ich Toni töten. Sie wollen wissen warum. Ich finde zwar, dass Sie das nichts angeht, aber Sie sind der Pater und unser Lehrer. Wir haben Fußball gespielt. Unter ihrer Aufsicht übrigens. Sie waren da, aber Sie haben nichts mitbekommen. Irgendwas gelesen. Keiner hatte Toni wählen wollen, aber am Ende ist er in der anderen Mannschaft gelandet. In der zweiten Halbzeit, kurz vor Schluss, stand es unentschieden. Toni hatte den Ball und ist wie ein Irrer auf unser Tor zu. Ich wollte ihm den Ball abnehmen. Es war keine Absicht, dass er gestolpert ist. Ich war einfach nur ungeschickt. Aber er ist gestürzt und hat sich das Knie aufgeschlagen. Ich wollte mich sofort bei ihm entschuldigen, aber er hat nur gebrüllt. Foul! Foul! Rote Karte! Rote Karte! Und hat auf mich gezeigt. Benno foult! Hat er gebrüllt. Ich wollte ihm wirklich sagen, dass es mir leid tut, aber er hat einfach nicht gehört. Sie sind dann vom Rand gekommen und haben das Spiel abgebrochen, weil Tonis Knie so sehr geblutet hat. Er wollte sich aber nicht verarzten lassen. Er wollte, dass ich die rote Karte bekomme und dass seine Mannschaft gewinnt. Unbedingt. Er konnte sich gar nicht mehr einkriegen. Betrug, Schiebung … all das hat er unablässig vor sich hin gebrabbelt. Sie haben ihm gesagt, dass er einen Schock hätte, wegen dem Blut und den Schmerzen und so. Sie erinnern sich jetzt bestimmt daran. Wir sind alle heimgegangen. Tonis Verletzung war dann doch nicht so schlimm. Am nächsten Tag war er wieder da. Hat ein wenig gehumpelt, aber er war wie immer. Ruhig, hinten in seiner Ecke. Ein halbes Jahr lang ist nichts passiert. Doch. Er hat in der Zeit Luca nach der Schule mit einem Stock aufgelauert und ihn verprügelt. Keine Ahnung, warum. Luca wollt´s nicht sagen. Auf jeden Fall, nach einem halben Jahr hat unsere Peppa gefohlt. Ich war das erste Mal dabei und ich durfte dem Fohlen einen Namen geben. Es war eine Stute und ich habe sie Giada genannt. Das war toll. Ich habe allen davon erzählt am nächsten Tag. Drei Tage danach war das Fohlen tot in seiner Box. Ich habe es entdeckt. Die Schnauze war mit einem Seil zusammengebunden worden. Die Axt, die mein Vater zum Holz machen benutzte, war an die Tür von der Box gelehnt gewesen. Ich musste sie wegtun, damit ich am Morgen die Tür aufmachen konnte. War Blut dran. Da wusste ich schon, dass was Schlimmes passiert war. Giada war ganz zerhackt. Alle Hufe ab. Der Hals war fast durch. Überall hab ich Axthiebe gesehen am Fohlen. Dann hab ich gesehen, dass mit dem ganzen Blut was geschrieben worden war, an der Wand von der Box. Foul. Das war Toni.

Toni hat Giada umgebracht und zerhackt. Ich habe sofort meinen Vater gerufen und …'

Der Pater hob den Blick von den ungelenken Buchstaben. Benno und sein Vater hatten noch mehr zu erdulden. Eine Woche später war es Peppa, die Mutter. Mit Stöcken in Anus und Vagina. Elend verblutet. Wieder das Wort „Foul“ mit Blut geschrieben. Dann die Hühner. Vom Fuchs gerissen. Nur hatte jemand den Fuchs auch hereingelassen. Benno schrieb, dass es unmöglich nur ein Einziger gewesen sein konnte, da er und sein Vater als das Gegacker und Gekreische losgegangen war, sofort hinaus gerannt waren. Aber da war es schon zu spät gewesen. Acht von elf Tieren waren tot und kein Fuchs weit und breit. Das Wort „Foul“ fehlte diesmal. Aber er musste Benno Recht geben. Er erinnerte sich an das Fußballspiel und daran, dass Toni völlig ausgeflippt war. Er hatte den Vorfall nicht ernst genug genommen. Besondere Sorgen machte ihm vor allem der erste Satz Bennos. *Wenn es keine Sünde wäre, würde ich ihn töten.* Wenn das Gewicht der Gebote wirklich das einzige war, das den Jungen von einem Mord abhielt, musste er deren Präsenz in seinen Predigten unbedingt erhöhen. Aber das war nur eines der Probleme, die er hatte. In Bennos Bericht stand noch etwas anderes, das mindestens eben so beunruhigend war wie die Sache mit dem Fohlen. Anfangs hatte Benno seinen Verdacht für sich behalten, aber nach den toten Hühnern hatte er seinem Vater endlich gesagt, was er zu wissen glaubte. Was er *wusste*, gestand sich der Pater ein, denn nach allem, was er gelernt hatte, nachdem er mit den Berichten durch war, musste es einfach so sein. Toni Da Silva war ein kranker Junge. Und eine Gefahr. Benno und sein Vater waren zum Haus der Da Silvas gegangen. Tonis Mutter hatte die Tür geöffnet, sich angehört was Benno und sein Vater zu sagen hatten und die Tür wortlos wieder geschlossen. Das war aber nicht das Seltsame. Nicht das Bedrohliche. Benno hatte an ihr vorbei ins Haus gespäht. Er hatte einen Mann gesehen, den er nicht kannte. Einen Fremden. Er habe hinten im Flur gestanden und ihnen zugehört. Und gegrinst.

Das hier war ein kleiner Ort, in dem jeder buchstäblich jeden kannte. Niemand hatte einen fremden Mann kommen oder gehen sehen. Benno hatte sich in der direkten Nachbarschaft umgehört, was natürlich dem Ruf von Frau Da Silva nicht eben zuträglich war. Aber der war ohnehin bereits durch ihre Trunksucht stark belastet und er konnte es dem Jungen nicht verübeln, dass er sich keinen Deut darum scherte. Das Verwunderliche war, dass

tatsächlich niemand, nicht eine einzige Seele, irgendetwas über den Mann wusste. Das war eigentlich unmöglich. Sollte wirklich nur Benno diesen Fremden gesehen haben und sonst niemand? Der Pater nahm sich für den nächsten Tag vor, Bennos Vater zu befragen.

Zwei weitere Berichte hatte er im erneuten Durchlauf noch vor sich. Den von Pietro und den von Fillipe. Der von Pietro fing an mit den Worten:

'Es war ein Zettel. Ich habe ihn in meinem Geschichtsbuch gefunden. Zwischen den beiden Weltkriegen. Es stand nur ein Name drauf. Luca. Ich hab mir nichts dabei gedacht und den Zettel weggeworfen, oder meine Hausaufgaben darauf notiert oder sowas. Dann wieder ein Zettel. In meinem Schuh nach dem Sportunterricht. Wieder nur der Name. Luca. Zu dieser Zeit waren Luca und ich nicht gerade Freunde. Nicht so wie jetzt. Auf jeden Fall habe ich ihm damals nichts davon erzählt. Ich hatte den ersten Zettel für einen Zufall gehalten oder sowas. Aber zweite Zettel brachte mich dazu, Luca genauer zu beobachten. Er saß in der selben Reihe wie ich auch, zwei Plätze weiter nach rechts. Aber Sie kennen die Sitzordnung ja. Mir fiel nichts an ihm auf. Er benahm sich wie immer. Dann, am Tag darauf ...'

Der Pater sah auf die Uhr. Es war spät geworden. Er war müde vom Wein und von den schrecklichen Dingen, die er heute erfahren hatte. Er beschloss, am nächsten Tag weiter zu machen. Vermutlich wäre es am besten, vorerst mit dem Unterricht fortzufahren, wie gehabt. Aber er würde sie im Auge behalten. Die vier Jungs und vor allem Toni Da Silva. So ganz begreifen konnte er es immer noch nicht. Der Junge war wahrlich kein Unschuldslamm. Wenn das alles stimmte, und daran zweifelte Pater Bianchi nicht, war er sogar wirklich … nun … dann war er gefährlich.

Die vier, die er zuerst als Übeltäter identifiziert hatte, hatten gute Gründe für ihr Verhalten - nachvollziehbare Gründe, aber keine Entschuldigungen. Und so wie sich die Sache darstellte, hatte der Pater keine Gründe, an dem Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen zu zweifeln. Luca und die Unterwäsche seiner Schwester. Benno und sein Fohlen.

Foul.

Er musste an Shakespeares Hexen denken.

Pietro war mit Hilfe der Zettel in einen Streit mit Luca hineinmanipuliert worden und Fillipe - nun das war eine richtig hässliche Sache.

Der Pater schlief schlecht in dieser Nacht. Am nächsten Morgen fühlte er sich wie gerädert. Natürlich war der Wein daran schuld. Wobei, nein, eigentlich konnte der Wein nichts dafür. Hätte ja nicht so viel davon trinken müssen.

Der Unterricht an diesem Tag verlief schleppend und träge, so kam es ihm vor. Er ließ seine Klasse viel lesen und Textaufgaben erledigen, was ihm Gelegenheit gab, die vier Jungs und Toni, der heute wieder anwesend war, genauer zu beobachten. Toni war hoch konzentriert und bei der Sache, so wie immer. Seine Opfer, oder seine Feinde, je nachdem, wie man es betrachten wollte, waren weniger bei der Sache. Immer wieder drehte sich der eine oder andere von ihnen zu Toni, der in der letzten Reihe saß, nach hinten um und warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. Der Junge hatte ein böses Veilchen und zwei Knöchel an der linken Hand waren aufgeschürft. Er hatte sich also gewehrt. Während des Unterrichts und während der Pause würdigte er keinen der vier eines Blickes. Aber nach allem was der Pater in den Berichten gelesen hatte, mussten schreckliche Rachegelüste in dem Kind brodeln. Der Pater wusste, dass es seine Aufgabe war, Schlimmeres zu verhindern.

Nun. Gestern hatte er die vier nach dem Unterricht bei sich behalten. Da war es doch nur gerecht, wenn er sich heute Toni zur Brust nehmen würde. Toni hatte nicht mitbekommen, dass er die Jungs, die ihn verdroschen und an die Ochsenstatue gebunden hatten, zu sich gerufen hatte.

Er war, nachdem er losgebunden worden war, nicht in die Schule, sondern direkt nach Hause gegangen. Dabei wollte der Pater es für´s Erste belassen. Er würde sich aber nach Tonis Wohlbefinden erkundigen und versuchen, etwas näher an den Heranwachsenden heranzukommen, ein Vertrauensverhältnis herzustellen. Besonders beunruhigend fand der Pater nach wie vor die Randnotiz in Bennos Aufsatz, aus der hervorging, dass sich ein unbekannter Mann bei Toni und seiner Mutter aufhielt. Nicht, dass er uneheliche Verhältnisse verdammte, so dogmatisch und weltfremd war er nicht. Aber angesichts von Tonis Neigungen und der Trunksucht seiner Mutter konnte das ein zusätzlicher Faktor sein, der Toni zu seinen bösen Spielchen antrieb. Außerdem hatte er den Verdacht, dass der Mann etwas mit der sexuellen Komponente von Tonis Taten zu tun haben könnte. Toni war noch sehr jung. Zu jung für so etwas. Aber ob da etwas dran war oder nicht - diese ganze Angelegenheit musste aufgeklärt und beigelegt werden. Der Pater wusste nur zu gut, was eine Gewaltspirale war. Irgendwie musste es ihm gelingen, sie zu unterbrechen.

Der Unterricht war zu Ende und das Gesicht von Toni Da Silva gefror zu Eis, als der Pater ihm eröffnete, dass er ihn noch auf ein Wort hierbehalten wollte. Bianchi wusste nicht so recht, wie er anfangen sollte. Seine Finger glitten über die Aufsätze, die auf dem Lehrerpult lagen. Als die Stille unbehaglich wurde, fragte Toni:

«Habe ich etwas falsch gemacht?»

Der Pater wusste nicht genau, was er auf diese Frage antworten sollte.

«Sag Du es mir. Ich habe bemerkt, dass Du Probleme hast. Ich möchte Dir helfen.»

«Ich brauche keine Hilfe. Bitte, ich muss zurück zu meiner Mutter», meinte Toni.

«Das hier ist leider notwendig, Toni. Ich mache mir große Sorgen um Dich.»

«Aber ich kann nicht bleiben. Ich will nicht.»

«Du musst. Sag Deiner Mutter einfach, dass ich schuld bin.»

Der Pater legte Toni eine Hand auf die Schulter und zwang ihn, ihm ins Gesicht zu sehen.

«Ich weiß, dass die anderen gemein zu Dir sind. Ich möchte Dir wirklich helfen, Toni. Aber dazu muss ich Dich besser kennenlernen. Erzähl mir von Dir. Wie ist es bei Dir zu Hause?»

«Gut», sagte er leise.

Und das war auch schon alles, was er sagte. In den zwei Stunden, in denen der Pater danach auf ihn einredete, sagte er kein einziges Wort mehr. Er sah den Pater auch nicht an. Während dessen Stimme im Klassenzimmer widerhallte und von Wut bis zu sanfter Eindringlichkeit jede Facette und jeden Kniff der pädagogischen Künste des Geistlichen abspulte, sah der Junge mit unbewegter Miene aus dem Fenster. Der Pater bombardierte ihn mit Fragen, versuchte ihn zu provozieren, drohte ihm sogar mit Strafen und zum Ende hin auch mit dem ewigen Fegefeuer. Aber der Junge gehorchte nicht. Er sagte kein Wort. Es war nicht die Art des Paters, mit Schlägen seinen Willen durchzusetzen, aber gegen Ende der zwei Stunden war er kurz davor. Lediglich die Tatsache, dass Toni bereits am Vortag windelweich geprügelt worden war, hielt ihn davon ab. Beinahe hätte er sich hinreißen lassen, ihm doch noch von den Aufsätzen zu erzählen, was er zu diesem Zeitpunkt eigentlich hatte vermeiden wollen. Keine gute Idee. Gut, dass er sich nicht dazu hatte hinreißen lassen. Innerlich vor Wut kochend und um

Selbstbeherrschung ringend, betrachtete er das maskenhafte Antlitz seines kleinen Gefangenen. Das alles hier war ergebnislos verlaufen und die Mittel der Folter schienen ihm nicht angebracht. Er würde seinen Delinquenten gehen lassen müssen. Aber noch nicht so schnell. Nicht ohne Denkzettel. Der Pater gab Toni eine Strafarbeit.

«Schreibe zwanzig Vaterunser in Schönschrift. Finde ich einen Fehler, wenn Du fertig bist, fängst Du noch einmal von vorne an, verstanden?»

Toni Da Silva sagte immer noch nichts, nickte nur und machte sich an die Arbeit. Der Pater ging hinaus. Er wollte rauchen. Er frönte diesem Laster nur selten. Aber heute war definitiv ein Tag, um einen der aromatisierten Zigarillos zu paffen und Toni vom Schulhof aus zu beobachten, wie er konzentriert über seinem Heft saß. Süßlich riechende Tabakschwaden schwebten zwischen dem Pater und dem Fenster in der Luft, durch das er Toni zusah.

«Na, Pater? Habe ich Sie mal wieder erwischt?»

Der Pater fuhr herum. Er hatte die Stimme des Ortsvorstehers schon bei dem ersten Wort erkannt, aber erschrocken hatte er sich dennoch. Schnell hatte er sich zusammengerissen und hielt den Zigarillo nun demonstrativ in die Luft.

«Das ist nur eine *kleine* Sünde. Da reicht ein *kleines* Vaterunser.»

Der Ortsvorsteher schmunzelte, zündete sich einen eigenen Stumpen an und eine Weile rauchten und witzelten die beiden noch halbherzig miteinander. Dann wurde das Gesicht des Ortsvorstehers wieder etwas ernster.

«Wir bekommen nie mit, was in den Köpfen unserer Kinder vorgeht. Sie sagen Ja und Amen und machen dann das Gegenteil von dem, auf was man sich gerade geeinigt hat. Selten wissen wir, was sie wirklich denken. Sind Sie mit Toni weitergekommen?»

«Nein. Aber ich bin dran. Ein seltsames Kind.»

Pater Bianchi nickte rückwärts in Richtung des Schulhauses.

«Ich habe Toni dabehalten, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Er rückt mit einfach gar nichts heraus.»

Der Pater überlegte, ob er Costa zu dem fremden Mann in Tonis Haus befragen sollte. Noch bevor er einen Entschluss fasste, unterbrach ihn der Ortsvorsteher.

«Er … ist gerade aufgestanden.»

«Was?»

Als der Pater und der Ortsvorsteher wieder im Klassenzimmer waren, war es bereits zu spät. Der Junge hatte in einem blitzschnellen Raubzug die Hefte vom Pult des Paters genommen und, noch während die beiden Männer umständlich um das Gebäude herum ins Klassenzimmer stürmten, hatte er das Fenster geöffnet und sich aus dem Staub gemacht.

Heiße Wut und Panik durchzuckten den Pater, als er das Fehlen der Berichte bemerkte. Andererseits, beruhigte er sich, stand in den Heften der vier Jungs ja nichts, was Da Silva nicht bereits wusste. Vielleicht, so dachte der Pater, würde es ihm sogar helfen zu verstehen, warum sie so auf ihm herumhackten, wenn er es noch einmal schwarz auf weiß nachlesen konnte. Die Flucht aus dem Fenster auf der anderen Seite des Klassenraums ließ natürlich vermuten, dass der Junge extrem aufgebracht war.

Oder nicht?

Hatte er nicht im Vorfeld schon darauf bestanden, dass er sofort nach Hause müsse?

War seine Flucht lediglich der Versuch, eine Strafe, die ihn zu Hause erwarten mochte, abzumildern?

Vermutlich war das der Fall. Denn lesen hatte er die Aufsätze in der Zeit, in der der Pater draußen gewesen war, unmöglich können.

«Dafür, dass er gestern verdroschen und an den Ochsen gebunden worden ist, kann er sich heute ganz schön schnell bewegen», sagte der Ortsvorsteher im Rücken des Paters.

Dieser verzichtete auf einen Kommentar. Hätte ihn der dämliche Ortsvorsteher nicht abgelenkt, hätte er Tonis Ausbruch eventuell verhindern - oder zumindest doch beobachten können - und wäre in der Lage gewesen, schneller zu reagieren. Pater Bianchi komplimentierte den Ortsvorsteher hinaus und scherte sich dabei nicht darum, dass seine Argumente, das Gespräch abzubrechen höchst fadenscheinig waren. Diese Sache verhagelte ihm mehr und mehr die Laune.

Gegen Abend schlenderte der Pater durch die kleine Ortschaft, begrüßte diesen und jenen, nickte diesem und jenem zu und ließ sich viel Zeit, um zum Haus der Da Silvas zu gelangen. Als er in die Nähe gekommen war, setzte er sich auf die Bank unter der Linde und faltete seine Zeitung auf. Er tat, als würde er lesen und kam sich dabei lächerlich vor. In Wahrheit behielt er das Haus ganz genau im Auge. So saß er einige Stunden. Immer wieder vergaß er, seine Zeitung umzublättern und holte dies hastig nach, wenn er es

bemerkte. Seine Gedanken waren auf Wanderschaft. Er war sich bewusst, dass er ein für ihn ungewöhnliches Verhalten an den Tag legte und hoffte, dass der Ortsvorsteher oder eines der Mitglieder des Kirchenchores nicht auf ihn aufmerksam werden würden. In ein Gespräch verwickelt zu werden war das Letzte, was er im Moment gebrauchen konnte. Dann fiel ihm ein, dass Donnerstag war und vermutlich die meisten Einwohner der kleinen Ortschaft, wenn sie nicht gerade zu Abend aßen, im Gasthaus sein würden um zu kegeln oder der Probe des Gesangsvereins im Hinterzimmer zu lauschen. Diese Annahme erwies sich als richtig.

Auf seiner einsamen Wacht wurde er von niemandem behelligt.

Allerdings führte sie auch nicht zu Ergebnissen. Im Haus waren keinerlei Anzeichen von Leben zu erkennen. Nachdem er es für eine Stunde observiert hatte, fasste er sich ein Herz und ging ein wenig näher heran. Es gab keinerlei Hinweise auf die Anwesenheit eines Mannes. Die Wäschestücke, die auf den im Vorgarten gespannten Leinen hingen, deuteten lediglich auf eine Frau und einen Jungen hin. Auch die Tatsache, dass das Haus, der Garten und die Fassade einen allgemein verwahrlosten Eindruck machten, legte nahe, dass es den Da Silvas an einer starken Hand fehlte. Der Pater überlegte kurz, ob er vielleicht noch den Müll der Familie durchsuchen sollte, um weitere Anhaltspunkte zu finden, verwarf den Gedanken allerdings gleich wieder.

Was ich hier gerade mache, ist schon lächerlich genug, dachte er sich.

Erst als es langsam dunkel wurde und er Schwierigkeiten bekam, die kleinen Buchstaben der Zeitung zu erkennen, bemerkte Bianchi ein erstes Zeichen von Leben im Haus. In der Küche ging das Licht an und er sah die schmächtige Silhouette von Frau Da Silva. Den Bewegungen nach zu urteilen bereitete sie das Abendessen vor. Leider konnte er nicht erkennen, ob sie das für zwei oder für drei Personen tat. Er dachte einen Moment nach. Seine Predigten besuchte sie recht regelmäßig. In letzter Zeit vielleicht etwas seltener, wenn er genau darüber nachdachte. Ob sie einem ernsten Gespräch über ihren Filius wohl aufgeschlossen wäre? Er würde warten, bis er auch ihn durch das erleuchtete Küchenfenster sehen würde. Dann würde er klopfen. Als es so weit war und Tonis Gestalt sich als Silhouette im Fenster abzeichnete, entdeckte er etwas anderes. Neben dem rechten von seinen, in saloppe Turnschuhe gekleideten Füßen, befand sich ein Kellerfenster etwas unter Kniehöhe.

Gerade eben war es noch dunkel gewesen. Jetzt flackerte auch dort Licht auf. Kein Licht, wie es von einer elektrischen Lampe herrührte, sondern

Licht, wie es entstand, wenn etwas brannte. Es war nicht besonders viel, es war nicht sehr hell, vielleicht wie das einer Kerze oder das von zweien. Ein schwacher Geruch zog zu ihm hinauf. Es war ein wenig Holz darin, ein wenig roch es nach verbranntem Alkohol und ein wenig nach verbranntem Laub, und noch eine Komponente war dabei. Papier.

Für eine Sekunde musste der Pater an die Aufsätze denken, die Toni gestohlen hatte. Dann aber an etwas ganz anderes. Benno musste recht gehabt haben. Da Toni und seine Mutter in der Küche zugange waren, musste eine dritte Person für den plötzlichen Lichtschein verantwortlich sein. Einen kurzen Moment lang überlegte der Pater, wie merkwürdig es wohl wirken mochte, wenn man ihn beobachten würde, wie er da vor dem Kellerfenster der Da Silvas in die Knie ging um hindurch zu spähen - und dann tat er es dennoch.

Er konnte den Kellerraum aufgrund des steilen Winkels nur teilweise mit seinen Blicken abtasten und musste feststellen, dass diese eine Sekunde des Zögerns, der Eitelkeit, eine Sekunde zu viel gewesen war. Er konnte niemanden sehen. Lediglich einen winzig kleinen Holzofen, aus dem der Rauch und das immer schwächer werdende Licht abgesondert wurden. In Gedanken fluchte er auf höchst unchristliche Weise. Auch wenn er den Mann nicht gesehen hatte, so nahm er dieses Ereignis doch als Bestätigungen von Bennos Schilderungen. Der Mann existierte. Er erhob sich wieder und klopfte sich Staub und kleine Steinchen von der Hose. Erst dann sah er sich kurz um. Es war niemand in der Nähe gewesen, der seinen indiskreten Kniefall hätte beobachtet haben können, stellte er erleichtert fest.

Für ein Moment stand er noch tatenlos, dann ging er zur Tür und klopfte dreimal laut und vernehmlich. Aus dem Küchenfenster drangen Geräusche. Verwundertes Murmeln, das Klappern von Besteck. Ein Stuhl wurde zurückgeschoben, dann Schritte. Fünf Sekunden später wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet. Die dicke Stahlkette allerdings, die die Tür mit dem Rahmen verband, wurde nicht entfernt. Der Pater trat einen Schritt zurück, um nicht zu offensiv zu wirken, und faltete die Hände vor seinem Bauch. Er konnte das halbe Gesicht von Frau Da Silva sehen. Ein von Runzeln und Krähenfüßen bekränztes einzelnes Auge, einen grobporigen roten Nasenrücken und den Mund einer alten Frau.

Seltsam. So alt ist sie doch noch gar nicht, dachte der Pater. Dann verbesserte er sich im Stillen. Frau Da Silva hatte schon immer älter ausgesehen, als sie es eigentlich war. Ihre frühe Witwenschaft und die

darauffolgende Trunksucht forderten wohl ihren Tribut. Und Toni, so, wie er ihn neuerdings kennengelernt hatte, tat sicherlich sein Übriges, um die Falten im Gesicht seiner Mutter zu vertiefen.

«Pater Bianchi! Was führt Sie denn hierher?»

«Guten Abend, Frau Da Silva. Hatte Ihnen Toni nichts erzählt? Sie müssen doch mitbekommen haben, was gestern passiert ist. Ich ...»

«Ja, ja. Natürlich. Aber … Pater, es tut mir leid, ich habe jetzt keine Zeit für Sie.»

«Ich bitte Sie, Frau Da Silva. Was Ihrem Sohn passiert ist, darf nicht wieder passieren. Und es gibt auch noch andere Dinge, über die ich mit Ihnen reden will. Sie sollten sich die Zeit wirklich nehmen.»

«Pater, bitte gehen Sie. Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen.»

«Aber Frau Da Silva, es wird nicht besser werden, nur weil Sie so tun, als würde kein Problem existieren. Toni ist in mehr als nur einer Hinsicht in Schwierigkeiten. Nicht nur wegen der Jungs, ich mache mir auch Sorgen um sein Seelenleben. Ich …»

Der Gesichtsausdruck von Frau Da Silva verdüsterte sich. Hatte er soeben noch eine Mischung aus Sorge und Peinlichkeit widergespiegelt, so konnte der Pater nun Anzeichen von Wut erkennen.

«Vater! Die Seele meines Sohnes geht Sie nichts an. Verstehen Sie das? Nicht das Geringste! Gehen Sie weg.»

Mit diesen Worten schlug Frau Da Silva dem Pater die Tür vor der Nase zu.

Diese Art von Behandlung war er vom Bodensatz der Gesellschaft in der Ewigen Stadt gewohnt, aber hier in diesem friedlichen, kleinen Dörfchen traf sie ihn so unerwartet und brutal in ihrer kalten Feindseligkeit, dass er einfach nur verdattert stehenblieb. Der Ofen in dem kleinen Kellerraum war ganz ausgegangen, als er sich wieder rühren konnte. Auch das Licht, das aus dem Küchenfenster auf die Straße hinaus gedrungen war, war erloschen. Frau Da Silva hatte die Vorhänge zugezogen.

Zurück in dem kleinen Häuschen, das er bewohnte, widerstand er dem Impuls, sich wie am Vortag eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Er musste einen klaren Kopf bewahren. Wie sie gesagt hatte, dass das Seelenleben ihres Sohnes ihn nichts angehen würde. Ihm war nie aufgefallen, dass sie kirchenfeindlich eingestellt war. Im Gegenteil, die meisten seiner Gottesdienste besuchte sie. Auch wenn sie beim Singen nicht mit dem größten Eifer dabei war und niemals in der ersten Reihe saß, wie manch

andere es mit eifriger, aufgesetzter Frömmelei taten, so hatte er dennoch den Eindruck, dass sie seinen Worten stets wohlwollend gelauscht hatte. Wenn man nun also annehmen wollte, dass ihre ablehnende Haltung nicht einer Aversion gegen Gott oder die Kirche entsprang, so musste man davon ausgehen, dass sie ihn aus Angst weggeschickt hatte.

Oder etwa nicht?

Eine andere Erklärung wollte dem Pater nicht in den Sinn kommen. Was also galt es zu tun? Er wusste nun auf jeden Fall mit Sicherheit um die Anwesenheit einer dritten Person im Haus der Da Silvas. Die Tatsache, dass Benno der einzige war, der den Mann gesehen hatte, bedeutete zweierlei: Zum einen, dass der Mann das Haus niemals, oder wenn doch, dann nur im Schutze der Nacht verließ, und zum zweiten, dass er Benno noch einmal aufsuchen musste, wenn er eine genauere Beschreibung dieser Person erhalten wollte. Tief in seinem Inneren war der Pater sich sicher, dass es dieser Mann war, der Frau Da Silva so ablehnend hatte reagieren lassen. Ob er es auch war, der sich für die Bosheit verantwortlich zeichnete, die der Junge seit etwa einem Jahr an den Tag legte? Der Pater versuchte, sich weiter zurückzuerinnern, aber es gelang ihm nicht, irgendetwas Schlechtes an dem Jungen zu finden, so wie er ihn vor den Berichten kennengelernt hatte. Aber war das ein Wunder? Er selbst hatte ja nicht einmal bemerkt, dass der junge Toni litt.

Dazu hatte es einer aufmerksamkeitserregenden Strafmaßnahme seitens der anderen Jungs bedurft. Die Welt der Kinder und Heranwachsenden war geheimnisvoller, als er bis jetzt angenommen hatte. Und weit düsterer. Erneut waren es vor allem die sexuellen Komponenten, die ihm besondere Sorgen machten. Die verschmutzten Höschen von Lucas Schwester. Die Verstümmelungen in Anus und Vagina der Stute. Vielleicht war so etwas schon in manchen Kindern vorprogrammiert und jetzt nur zum Vorschein gekommen. Vielleicht hatte es aber auch der Mann verursacht.

Als der Pater sich in dieser Nacht in sein Bett legte, fand er stundenlang keinen Schlaf und als er dann endlich doch wegdämmerte, hatte er Albträume, aus denen er mit einem feuchten Fleck in seiner Pyjamahose erwachte. Das war auch für einen Priester völlig normal, wusste er, aber an diesem Morgen kam er sich deswegen besonders besudelt vor.

Er duschte kalt und frühstückte ausgiebig, auch wenn er keinen richtigen Appetit hatte. Auf diese Weise versuchte er, die Müdigkeit durch ausreichend Kalorien zu bekämpfen. Er fand, dass das notwendig und damit gerechtfertigt

war. Keinen Rosenkranz für Völlerei. Nicht heute.

Er ließ das Geschirr stehen, machte sich fertig und ging in die Schule. Mit Erstaunen stellte er fest, dass Toni Da Silva auf seinem Platz saß und in einem Buch mit italienischer Grammatik blätterte. Der Pater hatte erwartet, dass der Junge entweder aus eigener Initiative oder auf Geheiß seiner Mutter ihm und der Klasse noch mindestens zwei Wochen lang fernbleiben würde. Aber da war er. Der Pater hatte sich geirrt.

Gut, dachte er, wenn Du so tun möchtest, als wäre alles normal - dann spiele ich eben mit. Im Mathematikunterricht vertat sich der Pater dreimal. Einmal bemerkte es niemand, die beiden anderen Male wurde er von seinen Schülern verbessert, was ihm sehr peinlich war. Auf den Geschichtsunterricht, der ihm sonst großen Spaß machte, hatte der Pater heute keine besondere Lust. Stattdessen ließ er einen Vokabeltest im Fach Deutsch schreiben. Die Schüler murrten und versuchten ihn davon abzubringen, aber das war er gewohnt und er schlug die Minirevolte eisern nieder. Er hatte seine Gründe für diesen Test, und sie hatten nichts mit irgendeiner schwer zu lernenden Sprache zu tun.

«Stellt Euch nicht so an. Es ist nur ein ganz kleiner Test. Er wird kaum eine viertel Stunde dauern. Ich werde ihn auch heute noch korrigieren. Und sorgt Euch nicht, die Noten werden nicht eingetragen. Sie sollen Euch nur zeigen, wo Ihr steht und wo Ihr Euch noch verbessern müsst.»

Ein Raunen der Erleichterung ging durch die Klasse. Eifrig wurden Blätter herausgeholt und Stifte gezückt, als der Pater die Fragen unter grellem Kreidequietschen an die Tafel malte. Während die Schülerinnen und Schüler ihre Aufgaben bearbeiteten, ruhte der Blick des Paters abwechselnd auf Toni Da Silva und Benno. Dann nahm er sich die Zeit, jeden seiner Schüler eingehend zu mustern und er versuchte dabei, sich ins Gedächtnis zu rufen, was er über jeden einzelnen wusste. Sein Fazit war ernüchternd. Viel zu wenig. Aber wenigstens in einem speziellen Fall würde sich das bald ändern.

Als die Zeit für den Test abgelaufen war, bestimmte er Benno dazu, die Blätter einzusammeln. Ganz genau beobachtete er, wie der Junge zu Tonis Tisch trat, als dieser an der Reihe war, und die Hand nach dessen Blatt ausstreckte.

Nichts.

Keine Regung in Toni Da Silvas Gesicht. Keine Feindschaft, keine Abneigung, aber auch keine Scham und keine Angst, wie man sie vielleicht

hätte erwarten können, nachdem was Benno und seine drei Freunde mit Toni angestellt hatten. Er gab ihm einfach nur kommentarlos das Blatt und streckte seine Nase danach wieder in sein Italienischbuch. Als Benno ans Lehrerpult trat und die eingesammelten Blätter ablegte, schob ihm der Pater einen Zettel zu. Er war gefaltet und auf der Außenseite stand: *Lies diesen Brief bitte erst später, wenn Du alleine bist.*

Bennos Augen weiteten sich und schon wollte er Luft holen, um etwas zu sagen, vermutlich um zu fragen, was das sollte - aber der Pater hob drohend seinen Zeigefinger und zwinkerte dem Jungen zu.

Er war sich bewusst, dass dieses Vorgehen leicht als ungehörig verstanden werden konnte, insbesondere da in Deutschland gerade ein Missbrauchsskandal die Medienwelt in Atem hielt und natürlich auch nach Italien herüberschwappte. Aber sein Ruf im Dorf war untadelig, also machte er sich keine großen Sorgen.

Toni Da Silva hatte zwar ohnehin zwangsläufig mitbekommen, dass er, Bianchi, Erkundigungen über ihn einholen wollte, aber er sollte nicht sehen, dass er noch nicht aufgegeben hatte, auch wenn sein gestriger Vorstoß im Sande verlaufen war. Es wäre am besten, wenn der Junge glauben würde, dass die Vorkommnisse und die Berichte folgenlos bleiben würden.

Der Pater war sich nicht hundertprozentig sicher, ob das, was er vorhatte, richtig war. Aber immerhin hatten Luca, Benno und ihre Freunde ebenfalls gesündigt, als sie an Toni Rache genommen hatten. Warum sollten sie nicht etwas tun, um ihre Schuld abzuarbeiten? Am Ende würde es ihnen vermutlich sogar noch großen Spaß machen. Ein Abenteuer für sie und wenn alles gut laufen würde eine große Hilfe für Toni Da Silva und dessen Seele.

Nachwelt

Die Ratten von Frankfurt

Sie hatten das Mädchen an einem alten Motorradwrack angebunden, etwa fünfzig Meter von ihrem Zeltlager entfernt.

Die Degenerierten standen in einem respektvollen Abstand im Halbkreis um ihre Opfergabe herum. Es mussten so um die fünfzehn der zerfledderten Gestalten sein und weiter hinten, hinter den Bewaffneten, hockten noch mehr Menschen auf dem Boden.

Gefangene.

Das schmutzig-blonde Haar des Mädchens hing ihm ins Gesicht und den Kopf hatte es gesenkt. Es hatte aufgegeben, sich zu wehren. Zwei der Degenerierten hatten es, unter dem rhythmischen Singsang der anderen zu dem Motorrad gezerrt und es dort festgemacht. Da hatte es sich noch gewehrt. Auch nachdem man es angebunden hatte, hatte es noch eine Weile geschrien und an den Stricken gezerrt, aber jetzt schien es aufgegeben zu haben und ließ die verheulten Augen ängstlich hin und her schweifen.

Es wartete.

Sie alle warteten.

Sie warteten auf die Abenddämmerung.

Auf die Dämmerung, mit der die Hunde kamen.

Ich blickte hoch zum Himmel. Die Sonne befand sich bereits seit einer Weile auf dem Rückzug und bald würde sie ganz untergegangen sein.

Ich überprüfte meine Ausrüstung. Für die Armbrust hatte ich nur noch vier Bolzen, und dann war da noch die Machete, die ich vor zwei Tagen aus einem Baumarkt mitgenommen hatte. An meinem Gürtel hatte ich noch eines dieser billigen Survival-Messer mit Kompass und Angelzeug im hohlen Plastikgriff, aber das Ding konnte man schwerlich als Waffe bezeichnen. Resigniert atmete ich aus. Nein, ich würde nichts für das Mädchen tun können. Selbst wenn es mir gelingen würde, das Mädchen zu befreien - was sollte ich denn mit dem Kind anfangen?

Ich konnte es nicht mitnehmen und alleine würde es früher oder später ohnehin bald verrecken. Ich traf meine Entscheidung, ließ mich hinter das ausgebrannte Auto sinken, über dessen Kühlerhaube ich gespäht hatte und

spannte die Armbrust.

Während ich den Bolzen einlegte, dachte ich nach. Ich musste warten, bis die Hunde wirklich aus den Kellern und Häuserschluchten herauskämen, um sich das Mädchen zu holen und so die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden. Falls die Degenerierten meinen Schuss bemerken sollten, war es mehr als wahrscheinlich, dass sie Jagd auf mich machen würden.

Ich legte probehalber auf das armselige, zitternde Ding an, prüfte die Windrichtung und sah zu, wie sich das Licht der Sonne langsam verabschiedete. Der pseudo-sakrale Singsang der Degenerierten wurde allmählich lauter und bald schon sah ich Bewegung in den Schatten der Gebäude, die den Platz säumten.

Die Hunde waren da.

Noch hielten sie sich in den Schatten der Ruinen auf, schlichen argwöhnisch um die Menschen herum, aber bald schon würden sie die Lage ausreichend sondiert haben und dann würde sie der Angstgeruch des Mädchens zum Angriff bewegen.

Durch das Zielfernrohr der Armbrust beobachtete ich das Kind, das die Hunde inzwischen auch entdeckt hatte und wimmernd und panisch versuchte, alle Bestien gleichzeitig im Blick zu behalten.

Der lockere Kreis, den die Hunde jetzt bildeten, wurde enger und enger, und für meinen Schuss wollte ich den Moment abpassen, in dem das erste Tier zum Angriff überging. Ich bildete mir ein, das bösartige, hungrige Knurren der Tiere hören zu können.

Wahrscheinlich hörte ich aber nichts, außer dem entfernten Singsang der elenden Kreaturen, die sich durch die Opferung des Mädchens Sicherheit vor den Bestien erkaufen wollten.

Diesmal würde das wahrscheinlich sogar funktionieren, denn ich war nicht in der Lage mehr als acht der zottigen Kreaturen zu unterscheiden - und an dem Kind war genug Fleisch für sie alle.

Dann passierte es.

Das erste Tier, das größte, verließ seine Kreisbahn, das Mädchen schrie und riss sich an den Fesseln blutig, die Hunde heulten, bellten und knurrten, dann sprang das Alphamännchen und verbiss sich in die Knöchel des Mädchens. Der Schrei kippte ins Unerträgliche, als die zarte Haut aufplatzte und die Knochen zermalmt wurden.

Das war genug Ablenkung.

Ich drückte den Abzug.

In der Dämmerung konnte ich die Flugbahn des Bolzens nicht mit den Augen verfolgen, aber eine halbe Sekunde, nachdem ich abgedrückt hatte, drang ein schreckliches Geräusch an mein Ohr. Leise und kaum wahrnehmbar unter dem Schreien, dem Bellen und dem Knurren - das Geräusch, das entsteht, wenn Metall auf Metall trifft.

Ich hatte das Mädchen verfehlt und das Motorradwrack getroffen.

Die Schreie kamen mir mit einem Mal doppelt so laut vor, und ich schlug die Hände über die Ohren, während ich hinter der Kühlerhaube zu Boden sank, den Rücken an den rostigen Radkasten gelehnt und von meinem eigenen Versagen paralysiert. Einen weiteren Schuss würde ich nicht wagen.

Es schien mir wie eine Ewigkeit, die ich zusammengesunken hinter dem zerstörten Auto wartete und den schrecklich nassen und reißenden Geräuschen lauschen musste.

Als ich wieder in der Lage war, mich aufzuraffen und diesen elenden Ort zu verlassen, blickte ich nicht zurück.

Die Gesänge der Degenerierten hatten aufgehört, und alles was an meine Ohren drang, war das Geräusch des Windes.

Ich schlich weg.

Versager.

Das war jetzt eine Woche her. Ich wachte immer noch Nacht für Nacht schweißgebadet auf und hatte dann die Geschehnisse jenes Abends erneut erlebt. Der Traum hatte mich auch heute aus dem Schlaf gerissen und ich setzte mich in meinem Schlafsack auf. Für einen Moment desorientiert, blickte ich mich um.

Keine Hunde.

Keine Degenerierten.

Stattdessen beleuchtete trübes, frühes Morgenlicht das Schlafzimmer des Hauses, in dem ich mich für den Moment niedergelassen hatte. Mein Rucksack lehnte zusammen mit der Armbrust an der Wand und die Machete lag auf der unbenutzten Hälfte des breiten Ehebettes, das ich mir als Schlafplatz ausgesucht hatte.

Ich war barfuß, trug nur meine schmutzstarrende Jeans, und der Rest

meiner Kleidung bildete am Fußende des Bettes ein verworrenes Knäuel. Nach meinen jüngsten Erlebnissen mit den Degenerierten, die ihr Opfer an die Wildhunde darbrachten, war ich des Wanderns und Umherstreifens vorerst müde geworden.

In einem Vorort von Frankfurt fand ich, am Ende einer Sackgasse, ein von einem hohen Zaun umschlossenes Haus. Die Eingangstür war dem Wendehammer zugewandt und auf der Rückseite schloss sich ein von hohen Bäumen bewachsener, verwilderter Park an. Von dem Schlafzimmer im ersten Stock aus konnte ich die Straße überblicken, was mir ein vages Gefühl von Sicherheit gab.

Das Tor, das den etwas über mannshohen Zaun unterbrach, hatte ich mit einer Kette und einem Vorhängeschloss versehen und erlaubte mir deshalb, mich in der trügerischen Sicherheit etwas zu entspannen.

Ich hatte noch Konserven für drei Tage und es war mir gelungen, einen Hasen zu schießen, der es irgendwie aus dem Park auf das eingezäunte Grundstück geschafft haben musste.

Verschlafen schaute ich die Straße entlang. Vorne hatte ein verwittertes Schild «Mittlerer Hasenpfad» verkündet. Der Asphalt hatte Risse bekommen und es sprossen Farne, Gras und hier und da sogar ein junges Bäumchen hervor. Auch die Vorgärten der anderen Häuser waren verwildert, und, wie überall sonst auch, drängte die Natur mit unbändiger Kraft in die Überreste unserer so genannten Zivilisation.

Mit einem Einwegfeuerzeug, von denen ich immer eine Handvoll dabei hatte, entzündete ich einen Gasbrenner und erhitzte etwas Wasser in einer Blechtasse, um mir einen Instantkaffee anzurühren. Früher hätte ich so eine Plörre niemals getrunken, aber inzwischen kam sie mir vor wie der größte Luxus. Während ich an dem Gebräu nippte, ließ ich meinen Blick über den wolkenverhangenen Himmel schweifen.

Es war Herbst geworden.

Später am Tag würde ich den Dachboden und den Keller auf nützliche Gegenstände untersuchen. Für den Moment aber blieb ich auf dem Bett sitzen und trank meinen Kaffee. Noch immer musste ich an die Hunde denken. Im selben Maße, wie die Flora nach vorne drängte und den Raum einnahm, den der Mensch so plötzlich und auf so schreckliche Weise freigegeben hatte, so sehr tat es auch die Fauna.

Aber das war nicht das eigentliche Problem. Das Problem war, dass die Tiere in den wenigen Jahren nach dem großen Krieg ohne den Einfluss des

Menschen sehr schnell zu ihrem archaischen Verhalten zurückgefunden hatten. Hunde lebten jetzt wieder in Rudeln und sie waren wieder Jäger geworden. Darüber hinaus hatte der simpelste aller Mechanismen eingesetzt. In unserer schönen neuen Welt wurden die Schwachen und die Kleinen gefressen oder mussten verhungern. Es gab also im Verhältnis zu den Menschen nicht nur deutliche mehr gefährliche Tiere als vorher, sondern es waren in der Regel auch richtig große Biester mit scharfen Zähnen, die bereit waren, für ihr Essen zu töten.

Und so war es nicht nur mit den Hunden.

Eine sehr ähnliche Entwicklung hatte auch bei den Menschen stattgefunden. Da, wo es noch einen Rest von zivilisiertem Verhalten gab, hatten sich die Überlebenden zu stammesartigen Sozialgefügen zusammengetan. Jedes dieser Gefüge hatte seine eigenen Regeln entwickelt, die oft auf dem Recht des Stärkeren fußten und wenn man als Fremder auf eine solche Gruppe traf, musste man höllisch aufpassen.

Schon ein kleiner Streit konnte schnell in einem tödlichen Kampf enden. Es war besser, Menschen zu meiden. Menschen bedeuten Ärger. Selbst wenn diese noch versuchen sollten, ein Mindestmaß an Zivilisation aufrecht zu erhalten.

Aber es gab auch noch andere. Die Degenerierten gehörten dazu. *Degeneriert* - so nannte ich jene Menschen, die so gut wie jedes Verhalten abgelegt hatten, das man vor dem Krieg als *menschlich* bezeichnet hatte.

Ob diese Entwicklung durch unser kollektives Trauma verursacht worden war, oder ob diese Menschen sich schon immer näher an der Grenze zum Tierischen befunden hatten, und nun - in Abwesenheit von Recht und Gesetz - ihre Veranlagung ungehemmt ausleben konnten, das wusste ich nicht und es spielte auch keine große Rolle.

Sie waren nicht viel mehr als Raubtiere, die in Gruppen umherzogen und stahlen, plünderten, mordeten und vergewaltigten, wo sie nur konnten. Meistens bestanden diese Gruppen aus Männern, hin und wieder waren aber auch Frauen dabei. Das Gefährliche und Widerliche an ihnen waren ihre Intelligenz und ihr Wille zu unnützer Grausamkeit. Die Versehrten waren eine andere Gruppe. Sie traf man dort an, wo Uranmunition in den Wänden steckte und biologische Kampfstoffe eingesetzt worden waren, oder dort, wo taktische Atombomben die großen Industrieanlagen in verseuchte Trümmerfelder verwandelt hatten.

Viele von ihnen hatten fast nichts Menschliches mehr in ihrem Aussehen.

Verwachsen, verkrebst, verstümmelt, ohne Zähne und von Krätze befallen, hatten auch sie sich in kleinen Gruppen zusammengefunden. Häufig lebten sie isoliert von den Gesunden, die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollten. Sei es aus Angst vor Ansteckung oder einfach nur aus angeborenem, instinktivem Ekel. Manche von ihnen waren durch ihr Leiden wahnsinnig geworden, mit anderen hatte ich allerdings auch schon Tauschhandel treiben können. Aber selbst ich war bei diesen Gelegenheiten darauf bedacht gewesen, jeglichen Körperkontakt zu vermeiden. Selbstschutz. Einmal hatte sich mir eine versehrte Frau angeboten, auf der Suche nach Schutz und etwas Gesellschaft. Ich könne mit ihr machen, was ich wolle, hatte sie gesagt, nur sie alleine lassen - das sollte ich nicht.

Ich ließ sie allein und wanderte weiter.

Ich kann gar nicht genau sagen, warum ich dieses gigantische Schlachtfeld alleine durchstreifte. Es gab keinen Ort, an den ich wollte, keinen Menschen mehr, der mir wichtig war und kein großes Ziel, das ich verfolgte. Im Grunde hätte ich mich genau so gut selbst töten können, wie es schon so viele vor mir getan hatten. Vor allem in den ersten Jahren nach dem Krieg.

Ich beschloss, nicht weiter darüber nachzudenken. Ich zog die Jeans und die Unterhose aus und begann, mich mit einem Stück Seife und dem Rest des Wassers aus der Plastikflasche zu säubern. Jeden zweiten Tag besprühte ich mich großzügig mit Desinfektionsmittel, von dem ich drei kleine Flaschen aus einer halb eingestürzten Drogerie mitgenommen hatte. Da es keine medizinische Grundversorgung durch Ärzte und Krankenhäuser mehr gab, war es mehr als angeraten, auf die Hygiene zu achten. Eine Blase am Fuß konnte einem auf der Flucht zum Verhängnis werden, genauso wie ein Pilzbefall im Schritt. Ein entzündetes Ohr konnte der Grund dafür sein, dass man nicht hören konnte, wenn sich jemand oder etwas an einen heranschlich.

Man musste einfach auf sich achten.

Als ich fertig war, zog ich mich an. Zur Jeans kamen Socken, Lederstiefel und ein löchriges T-Shirt. Meine Machete nahm ich mit und den Rest meiner Habseligkeiten ließ ich im Schlafzimmer zurück, denn im Grunde rechnete ich hier nicht mit Ärger.

Als ich das Haus erreicht hatte, todmüde und niedergeschlagen, hatte ich als erstes einen schnellen Blick in jedes der Zimmer geworfen, um mich davon zu überzeugen, dass auch wirklich niemand hier war. Die Tür zum Keller war fest verschlossen gewesen, deswegen hatte ich mich auch nicht weiter mit ihr befasst.

Am Ende meiner Durchsuchung war ich im Schlafzimmer angekommen, hatte die Tür mit einem Stuhl blockiert und war schnell in einen erschöpften Schlaf gefallen. Jetzt ließ ich mir etwas mehr Zeit. Bei meiner Ankunft hatte ich nicht auf das Namensschild an der Tür geachtet, aber alles hier sah so aus, als wäre diese Familie vor dem Krieg recht wohlhabend gewesen. Man konnte es anhand der Einrichtung und dem Inhalt der Kleiderschränke erkennen. Küche und Wohnzimmer waren offen und großzügig angelegt und nur durch eine Theke voneinander getrennt. In einer Vorratskammer, die an den Eingangsbereich grenzte, fand ich noch einige Konserven mit akzeptablem Haltbarkeitsdatum, die ich neben der Eingangstür stapelte. Es gab im Erdgeschoss noch eine kleine Toilette und ein größeres Badezimmer. Dort fand ich, im Spiegelschränkchen über den Waschbecken, eine noch eingeschweißte Zahnbürste, ein Heftchen mit Pflastern und ein paar Rollen mit Verbandsmull. Ich stopfte meine Beute in die Taschen der Jeans und wandte mich der Kellertür zu. Sie war immer noch abgeschlossen. Ich tastete ein wenig herum, und tatsächlich - oben auf dem Türrahmen lag ein Schlüssel.

Ich entriegelte das Schloss und öffnete, die Machete in meiner Rechten, die Tür. Lauschend starrte ich in die Dunkelheit.

Mist.

Dunkelheit.

Ich schloss die Tür wieder hinter mir und begann Schubladen und Schränke zu durchwühlen, bis ich eine kleine Taschenlampe fand, die zu meinem großen Glück eine noch funktionsfähige Batterie ihr eigen nannte. Anderen Strom gab es nicht mehr, dafür hatte der Krieg gesorgt. Für einen kurzen Moment musste ich an all die Atomkraftwerke denken, die nun unbeaufsichtigt, düster und bedrohlich dastanden und eine stumme, ungreifbare Gefahr für alles darstellten, was von der Welt noch übrig war. Ich konnte es nicht ändern, also schob ich den Gedanken wieder von mir.

Mit der kleinen Taschenlampe fühlte ich mich schon deutlich sicherer, als ich in den Keller hinabstieg. Unten angekommen, war ich sogleich erfreut. Im Raum rechts von mir befand sich eine gut ausgestattete Werkstatt. Arbeitsplatte, Schraubstock, diverses, inzwischen unnützes Elektrowerkzeug. Die Wand hing voll mit Hämmern, Feilen und Sägen und in den Schubladen gab es tausenderlei Nägel, Schrauben und Muttern. Alles war leicht chaotisch. Hierher hatte sich der Herr des Hauses zum entspannten Basteln zurückgezogen. Diese Annahme wurde durch einen halbvollen Kasten Becks

bestätigt, der in einer Ecke auf dem Boden stand. Ich ließ den Strahl der Taschenlampe weiter wandern. Hinter der Tür waren einige Holzstücke gelagert, darunter ein paar Rundstäbe, aus denen ich mir Bolzen für die Armbrust fertigen wollte. Es gab noch einen weiteren Raum, der, abgesehen von Wäscheleinen, Waschmaschine und Trockner leer war und den Heizungsraum, der auch nichts mehr von Nutzen beherbergte. Ich nahm mir eine Flasche Bier aus dem Kasten und verließ den Keller wieder.

Oben angekommen, an der Theke zwischen Wohnzimmer und Küche, öffnete ich die Flasche an der Kante und nahm einen tiefen Schluck. In diesem Moment fühlte ich mich fast glücklich.

Dann ließ ich vor Schreck beinahe die Flasche fallen.

Jemand schlich geduckt am Zaun entlang. Zuerst lediglich ein Schemen am Rand meines Sichtfelds, dann erkannte ich, dass es ein Degenerierter war.

Ich erstarrte, wollte ihm keinen Anlass geben, durch die Fenster zu blicken.

Er durfte mich nicht sehen.

Er durfte keinen Grund haben, das Haus zu betreten.

Ich brauchte die Sicherheit und den Schutz, den es bot noch eine kleine Weile.

Bitte, nur noch ein paar Tage ohne Anspannung und ohne über die Schulter sehen zu müssen.

Meine Hände zitterten, als ich beobachtete, wie er sich aus meinem Blickfeld entfernte. Zerlumpte Kleidung, mehr Löcher als Stoff, einen Speer in der schmutzig-schorfigen Hand, der aus einem langen Eisenrohr und einem Küchenmesser gemacht war und blutunterlaufene Augen in einem misstrauisch dreinblickenden Gesicht.

Ich konnte nicht sagen, ob der Kerl zu *den* Degenerierten gehörte, die mir seit einer Woche Alpträume bescherten, aber sobald ich an diesen Abend dachte, kochte eine kalte Wut in mir hoch. Ich konnte ihn jetzt nicht mehr sehen und bewegte mich schnell von der Theke zum Küchenfenster, das der Straße zugewandt war.

Da war er wieder.

Etwas ratlos betrachtete er die Kette mit dem Vorhängeschloss, mit dem ich nach meiner Ankunft draußen die Torflügel verschlossen hatte. Dann suchte sein Blick die Fenster ab, und als er über mich glitt, fröstelte ich.

Er hatte mich nicht gesehen.

Einen Moment verharrte er noch, dann drehte er sich um und ging.

War er wirklich alleine, oder war er nur ein Späher, der seine Meute zur

Beute führen sollte?

So leise es ging, hastete ich die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Der Ausblick von dieser erhöhten Position bestätigte meine Befürchtungen.

Ich sah zu, wie er sich vom Tor entfernte und dann stehen blieb. Er gestikulierte knapp, und kurz darauf traten sie aus dem verwilderten Vorgarten eines der benachbarten Häuser auf der rechten Seite der Sackgasse.

Zwei weitere Degenerierte.

Einer von ihnen trug ebenfalls einen improvisierten Speer, die andere Gestalt war eine Frau mit einem mit Nägeln gespickten Baseballschläger in der Hand.

Sie wechselten einige Worte miteinander, dann gingen sie gemeinsam die Gasse hinab. Einer der Männer schaute sich noch einmal um, und mir war, als hätten unsere Blicke sich getroffen. Ich blieb am Fenster stehen, bis sie nach circa sechzig Metern nach rechts in eine Straße abgebogen und ich sie nicht mehr sehen konnte. Ich bemerkte, dass ich die Bierflasche immer noch krampfhaft in der Hand hielt, zwang mich, den Griff zu lockern und nahm einen weiteren Schluck.

Dann noch einen.

Und noch einen.

Die letzte Gelegenheit, bei der ich Alkohol getrunken hatte, lag schon eine Weile zurück und so setzte recht bald ein warmes, wohlig-leichtes Gefühl in meinem Körper ein, das mir irgendwie unpassend vorkam. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes und erlaubte mir einen kleinen Moment lang, dieses paradoxe Gefühl ungeachtet aller Gefahr zu genießen. Mit einem letzten, großen Schluck leerte ich die Flasche und überlegte, was ich tun sollte. Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob der Degenerierte mich bemerkt hatte, aber als schließlich der letzte Tropfen Bier getrunken war, dämmerte mir etwas.

Ich hatte einen Fehler gemacht.

Das Vorhängeschloss am Tor.

Es hing innen.

Nicht außen.

Falls der Späher aufmerksam genug gewesen war, würde er bemerkt haben, dass sich hier jemand eingeschlossen hatte. Und dort, wo jemand lebte, da gab es Nahrung und dort konnte man plündern und morden. Andererseits konnte er nicht wissen, dass ich alleine war. Vielleicht würde sie dieses Unwissen davon abhalten, einen Vorstoß zu wagen?

Ich konnte also nicht mit Sicherheit sagen, ob sie versuchen würden hier einzudringen, aber ich verfluchte mich für meinen Fehler und beschloss, nicht länger hierzubleiben als nötig.

Ich raffte meine Habseligkeiten zusammen. Den Rucksack, die Armbrust und den oliv-grünen Bundeswehr-Parka, der noch auf dem Schlafzimmerboden gelegen hatte und in einer von dessen Seitentaschen sich die restlichen drei Bolzen für die Armbrust befanden. In der Schublade, in der ich die Taschenlampe gefunden hatte, war noch eine Packung mit passenden Batterien gewesen. Auch die nahm ich an mich, dann ging ich in den Keller zurück und schloss die Tür hinter mir ab. Als Allererstes spannte ich die Armbrust und legte einen Bolzen ein. Um sie griffbereit zu haben, platzierte ich sie auf dem linken Rand der Arbeitsplatte. Dann nahm ich mir einen weiteren Bolzen als Vorlage und fing an, zu arbeiten.

Zwei Werkstücke verhunzte ich, aber bei acht weiteren gelang es mir, aus den Rundstäben und langen Nägeln aus einer Schublade mit Hilfe von Holzleim, einem kleinen Bohrer und Hanfschnur improvisierte Geschosse zu basteln. Da sie keine Fiederung aufwiesen wie die Aluminiumbolzen aus dem Waffenladen, würden sie niemals so weit und gerade fliegen wie diese, aber auf kurze Entfernung konnte man mit ihnen sicherlich genug Schaden anrichten, um den einen oder anderen der Degs von etwaigen Angriffsabsichten abzubringen. Ich machte weiter. Mit einem Wetzstein schärfte ich die Machete und das billige Survival-Messer. Dann verließ ich den Keller wieder. Gerade noch wollte ich die Konserven, die ich an der Haustür gestapelt hatte, in meinen Rucksack packen und das Haus verlassen, da sah ich sie.

In einer kleinen Karawane kamen sie die Sackgasse entlang. Fünf oder sechs zerlumpte Gestalten mit Speeren gingen voran, dann folgten zwei Karren, ein vierrädriger Autoanhänger und ein Handwagen, die jeweils von nackten, abgemagerten Menschen gezogen wurden, denen man Stricke um den Hals gelegt hatte. Die Körper wirkten schwach und zerschunden. Besonders der Körper der Frau, die mit einem alten Mann zusammen den großen Autoanhänger ziehen musste.

Auf den Karren befanden sich Vorräte, Planen und Zeltstangen und noch einiges, was ich durch das dicke Glas neben der Haustür und durch die Streben des Zaunes hindurch nicht genau erkennen konnte.

Wieder hastete ich die Treppe zum Schlafzimmer hoch und versuchte dabei leise zu sein, obwohl die Prozession sicherlich noch vierzig Meter oder mehr

entfernt war. Von hier sah ich schon deutlich mehr, und die Haare an meinen Armen stellten sich auf. Hinter den Karren trotteten, ebenfalls von Stricken an der Flucht gehindert, drei Kinder. Auf diese Entfernung schätzte ich das Alter der Kleinen zwischen acht und elf Jahre.

Es musste tatsächlich dieselbe Degeneriertengruppe sein, auf die ich vor einer Woche gestoßen war. Am Ende der Karawane gingen noch einmal vier Degenerierte, mit Messern, Keulen und Speeren bewaffnet. Zwei von ihnen trugen zusätzlich Sportbögen mit Übersetzung und Köcher mit Pfeilen auf den Schultern. Das alles war aber im Moment nicht so wichtig.

Wichtiger war: Ich hatte einen Entschluss gefasst und der Anblick der Gefangenen hatte mich darin bestärkt.

Dieses Pack würde keine Kinder mehr von wilden Tieren zerfetzen lassen.

Nie wieder.

Meine neugewonnene Entschlossenheit hinderte mich indes nicht daran, Angst zu fühlen. Gebannt wie ein Kaninchen im Scheinwerferlicht beobachtete ich fäusteballend und schwitzend, wie dieser Zug der Elenden und Boshaften sein Lager direkt vor meinem Zaun aufschlug.

Deswegen waren die Späher da gewesen. Sie hatten heute keine leichte Beute gesucht, sondern einen sicheren Lagerplatz - und die Sackgasse war ideal, da die vermeintlich leeren Häuser, die Zäune und die verwilderten Gärten Blickschutz nach drei Seiten boten. Während ich beobachtete, wie die Degenerierten und ihre Gefangenen vor meinem Haus ihr Lager aufschlugen, versuchte ich die Lage zu analysieren. Im ersten Stock des Hauses war ich für ´s Erste sicher vor Entdeckung. Bald schon konnte ich eine simple Hierarchie innerhalb der Gruppe ausmachen. Ein Kerl war etwas älter als der Rest, so um die fünfzig vielleicht. Er war von drahtiger Statur, als einziger nicht in Lumpen gekleidet und relativ hoch gewachsen. Er stand, von zwei kräftigen Männern flankiert, inmitten des Treibens und schien sich mit ihnen zu beraten. Der Rest der Truppe war damit beschäftigt, die von den nackten Gefangenen gezogenen Wagen zu entladen, oder aus den Nachbarhäusern brennbares Material herauszutragen und es in der Mitte des improvisierten Camps anzuhäufen. Die Gefangenen waren weiterhin an den beiden Karren festgebunden, hatten sich aber inzwischen auf den Boden gesetzt und

versuchten mit gesenktem Blick, nicht den Unmut der geschäftig umhereilenden Degenerierten auf sich zu ziehen. Ab und an wurde dennoch einer von ihnen im Vorbeigehen geschlagen oder getreten und das schmerzerfüllte Aufkeuchen ließ die Degs jedes Mal spöttisch lachen. Einmal zeigte einer von ihnen in Richtung meines Hauses. Ein anderes Mal rüttelte sogar einer an der Kette, mit der ich das Tor verschlossen hatte, und mir wurde schlecht vor Angst.

Nicht.

Noch nicht.

Ich bin noch nicht so weit.

Der Anführer rief den Mann schließlich zur Ordnung. Es sei genug Holz für ein anständiges Feuer da. Um das Tor würde man sich morgen kümmern. So zumindest interpretierte ich die Gesten des Anführers.

Ich atmete auf.

Ja, ihr widerliches Pack, kümmert euch mal schön morgen um das Tor. Beachtet mich einfach gar nicht.

Ich sah ihnen noch eine Weile zu, bis ich wirklich sicher war, dass sie es sich nicht doch noch anders überlegen würden. Die Karren hatten sie quer auf die Straße gestellt, so dass sie eine Barriere bildeten, die das Lager von der offenen Straße abschirmte. So waren sie von meinem Zaun, den beiden Nachbarhäusern und den Karren von allen Seiten vor Angriffen von anderen Banden und wilden Tieren geschützt. Die Zelte hatten sie abgeladen, aber nicht aufgebaut, sondern die Planen und Zeltstangen am östlichen Rand des Lagers abgelegt. Nahrungsmittel und Wasserbehälter waren in die Mitte des Camps gebracht worden, wo schon ein kleines Feuer aus geplünderten Möbeln und Büchern angefacht worden war. Der Anführer nahm, von seinen beiden Handlangern beschützt, mit dem Rücken zu mir Platz und den Blick hatte er der Straße zugewandt.

Auch die meisten anderen Degenerierten setzten sich im Kreis um die Feuerstätte, außer einem, der sich anschickte, das Essen zuzubereiten und zu diesem Zweck etwas, das aussah wie der alte Kadaver irgendeines nicht näher bestimmbaren Tieres, aus einem blauen Müllsack zerrte und zwei weiteren Männern, die mit geschulterten Speeren die Straße hinab liefen und etwa dreißig Meter vom Lager entfernt Stellung bezogen.

Wunderbar.

Ich schien tatsächlich eine gewisse Narrenfreiheit zu genießen, zumindest solange ich keinen Lärm machte und mich draußen oder an den Fenstern

nicht blicken ließ. Der Anführer hatte jetzt ein kleines, in Leder geschlagenes Buch aus einer seiner Taschen geholt und schien es zu studieren. Der Rest der Gruppe unterhielt sich, und ab und an gab einer der Adjutanten scheinbar eine Anweisung mit etwas gehobener Stimme, wie ich an der Körpersprache ablesen konnte. Ich konnte die Worte nicht verstehen, aber es war auch so zu sehen, dass es keinen konkreten Grund für den scheinbaren Befehlston gab, da niemand mit irgendeiner sichtbaren Aktion darauf reagierte.

Es schien dabei nur um die Klarstellung der Hierarchie zu gehen. Ich warf einen letzten Blick auf die verwahrloste Gruppe. Die gespannte Armbrust lehnte ich schließlich neben dem Fenster an die Wand, wobei ich darauf achtete, nicht gegen den kalten Heizkörper unter dem Fenster zu stoßen, um keinen Lärm zu verursachen und mich aus Versehen zu verraten. Die beiden Aluminiumbolzen ließ ich zusammen mit denen, die ich selbst hergestellt hatte, auf dem Fensterbrett liegen und ging, mit meiner Machete in der Hand und dem Fahrtenmesser am Gürtel, runter ins Erdgeschoss.

Dort begann ich, meinen Plan in die Tat umzusetzen.

Während ich also das Haus, inzwischen zum zweiten Mal, nach brauchbaren Gegenständen durchsuchte, war mir eines völlig klar: Wenn ich es wirklich mit einer solchen Übermacht aufnehmen wollte, musste ich mich vorbereiten.

Ich schlich vorsichtig und geduckt durch das ganze Haus und sammelte alles, was ich für nützlich hielt im Eingangsbereich. Immer wenn ich einen Raum zur Gänze geplündert hatte, versuchte ich, die Tür zu diesem Raum zu blockieren. Manchmal gelang mir das durch simples Umdrehen eines Schlüssels, der sich noch im Türschloss befunden hatte, aber hin und wieder musste ich noch zu einem Besenstiel, einer Standlampe oder Ähnlichem greifen.

Es durfte nur einen einzigen Weg geben, um in das Schlafzimmer im Obergeschoss zu gelangen, denn von dort wollte ich meinen Angriff starten. Zunächst musste ich aber noch einmal in den Keller. Ich schloss die Tür so leise wie möglich auf und stieg die Stufen hinab. Hier lag noch ein kleines Beil, dort ein Hammer. Ich fand eine Flasche mit Lösungsmittel und etwa

zwei Liter Benzin für eine Kettensäge, die allerdings nirgends zu sehen war.

Wieder im Erdgeschoss angekommen, ließ ich meinen Blick über den Plunder schweifen, den ich hier angesammelt hatte. Mit einem Mal kam mir mein Plan komplett idiotisch vor. Ich würde mit Sicherheit draufgehen. Andererseits, was war das schon für ein Leben, das ich heute eventuell verlieren würde?

Ziellos, rastlos und sinnlos - mehr fiel mir im Moment nicht ein, um meinen Daseinszustand zu beschreiben, und ich wusste auch nicht mehr, ob es vor dem Krieg einmal anders gewesen war. Zur Gänze erschlafft und gedankenversunken stand ich noch einige Minuten herum, gefangen in einem Netz sich widersprechender Gedanken und schemenhafter Erinnerungen. Dann musste ich wieder an das Mädchen denken, das die Degenerierten den wilden Hunden geopfert hatten und an die drei anderen Kinder, die nach wie vor an den Karren vor dem Haus gefesselt waren. Schließlich machte ich mich wieder an die Arbeit.

In gewisser Weise arbeitete ich rückwärts, von der Eingangstür aus, bis hoch ins Schlafzimmer. Dabei war mir die ganze Zeit über bewusst, dass keine meiner Maßnahmen geeignet war, einen der Degenerierten wirklich zu töten. Vielmehr versuchte ich mit meinem Tun dafür zu sorgen, dass sie ihre zahlenmäßige Überlegenheit nicht gegen mich einsetzen und alle auf einmal über mich herfallen konnten. Wenn ich Glück hatte, würde ich zwei oder drei von ihnen erwischen, bevor sie über den Zaun geklettert wären. Die übrigen würden vermutlich versuchen, durch die Eingangstür oder durch eines der Fenster im Erdgeschoss in das Haus einzudringen. Aber egal, welchen Weg sie wählen würden, um zu mir zu gelangen und mich zu töten - am Ende würde jeder einzelne von ihnen im Eingangsbereich landen und versuchen, über die Treppe, die nach oben ins Schlafzimmer führte, an mich heran zu kommen.

Irgendwann hatte ich meine Vorbereitungen abgeschlossen und befand mich wieder im Schlafzimmer. Mein Waffenarsenal hatte ich nicht nur um das Beil und den Hammer erweitert, sondern ich verfügte inzwischen auch über drei Molotowcocktails, die ich mir aus leeren Bierflaschen, dem Kettensägenbenzin und unter Zuhilfenahme eines alten Putzlappens zusammengebastelt hatte. Einen von ihnen deponierte ich neben der Armbrust, die immer noch an dem Heizkörper unterhalb des Fensters lehnte. Die anderen beiden platzierte ich am oberen Ende der Treppe. Während meine Hand mit den Feuerzeugen in meiner Tasche spielte, blickte ich aus

dem Fenster.

Ich wurde nervös.

Das improvisierte Lager der Degenerierten hatte sich nicht verändert. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie viel Zeit meine Vorbereitungen in Anspruch genommen hatten, aber es schien nicht all zu lange gedauert haben. Die Gruppe saß immer noch um das Feuer versammelt. Die beiden Wachen am Nordende der Sackgasse waren immer noch auf ihrem Posten und der Anführer blätterte nach wie vor in seinem kleinen Lederbüchlein.

Einen besseren Zeitpunkt als jetzt gab es nicht.

Ich hob die Armbrust auf und öffnete so leise wie möglich das Fenster. Dort unten hatte keiner etwas bemerkt und ich nahm den Hinterkopf des Anführers ins Visier. Durch das Zielfernrohr der Waffe konnte ich erkennen, dass sein Haar hier und da bereits grau wurde, aber das sollte seine Sorge nicht sein - viel älter würde er nicht mehr werden.

Ich atmete tief ein, hielt die Luft an - dann drückte ich ab.

Der Bolzen brauchte den Bruchteil einer Sekunde, um sein Ziel zu erreichen. Mit einem nassen, irgendwie knirschenden Geräusch drang das Geschoß von hinten tief in den Schädel des Anführers ein und riss ihn nach vorne. Das Buch fiel aus seinen Händen in den Dreck und sein Körper sank in sich zusammen. Ich wartete die Reaktion seiner Kameraden nicht ab, sondern bewegte mich, um nicht entdeckt zu werden, schnell vom Fenster weg und begann die Armbrust wieder schussbereit zu machen. Als ich die Sehne neu gespannt hatte und gerade dabei war, den Bolzen einzulegen, hörte ich die ersten Schreie.

Das Chaos dort unten und die Schrecksekunde der Degenerierten ausnutzend, trat ich wieder ans Fenster und zielte erneut. Die beiden Adjutanten hatten sich über die Leiche des Anführers gebeugt. Der Rest der Gruppe hatte nach den Waffen gegriffen, und sie blickten sich argwöhnisch um. Noch hatte mich allerdings keiner entdeckt und jetzt ließ ich mir Zeit. Durch das Zielfernrohr suchte ich mir den Degenerierten aus, der am größten und gefährlichsten aussah. Er befand sich auf der anderen Seite des Feuers, hatte gerade seinen Speer aufgehoben und sah erschrocken aus. Ich nahm sein hässliches, von Pusteln versehrtes Gesicht ins Visier und wieder drückte ich ab.

Dieser Schuss traf nicht so gut wie der erste. Er verfehlte das Gesicht und der Bolzen bohrte sich unterhalb des linken Schlüsselbeins in den Brustkorb

des Mannes. Er heulte auf vor Schmerzen, aber gleichzeitig hob er den Arm auf seiner unverletzten Seite und zeigte auf mich.

Ich war entdeckt.

Nun geschahen einige Dinge gleichzeitig. Ich war wieder dabei, meine Armbrust zu spannen, die beiden Adjutanten ließen von der Leiche ihres Anführers ab und griffen nach den Waffen und die beiden Bogenschützen auf der anderen Seite des Feuers legten Pfeile auf die Sehnen. Das ganze Lager war jetzt in Bewegung und es erhob sich ein großes Geschrei, an dem sich auch die Gefangenen beteiligten.

Die Degenerierten schrien vor Wut, die Gefangenen vor Angst.

Als ich den dritten und letzten meiner gefiederten Aluminiumbolzen eingelegt hatte, waren die beiden Adjutanten schon halb über den Zaun geklettert und die Bogenschützen hatten ihre Waffen gespannt und auf mich angelegt. So schnell ich konnte, legte ich ebenfalls auf einen von ihnen an und drückte ab. Der Bolzen durchschlug seine Hand und sein Pfeil stieg hoch in den grauen Himmel auf. Ich ließ meine Armbrust fallen, griff nach dem Molotowcocktail und mit der anderen Hand nach einem der Feuerzeuge. Ich wollte den Brandsatz nach den beiden Adjutanten werfen, sobald diese den Zaun hinter sich gebracht hätten. Der Stofffetzen am oberen Ende des Molotowcocktails hatte gerade Feuer gefangen, als ein Pfeil an mir vorbei zischte und hinter mir in die Wand schlug. Als der langsamere der beiden Adjutanten gerade seine Füße auf den Boden setzte, schickte ich das flammende Wurfgeschoss auf seinen Weg. Ich hatte den Wurf etwas zu hastig ausgeführt. Die Flasche zerschellte einen Meter von dem Kerl entfernt auf dem Boden, es gab eine helle Stichflamme, und er wurde von einem Sprühregen brennender Flüssigkeit erfasst.

Ich sprang vom Fenster zurück, gerade rechtzeitig, denn schon kam ein zweiter Pfeil angeflogen und verfehlte mich nur knapp. Ich überlegte, was ich tun sollte.

Sollte ich ein weiteres Mal mit der Armbrust aus dem Fenster schießen?

Oder sollte ich mich besser darauf vorbereiten, dass sie das Haus bald stürmen würden?

Nein, nicht mit der Armbrust!

Zum einen hatte der verbleibende degenerierte Bogenschütze sich inzwischen sicher auf das Fenster eingeschossen und zum anderen standen mir nur noch meine selbstgebastelten Bolzen zur Verfügung. Die präziseren Aluminiumbolzen hatte ich schon alle verbraucht. Die Entscheidung war also

gefallen. Während ich, um nicht doch noch von einem Pfeil getroffen zu werden, geduckt das Schlafzimmer durchquerte, lauschte ich gespannt.

Die Degenerierten stießen immer noch Wutschreie aus und die, die ich verletzt hatte, schrien vor Schmerz und verliehen ihrem Zorn Ausdruck. Metallisches Klappern, das Rascheln von Kleidung und ein Schleifgeräusch verrieten mir, dass weitere Degs gerade dabei waren, den Zaun zu überklettern. Im Erdgeschoss ließen laute, dröhnende Schläge die Haustür erzittern und hinter mir schlug ein Pfeil in die Schlafzimmertür ein und ließ sie in den Angeln quietschen, als sie sich darauf hin etwas bewegte. Zum vierten Mal spannte ich oben auf der Treppe die Armbrust und legte einen von den selbstgebauten Bolzen ein. Durch das kleine Fenster neben der Haustür konnte ich schemenhaft erkennen, wie sie sich sammelten. Allerdings war der Winkel etwas ungünstig, und so konnte ich nicht wirklich sehen, wie viele es waren. Noch während ich die Tür ins Visier nahm, die von den schweren Schlägen der Degenerierten erzitterte, hörte ich im Erdgeschoss eine Scheibe klirren.

Einer versuchte es wohl durch das Wohnzimmer.

Plötzlich gab die Eingangstür mit einem berstenden Geräusch nach, sprang auf und eine zerlumpte Gestalt stürmte durch den Türrahmen. Ich zog den Abzug durch und der Bolzen traf den Oberkörper des Degenerierten. Mit einem entsetzten, ungläubigen Ausdruck in den Augen starrte er auf den Holzschaft, der aus ihm herausragte. Dann ging er unter dem Ansturm seiner nachdrängenden Kameraden zu Boden. Er fiel vornüber und der Bolzen verschwand zur Gänze in seinem Leib. Während ich mit schwitzigen Fingern versuchte, die zuvor an der Treppe deponierten Molotowcocktails anzuzünden, sah ich, wie drei weitere Degenerierte über die Leiche ihres Kameraden stiegen und den Eingangsbereich einnahmen.

Der ungewöhnliche Anblick, der sich ihnen bot, war es, der verhinderte, dass sie sogleich die Treppe hinauf stürmten, um mich in Stücke zu hacken. Kreuz und quer, im gesamten Eingangsbereich hatte ich ein Netz und Fußangeln aus Schnüren, Gürteln miteinander verknoteten Stromkabeln und Schnürsenkeln gespannt. Allerdings schien mein Plan nicht aufzugehen. Ich hatte erwartet, dass sie sofort auf mich losstürmen würden, nur um sich dabei in den Schnüren zu verheddern und zu fallen und so leichte Ziele für mich abzugeben, aber da hatte ich mich wohl getäuscht.

Der kurze Moment der Starre war vorüber, als ich die Lunten der beiden Molotowcocktails endlich angezündet hatte.

In dem Moment, in dem ich zum ersten Wurf ausholte, begannen sie hektisch auf die ersten Schnüre und Kabel einzuhacken, die zwischen ihnen und mir gespannt waren und an ihnen zu zerren.

Was sie allerdings nicht bemerkten, war die Tatsache, dass einer von ihnen in einer von mir platzierten Lache aus Lösungsmittel stand.

Als der erste der beiden Molotowcocktails auf dem Boden explodierte, die hochprozentige Flüssigkeit entzündete und den Deg in eine lebendige, kreischende Fackel verwandelte, barst mit einem Mal die Wohnzimmertür auf und die Frau mit dem mit Nägeln gespickten Baseballschläger sprang in den brennenden Eingangsbereich. Ich warf den zweiten Brandsatz nach ihr, aber statt auf dem Boden zu ihren Füßen zu zerschellen, kullerte die Flasche einfach weiter und setzte lediglich einen Vorhang weiter hinten in Brand. Qualm, Feuer und Geschrei waren jetzt allgegenwärtig.

Noch während ich beobachtete, wie sich in ihrem Gesicht ein höhnisches Grinsen breitmachte, nahm ich wahr, dass die anderen Degenerierten mein Netz zerschlagen hatten und sich anschickten, die Treppe zu stürmen.

Der erste von ihnen, der einen Fuß auf die Stufen setzte, rutsche in einer Pfütze aus Seife und Salatöl aus und fiel nach vorn. Dadurch wurde der Weg für seine Kameraden kurzfristig blockiert, und mir blieb genug Zeit, das Beil und den Hammer zu werfen. Das Beil traf die Degeneriertenfrau leider nur mit dem Stiel am Oberkörper, aber der Hammer, den ich direkt danach geworfen hatte, traf sie mitten ins Gesicht, brach ihr die Nase und nahm einige Zähne mit sich, als er zu Boden fiel. Die Hände vor ihre blutige Fresse geschlagen und laut und gurgelnd schreiend suchte sie das Weite. Bis hierhin war es unglaublich gut für mich gelaufen, aber spätestens jetzt war mein Überraschungsvorteil dahin.

Derjenige der Adjutanten, den ich draußen am Zaun nicht mit dem Molotowcocktail erwischt hatte, stieg gerade über seinen gestürzten Kameraden hinweg und sprang dann, mit einem gefährlich aussehenden Messer in der Hand, auf mich zu. Unten vor der Haustür konnte ich durch die Flammen hindurch die Silhouetten weiterer Degenerierter sehen, die sich anschickten das Schlachtfeld zu betreten.

Zu viele ...

Als ich langsam erwachte, konnte ich zunächst nur Schemen erkennen. Seltsame, nackte Gestalten und Schatten schienen im Kreis um mich herum zu eilen, zu wabern, sich zu materialisieren und dann wieder aufzulösen, zu kommen und zu gehen.

Undefinierbares Gemurmel, leise, kurze Wortwechsel und das Rauschen und Knistern eines brennenden Feuers vermischten sich mit dem zischenden Geräusch, das entsteht, wenn kochendes Fett in die Flammen tropft. Eine der Gestalten goss mir etwas Wasser in den Mund, nur einen kleinen Schluck, aber es tat mir unglaublich gut, die kühle Flüssigkeit in meinem Rachen zu spüren.

Als ich schlucken wollte, durchzuckte ein heftiger Schmerz meine Kehle und sorgte dafür, dass ich aus meinem Dämmerzustand auftauchte.

Mein Blick gewann langsam wieder an Schärfe.

Über mir, am Himmel, schien die Sonne beinahe untergegangen zu sein und die Wolken, die vom Abendwind zu bizarren Gebilden verwirbelt wurden, leuchteten noch schwach in ihrem sterbenden Licht. Eine Weile beobachtete ich dieses alltägliche Schauspiel, das mir in diesem Moment so wundervoll vorkam und fast schon wollte ich meine Augen wieder schließen und mich in die tröstliche Schwärze meiner Träume zurückfallen lassen, als es mir wieder einfiel.

Der Kampf.

Die Degenerierten.

Das brennende Haus.

Die Gefangenen.

Adrenalin und Panik ließen mich hochschnellen.

Ich bereute es sofort.

Der Schmerz, der mich durchzuckte, schien von unmöglich vielen Stellen meines Körpers gleichzeitig zu kommen. Willig ließ ich mich von dem alten Mann, der inzwischen, mit einem Lumpen als Lendenschurz, seine Blöße bedeckt hatte, sanft zurück in meine liegende Position drücken. Er macht mit den Händen eine beruhigende Geste.

«Sie sind weg?», frage ich kraftlos.

«Ja.»

«Alle?»

«Nur die, die noch laufen konnten.»

«Welche?»

«Eine der beiden Frauen und der, dem Du in die Hand geschossen hast. Die

anderen sind tot.»

«Gut.»

Ich nickte, und er lächelte zahnlos.

Grausige Bilder drangen in mein Hirn.

Ich erinnerte mich.

Ich weiche Schlägen und Stichen aus, haue um mich, schlage mit der Machete nach einer Hand und steche mit meinem Messer in ein Gesicht, lasse einen tödlich verletzten Degenerierten hinter mir liegen und wende mich dem Nächsten zu. Ein Speer dringt in meine Schulter, dumpfer, roter Schmerz kocht hoch, Schmerz und Todesangst. Ein Schlag ins Gesicht treibt mich zurück und reißt damit auch den Speer aus meinem Körper. Panik und Übelkeit, als ich mein eigenes Blut sehe. Hände schließen sich um meinen Hals. Sie sind entsetzlich stark und die Haut der Finger fühlt sich an wie Schmirgelpapier. Zusammen rollen wir die Treppe hinunter, ein Knäuel aus menschlichen Körpern, Schmerz im Rücken und im Steiß. Der Rauch des brennenden Vorhangs beißt mir in den Augen, lässt sie tränen. Es gelingt mir, durch den Sturz etwas Bewegungsfreiheit wiederzuerlangen und ich beiße der starken Hand den kleinen Finger ab. Blut schießt in meinen Mund, aber ich unterdrücke den Drang zu kotzen und stoße dem Degenerierten über mir die Klinge meines Messers seitlich durch den Hals. Er bricht auf mir zusammen und sein Gewicht drückt mich nieder. Ich schaffe es nicht, ihn von mir herunter zu rollen. Er röchelt, sein Mund spuckt zischende Laute direkt in mein Ohr hinein und ich sehe, wie einer seiner Kameraden neben mir auftaucht und eine gigantisch aussehende, mit Nägeln besetzte Keule mit beiden Armen nach oben reißt, um sie gleich, mit aller Gewalt, in mein Gesicht zu schlagen, als eine Pfeilspitze von hinten den Brustkorb der Gestalt durchdringt und ein roter Sprühregen auf mir niedergeht. Die Keule entgleitet den Händen der zerlumpten Kreatur und ich kann sehen, dass es die Frau ist, deren Gesicht ich mit dem Hammer so schrecklich entstellt hatte.

Sie ist zurückgekommen, denkt ein Teil von mir erstaunt.

Gerade nehme ich weiter hinten den schmalen Schatten mit dem Bogen in der Hand wahr, dann wird alles schwarz, als die Keule, von der Schwerkraft unaufhaltsam nach unten gezogen, meinen Kopf trifft.

Die von der Degeneriertenbande versklavten Menschen mussten zu den Waffen gegriffen haben, als sie die Situation endlich erfasst hatten. Langsamer und vorsichtiger als beim ersten Mal setzte ich mich auf, und was

ich sah, bestätigte meine Annahme.

Rund um die Feuerstelle, auf der der aufgespießte Tierkadaver vor sich hin briet und einen immer köstlicher werdenden Duft entwickelte, lagen Leichen mit schrecklichen Wunden.

Einem Degenerierten stak noch ein Speer im Magen. Der tote Körper eines etwa achtjährigen Jungen, dessen blonder Schopf zur Hälfte blutig-rot gefärbt war, lag unter ihm begraben. Ein alter, wie alle Sklaven ebenfalls nackter Mann lag mit einem Pfeil im Rücken auf dem Bauch. Ein weiterer Degenerierter schien mit einem Speer an das Holz eines der Karren genagelt worden zu sein. Sein Kopf hing schlaff herab. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen und war froh darüber. Es lagen noch mehr Leichen herum, aber ich schenkte ihnen keine weitere Beachtung. Sie waren tot und das war gut und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Lebenden.

Der alte Mann neben mir blickte prüfend in mein Gesicht, wahrscheinlich bereit mich wachzuhalten, falls ich Anstalten machen sollte, erneut bewusstlos zu werden. Auf der anderen Seite des Feuers sah ich, wie eine Frau mit einem Bogen über der Schulter und ein kleines Mädchen auf dem - auf *unserem* - Schlachtfeld Waffen zusammentrugen, die niemand mehr führen würde und sie auf einem der Karren sammelten.

«Das ist Wanda», sagte der Alte. «Sie hat Dich gerettet.»

«Und das Kind?»

«Mariam.»

«Wer noch?»

«Keiner.»

«Und Du?»

«Ich bin Thomas.»

Ich nickte, und als die Pause, die unser kurzes Gespräch unterbrochen hatte, lange genug geworden war und Thomas merkte, dass ich ihm meinen Namen für den Moment nicht nennen würde, sagte er:

«Komm, hilf mir mal, einen Blick unter Deine Klamotten zu werfen, damit wir nachsehen können, wie schwer Du wirklich verletzt bist. Du siehst fast schon aus wie einer von denen da.»

Er nickte in Richtung der Toten. Ich konzentrierte mich auf meinen Körper. Der Hals tat weh, die linke Schulter pochte dumpf und heiß, genau so wie mein Steißbein. Als ich versuchte, mein blutiges, zerfetztes T-Shirt über den Kopf zu ziehen, ließ ich es augenblicklich wieder bleiben. Ein erneuter Schmerz stach in mein Gehirn. Eine oder mehrere meiner Rippen mussten,

den Schmerzen nach zu urteilen, gebrochen sein. Ich verlieh meiner Sorge Ausdruck und Thomas runzelte die Stirn. Nach einem kurzen Moment des Zögerns ging mir Thomas zur Hand und gemeinsam schafften wir es, langsam und vorsichtig, meinen geschundenen Körper bis auf die Unterhose zu entkleiden. Nachdem Thomas mich begutachtet hatte, nickte er.

«Nein. Keine Brüche. Wirst´s überleben.»

Und tatsächlich: Zwar war mein gesamter Körper von Blutergüssen, bereits etwas schorfigen Kratzern und Prellungen übersät, aber außer der Wunde in der Schulter, war keine größere Verletzung zu finden.

«Wir werden trotzdem erstmal hierbleiben müssen», meinte Thomas.

«Wir?», fragte ich. Er sah mich an.

«Wir brauchen auch eine Pause.»

Er deutete vage in Richtung von Wanda und Mariam.

Ja, da konnte er Recht haben.

«Und das da …» Er zeigte auf meine Schulter. «… werden wir wohl irgendwie ausbrennen müssen.»

Ich wich seinem Blick aus, verdrängte den Gedanken, obwohl ich natürlich wusste, dass er auch damit Recht hatte. Einer Infektion der Wunde musste auf jeden Fall vorgebeugt werden. Allerdings dachte ich eher an sterile Verbände und Antibiotika, als an glühendes Eisen und noch mehr Schmerzen. Wir würden sehen.

Um ihn abzulenken sagte ich:

«Wir sollten uns erstmal auf die Nacht vorbereiten», und nickte hoch, zum dunkler werdenden Himmel.

«Ja. Ich helfe den beiden. Willst Du wieder in Dein Haus zurück?»

Die Art, auf die er fragte, sagte mir, dass er keinen besonderen Wert darauf legte. Wahrscheinlich hatte keiner von uns große Lust dazu, die Nacht in einem Haus voller Toter zu verbringen, aber ich gab zu bedenken:

«Es hat einen Zaun.»

«Ja, den hat es. Aber ich denke, hier draußen liegt genug Fleisch für die Hunde. Wir können diese eine Nacht wohl auf den zusätzlichen Schutz verzichten. Oder?»

Er blickte in die Richtung der Leichen.

Ich gab ihm Recht.

Die Hunde würden uns nicht behelligen, wo es hier doch so viel Aas gab, das sie ohne einen Kampf erbeuten konnten. Ich beobachtete also auf dem Boden sitzend, wie Wanda, Mariam und Thomas alles, was ihnen nützlich

schien in das leichenfreie Nachbarhaus auf der Westseite der Sackgasse trugen.

Geplünderte Vorkriegs-Nahrungsmittel, mehrere der blauen Müllsäcke, die, wie ich inzwischen wusste, wohl Jagdbeute der Degenerierten enthielten, zwei große Kanister mit Wasser und eine Handvoll kleinerer Feldflaschen, Waffen und allerhand andere Gerätschaften fanden so ihren Weg in unseren neuen Unterschlupf. Ich wunderte mich, was mit meinen eigenen Waffen geschehen war. Ich würde später nach ihnen fragen.

Den Dreien gelang es dann in relativ kurzer Zeit, ihre Arbeit zu beenden. Neben dem Sammeln der Besitztümer hatten sie die Leichen der Degenerierten auch, unter viel Geschnaufe und Gefluche, noch ein gutes Stück nach Norden geschleift, fast bis ans offene Ende der Sackgasse.

Das war gut. Wir mussten die Hunde nicht fressen sehen. Die Leichen der anderen Gefangenen wickelten sie vorerst in Zeltplanen ein und legten sie im Vorgarten des Hauses ab. Schließlich wandten die Drei sich mir zu, und Wanda und Thomas schickten sich an, mir aufzuhelfen. Mariam, die mir die ganze Zeit über schon scheue Blicke zugeworfen hatte, blieb dabei ein ganzes Stück zurück und schaute schüchtern zu. Als die beiden mich auf die Füße zogen, durchschoss eine hell gleißende Pein meinen rechten Knöchel.

«Scheiße!», fluchte ich mit zusammen gebissenen Zähnen in mich hinein. Also war doch etwas kaputt.

Am Ende stütze ich mich gleichermaßen auf Wanda und Thomas und gemeinsam bugsierten sie mich an den Haufen von Waffen und anderem Kram vorbei auf die Ledercouch, die im Erdgeschoss unseres neuen, gemeinsamen Unterschlupfes stand. Mariam hatte den für ihre Größe viel zu schwer aussehenden Bratenspieß vom Feuer genommen und schloss umständlich und unter großer Konzentration die Haustür hinter uns, ohne ihn fallen zu lassen.

Das Feuer ließen wir brennen.

Eine Weile saß ich mit halb geschlossenen Augen auf der Couch und sah den Dreien zu, wie sie geschäftig eine Art Mahlzeit aus dem gebratenen Fleisch und einigen Konserven zusammenstellten.

Die Einrichtung dieses Hauses war, nach dem, was ich von hier aus sehen konnte zu urteilen, ein wenig einfacher und von geringerer Qualität als die des Hauses, das ich mir vorher zum Versteck auserkoren hatte.

Das nahm ich allerdings nur am Rande wahr, denn in diesem Moment war

ich einfach nur unglaublich froh darüber, dass keiner meiner neuen Bekannten zu erwarten schien, dass ich mich an der Arbeit beteiligte, denn mehr als einmal ließ mich die vergangene Anstrengung kurz wegnicken. Ich kämpfte mich immer wieder mühsam aus dem Schlaf zurück in die Realität, in meinen schmerzerfüllten Körper hinein.

Ich war einfach zu neugierig auf diese Menschen und in einer irrationalen, dunklen Ecke meines Verstandes hielt ich es immer noch für möglich, dass sie mich vielleicht töten würden, wenn ich das Bewusstsein verlöre - auch wenn Thomas sich bisher genau gegenteilig verhalten hatte. Irgendwer hatte zwei Kerzen auf den Tisch gestellt und die Rollläden herunter gelassen, damit wir im Licht kein leichtes Ziel abgeben würden, denn draußen war es inzwischen vollständig dunkel geworden.

Nackt war schon lange keiner mehr von ihnen. Ich war mir sicher, dass es so ziemlich das Erste war, was jeder von ihnen nach Ende des Kampfes getan hatte - sich etwas anziehen, meine ich.

Die Nacktheit war nicht nur eine Demütigung gewesen, die die Degenerierten ihren Gefangenen zumuteten. Durch die resultierende, absolute Schutzlosigkeit entstand auch eine psychische Barriere, die die Versklavten daran hindern sollte, an so etwas wie Widerstand oder Flucht auch nur zu denken. Verletzlicher und machtloser konnte man sich nicht fühlen. Um so höher war es den Dreien anzurechnen, dass sie dennoch den Kampf aufgenommen und mir geholfen hatten.

Wanda bewegte sich geschickt durch den Raum, humpelte aber leicht auf einem Bein und ein feiner, roter Schnitt zog sich quer über ihre linke Wange. Ihr Haar war dunkel, irgendwo zwischen schwarz und braun, schulterlang und leicht gelockt. Auf den ersten Blick wirkte sie sehr zierlich, aber bei genauerem Hinsehen bemerkte man, dass sie schlicht und einfach aufgrund von zu wenig und zu schlechter Nahrung abgemagert war. Das galt im selben Maße für Thomas, der, wenn er seine gerade Haltung, die aufrechtzuerhalten ihn ohne Zweifel sehr viel Kraft kostete, aufgab, sein Volumen geradezu zu halbieren schien.

Von den Dreien sah Mariam am gesündesten aus. Zwar war auch ihr kleiner Körper von Kratzern und Narben übersät, wie die aller anderen auch, aber ich war mir sicher, dass die erwachsenen Gefangenen den Kindern viel von ihren eigenen, spärlichen Rationen abgegeben und sich selbst nur das Nötigste zugestanden hatten.

Irgendwie machte mich dieser Gedanke fast schon glücklich, denn er

zeigte, dass ich mich richtig entschieden hatte, dass sie es wert waren, mein Leben für sie auf´s Spiel zu setzen.

So edel das auch klingen mochte, in Wirklichkeit konnte ich nicht genau sagen, ob es mir tatsächlich nur um das Leben der Gefangenen gegangen war, oder ob ich nur nicht mit meinem eigenen, ursprünglichen Versagen eine Woche zuvor zurechtkam.

War es das? Irgendwas dazwischen, schätze ich.

Die Drei saßen jetzt am Tisch und verteilten das Abendessen auf die Teller.

Auf vier Teller.

Ich nahm diese stille Einladung an, hievte mich von der Couch hoch und humpelte zu dem freien Stuhl. Bis jetzt hatte keiner ein Wort mehr gesagt, als es nötig war, aber als ich am Tisch Platz genommen hatte, löste sich der erste Knoten.

Mariam wartete gerade so lange, bis ich mein schmerzendes Steißbein vorsichtig auf dem ungepolsterten Stuhl platziert hatte, dann begann sie, schlagartig und hemmungslos, mit ihren beiden kleinen Händen einen Streifen gebratenes Fleisch und ein Brötchen zum Fertigbacken, das Thomas über einer Kerzenflamme quasi getoastet hatte, in ihren Kindermund zu schaufeln, verschluckte sich, hustete und spuckte das kaum zerkaute Essen zurück auf ihren Teller.

Thomas schmunzelte leicht, dann meinte er trocken:

«Vielleicht sollten wir doch lieber das gute Silber nehmen? Oder was meint ihr?»

Da war der Damm gebrochen. Wir alle fingen hemmungslos an zu Lachen, konnten uns gar nicht mehr einkriegen. Auch Mariam, auf deren Kosten wir uns gerade amüsierten, stimmte mit ein, und wir mussten uns anhören wie ein Haufen Wahnsinniger. Es war nicht nur Mariams kleine Slapstickeinlage gewesen. Der Gedanke, mit Messer und Gabel zu essen kam jedem von uns, jetzt, lange nach dem Zusammenbruch der alten Welt und nach dem ganzen Töten, das hinter uns allen lag, völlig absurd vor.

Als wir uns wieder beruhigt hatten und die Erinnerungen wieder verblasst und verschwunden waren, sagte Wanda:

«Wisst ihr, vielleicht sollten wir das tatsächlich machen», stand auf, durchwühlte einige Schubladen und verteilte dann Messer und Gabeln an uns alle.

Einen Moment lang zögerte ich, aber als Mariam und Thomas nach dem Besteck griffen und es versonnen zwischen ihren Fingern drehten, griff auch

ich danach, spießte vorsichtig ein Stück Fleisch auf die Gabel und schnitt mit dem Messer davon ab.

Kurz darauf aßen wir alle schweigend und genossen den Geschmack der Nahrung, das vage Gefühl von Nostalgie und die Tatsache, dass wir noch am Leben waren.

Mir fiel auf, dass Mariam Schwierigkeiten hatte und nicht wusste, wie man das Besteckt richtig verwenden sollte.

Sicher.

Niemand hatte es ihr beigebracht.

Sie war zu jung.

Aber sie lernte schnell.

Bald hatte jeder die ihm zugedachte Portion restlos vertilgt und es machte sich ein verlegenes Schweigen breit. Schließlich ergriff Thomas das Wort.

«Wir sind alle müde. Aber ich denke, dass Mariam und Du …» Er schaute mir kurz ins Gesicht. «... durchschlafen solltet. Wanda und ich werden uns mit der Wache abwechseln.»

Zuerst wollte ich abwehren, einwenden, dass ich sehr wohl in der Lage war, ebenfalls eine Wachschicht zu übernehmen, aber als Wanda ihm beipflichtete und meinte, dass es so - zumindest für heute Nacht - wohl am besten sei, ließ ich es sein und fügte mich.

Ich rollte mich satt, aber mit einem flauen Gefühl im Magen auf der Couch zusammen. Planten die beiden etwas?

Wir hatten nicht viel gesprochen und in mir entbrannte ein Kampf zwischen dem mir eigenen Misstrauen anderen Menschen gegenüber und dem gnadenlosen Bedürfnis meines Körpers nach Schlaf.

Es war eher ein Schaukampf und am Ende siegte der Schlaf mühelos.

Am nächsten Morgen wachte ich irgendwie verkatert auf. Im Wohnzimmer sah ich keinen von den Dreien, aber ich konnte Geräusche und Bewegungen im Haus wahrnehmen. Ich setzte mich auf. Dem Licht nach zu urteilen, hatte ich bis weit in den Mittag hinein geschlafen. Mein Magen knurrte schon wieder und ich musste pissen. Ich stand auf. Die Schulter pochte noch immer, das Steißbein tat immer noch höllisch weh, meine Rippen sandten unaufhörlich Schmerzimpulse an mein Gehirn, aber mit dem Fuß schien es

schon ein wenig besser zu gehen.

Immerhin.

Ich trat an den Tisch, an dem wir gestern unser gemeinsames Festmahl zu uns genommen hatten. Fein säuberlich aufgereiht, vom Blut der Degenerierten befreit, lagen dort, zwischen dem schmutzigen Geschirr und dem guten Besteck, meine Machete, mein Fahrtenmesser und meine Armbrust. Auch zwei der Aluminiumbolzen und vier von den Selbstgebastelten lagen in Reih und Glied für mich bereit.

Ein deutlicheres Zeichen von Vertrauen hätte ich mir nicht wünschen können. Versonnen betrachtete ich das zwiespältige Stillleben vor meinen Augen.

Am Ende ließ ich meine Waffen auf dem Tisch liegen und ging nachsehen, was die anderen taten. Von oben hörte ich ein helles Lachen und Kichern und das Plätschern von Wasser auf Keramik. Wanda und Mariam waren wohl im Badezimmer und wuschen sich. Sollte ich wohl auch mal wieder machen.

Während ich weiterging, spähte ich beiläufig nach einem Wasserkanister. Thomas traf ich draußen vor der Haustür. Auch er roch noch ein bisschen nach Seife und von dem säuerlichen Altmännergeruch, den ich gestern an ihm wahrgenommen hatte, war nichts mehr zu bemerken. Ich kam mir vor wie ein verwesendes Stinktier, als ich neben ihm stand. Er nickte in Richtung des Leichenhaufens am Nordende der Sackgasse.

«Die Hunde waren da. Haben ganz schön zugeschlagen.»

Er sah mich prüfend an und erkundigte sich:

«Wie geht es Dir?»

«Ganz okay in Anbetracht der Umstände», sagte ich und er nickte und brummte dann leise.

«Gestern Abend habe ich noch mit Wanda gesprochen. Wir haben beschlossen, noch so lange hierzubleiben, bis Du wieder ganz gesund bist.»

«Das müsst ihr nicht.»

Thomas grinste schief.

«Du bist kaum dazu in der Lage, uns davon abzuhalten, oder?», lächelte er.

Einen Moment lang wollte ich zu einer Antwort ausholen, aber dann ließ ich es sein.

Er hatte Recht.

Um mir nicht komplett den Wind aus den Segeln nehmen zu lassen, erwiderte ich: «Aber ich will wieder hinter den Zaun. Drüben im anderen Haus ist es sicherer. Wir müssten allerdings noch die Toten wegräumen und

das eingeschlagene, oder am Besten gleich alle Fenster sichern und ordentlich lüften.»

Thomas nickt wieder.

«Im Grunde eine gute Idee. Aber für den Moment ..», er tippte mir unsanft gegen die Speerwunde an meiner Schulter «... müssen wir uns erstmal darum kümmern, dass Du keine Infektion bekommst.»

Er lächelte über meine nun folgenden Bemühungen, ihn vom Ausbrennen der Wunde abzubringen, aber am Ende ließ er mich gewähren. Ich würde für ´s Erste mit meinem Desinfektionsmittel arbeiten und mir, sobald mein Fuß wieder voll belastbar war, in irgendeiner Apotheke, die noch nicht völlig geplündert worden war, ein Antibiotikum besorgen.

Noch während wir unsere kleine Debatte führten, kamen Mariam und Wanda die Treppe hinab. Beide waren jetzt neu eingekleidet und jede trug ein Handtuch um den Kopf gewickelt.

«Bad ist frei!», witzelte Mariam und spähte zu Wanda, von der sie diesen Ausdruck gerade gelernt haben musste, und ich lächelte über den Anblick, den sie bot. Ein grell-gemustertes Handtuch um den Kopf, ein nagelneu aussehendes SkoobyDoo-Shirt in hellem Pink, darüber ein Gürtel mit Messer und Feldflasche, die an dem kleinen Mädchen viel zu groß wirkten und - tatsächlich - ein gelbes Röckchen und Sandalen.

Unpraktisch. Bei Gelegenheit mussten wir der Kleinen wohl etwas zweckmäßigere Kleidung besorgen. Aber okay, etwas anderes war in dem Haus wohl im ersten Anlauf nicht zu finden gewesen.

Ich ging nach oben, zog mich aus und wusch mich in der Badewanne sitzend und unter Schmerzen, so gut es ging. Die Mädels hatte mir noch genug Wasser in dem Plastikkanister übrig gelassen und auch eine Flasche Duschbad und Handtücher so um die Wanne drapiert, dass ich sie sofort sehen musste.

Eines der Handtücher versaute ich, als meine Schulterwunde ein wenig zu bluten anfing, aber das war bald wieder vorbei. Schließlich desinfizierte ich die Wunde. Es tat weh und ich fluchte leise.

Ich betrachtete die Verletzung im Spiegel des Badezimmers und war recht zufrieden mit ihrem Zustand. Bis jetzt war keine Entzündung in Sicht.

Mit meinem Gesicht nicht so sehr. Ich brauchte dringend eine Rasur. Ich sah mich um. Ah ja. Ein Elektrorasierer. Sonst nichts in der Richtung. Heutzutage völlig nutzlos. Musste die Rasur eben warten.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit den Aufräumarbeiten in meinem ursprünglichen Unterschlupf. Die Leichen der Degs wurden zu den anderen schon angenagten und von den Hunden zerfetzten Toten am Nordende der Sackgasse gebracht und auf den Haufen geworfen.

Dann folgten Reinigungsarbeiten und bald, nach mehreren Stunden vereinter Arbeit, waren die Blutlachen aufgewischt, die Reste des verbrannten Vorhangs der Einfachheit halber in den Garten geworfen und das eingeschlagene Fenster mit Decken und Plastikplanen notdürftig abgehängt worden.

In dieser ganzen Zeit führten wir lockere Gespräche, und ich lernte ein wenig über die Vergangenheit der drei. Besonders gerne schienen sie über ihr Leben vor dem Krieg zu sprechen.

Über die Zeit ihrer Gefangenschaft bei den Degenerierten … nicht so sehr.

Besonders Wanda war diesbezüglich sehr schweigsam.

Am frühen Abend, es begann gerade zu dämmern, hatten wir alle Vorräte und Waffen wieder zurück in meinen Unterschlupf geschafft und das Tor des Zaunes hinter uns verriegelt, als ein Gedanke seinen Weg in mein Bewusstsein fand.

«Sagt mal ..», fragte ich. «Wo ist eigentlich dieses Buch, in dem der Anführer gestern gelesen hat?»

Sie sahen mich an - und keiner sagte ein Wort.

Mariam trat nervös von einem Fuß auf den anderen, bis sie schließlich Wandas Hand ergriff, und sich so nahe zu ihr stellte, dass sie sich berührten. Thomas, der mich angestarrt hatte, wie alle anderen auch, konnte meinem direkten Blick nicht standhalten. Stattdessen lenkte er seine Augen für einen Moment lang gegen die Decke des Eingangsbereiches.

«Eigentlich wollten wir es verbrennen», begann er schließlich langsam und zögernd, als ihm Wanda viel lauter als nötig ins Wort fiel.

«Nicht eigentlich! Wir wollen es immer noch verbrennen! Wir müssen es verbrennen! Kapiert?»

Wanda ereiferte sich sichtlich und ich begriff immer weniger. Sie reagierte zu heftig. Zu wütend, und mit einem Mal stellte sich die Haare an meinen Armen auf. Verzerrte Gesichter und verkrampfte Körperhaltungen. Mariam

hatte eindeutig Angst.

Was war hier los?

Sollte ich die Herausgabe des Buches vielleicht *verlangen*?

Am Anfang war es nur eine vage Neugier gewesen, aber jetzt, angesichts dieses merkwürdigen Verhaltens, wuchs diese Neugier immer weiter.

Nein, ich würde es nicht gut sein lassen.

Höchstens für den Augenblick, bevor die Stimmung vollends kippte.

Thomas hatte seine alten Hände zu Fäusten geballt und seine Knöchel traten weiß hervor. Einen Moment hielt er Wandas Blick noch stand, dann senkte er den Kopf, schien in sich zusammenzufallen und blieb verkrampft stehen.

Wandas rechte Hand, die sich zu dem unterarmlangen Messer an ihrem Gürtel bewegt hatte, verharrte und dann, vielleicht um eine Rechtfertigung für ihre unterschwellig kampfbereite Haltung zu haben, strich sie Mariam über den Kopf und legte ihre Hand schließlich beruhigend auf der Schulter des Mädchens ab.

Ich wollte die Anspannung, die sich zwischen den Dreien und mir, aber besonders zwischen Wanda und Thomas aufgebaut hatte, lockern, also wechselte ich plump das Thema und hob beschwichtigend die Hände.

«Was gibt es zum Abendessen?», fragte ich.

Dieses Manöver war so offensichtlich, dass es mir peinlich gewesen wäre, wenn ich nicht die Schatten auf den Gesichtern der ehemaligen Gefangenen gesehen hätte.

Es hatte irgendetwas auf sich mit diesem Buch und ich würde herausfinden, was es war.

Für´s Erste war ich allerdings mehr als erleichtert, als sich die Spannung - fast schon zu schnell - zu verflüchtigen schien.

«Ich schau mal was noch da ist», sagte Wanda, drehte uns den Rücken zu und ging in Richtung der Küche, in der wir in «vorzeitlicher Tradition» die Vorräte untergebracht hatten, obwohl es schon seit Jahren kein funktionierendes Stromnetz mehr gab, mit dessen Hilfe man einen Kühlschrank oder einen Herd in Betrieb hätte nehmen können.

Sie zog Mariam mit sich, und als ich die beiden in der Küche herumkramen hörte, trat ich einen Schritt auf Thomas zu.

«Das ist noch nicht vorbei!», sagte ich leise.

Ich hielt den alten Mann im Moment für das schwächste Glied in dieser Kette traumatisierter, selbsternannter Geheimnisträger und als ich die Silben

ausgesprochen hatte, taten sie mir sogleich Leid, denn ich hatte eine solche Drohung in diese fünf Worte gelegt, dass Thomas am liebsten im Boden versunken wäre.

Er begann zu zittern, seine Kiefer öffneten und schlossen sich, aber es kam kein Wort über seine Lippen, nicht ein einziges. Mit Tränen in den Augen starrte er mich an, dann stürzte er Wanda und Mariam hinterher.

Ich blieb ratlos und mit nichts als Fragen im Kopf zurück. Schließlich drehte ich mich um, wandte mich der vom Angriff der Degenerierten nahezu unbrauchbar gemachten Haustür zu, und überprüfte zum sicherlich zehnten Mal die Ergebnisse unserer Reparaturbemühungen.

Ein kräftiger Mensch würde unseren improvisierten Zimmermannspfusch mit einem einzigen Tritt in tausend Stücke zerbersten lassen, aber vor den Hunden waren wir heute Nacht auf jeden Fall sicher. Selbst wenn es einer von ihnen wider Erwarten über den Zaun schaffen sollte.

Ich war noch nie gut mit Menschen gewesen, auch nicht vor dem Krieg. Ich konnte nicht besonders gut zwischen den Zeilen lesen oder Nuancen deuten, war oft zu direkt, stieß die Leute vor den Kopf.

Ich muss den dreien Zeit lassen, sagte ich mir, denn eines war klar: Sie hatten mehr als nur äußerliche Wunden und Verletzungen erlitten, viel mehr, während sie gezwungen waren mit dieser Degeneriertenbande das verheerte Land zu durchstreifen. Wenn ich sie verstehen wollte, durfte ich das nicht vergessen. Ich dachte noch einmal an Wandas Gesicht, als sie Thomas zurechtgewiesen hatte. In diesem Augenblick war sie nicht weit von purer, animalischer Mordlust entfernt gewesen. Ich schauderte, als ich mich fragte, wie mein eigenes Gesicht wohl ausgesehen haben mochte, als ich hier, in diesem Haus, das jetzt unsere Zuflucht darstellte, gegen die Degenerierten gekämpft hatte, deren Angriff ich absichtlich provoziert hatte.

Sie zu verjagen war mir nicht genug gewesen, verstand ich jetzt. Ich hatte gewollt, dass sie zu mir kommen - damit ich sie alle töten konnte. Vielleicht sollte ich einfach gehen und die drei sich selbst überlassen. Vielleicht wäre das besser für alle.

Irgendwann, als das Kramen und Flüstern hinter der Küchentür verklungen war, und stattdessen das Klappern von Geschirr an mein Ohr drang, wandte ich mich von der Haustür ab, drehte mich um, klopfte an, wartete einen Moment und trat dann ein.

Der Tisch war gedeckt und auch für mich stand wieder ein Teller bereit. Ich setzte mich. Wanda und Thomas taten so, als habe sich diese Szene gerade eben niemals abgespielt, als wäre sie nie passiert.

Mariam allerdings hatte keinen rechten Appetit. Sie fühlte die Spannung zwischen den Erwachsenen und ließ furchtsam ihre Augen zwischen uns hin und her gleiten.

Langsam, während wir kauten, entwickelte sich so etwas wie ein vorgetäuschtes Gespräch.

Belanglos, ängstlich und falsch.

Bald verließ ich die Drei.

Vorher bat ich Thomas, der die Wache direkt vor mir zugeteilt bekommen hatte, mich zu wecken, wenn ich an der Reihe wäre. Dann ging ich in das Schlafzimmer im Obergeschoss, das ich inzwischen irgendwie als *mein* Zimmer ansah, obwohl mir natürlich klar war, dass ich nicht ewig hierbleiben würde.

Kurz dachte ich darüber nach, die Tür hinter mir abzuschließen, denn diese ganze Sache hatte nicht gerade dazu beigetragen, dass mein Vertrauen zu den Dreien wuchs. Andererseits würde Thomas die verschlossene Tür bemerken, wenn er hereinkommen und mich wecken wollte, und dann würde er vermutlich seinerseits einen Argwohn mir gegenüber entwickeln.

Was sollte ich also tun?

Schließlich, um nicht so ganz ohne Schutzmaßnahme zu sein, platzierte ich einen Stuhl so im Zimmer, dass die Tür, wenn man sie öffnen würde, gegen ihn stoßen musste. Auf die Kante der Sitzfläche stellte ich ein halb gefülltes Wasserglas, das ich aus der Küche mitgenommen hatte. Wenn man die Tür aufreißen und ins Zimmer stürmen wollte, würde man einen ganz schönen Lärm verursachen, und falls mir schleichender Weise jemand ans Leder wollte, standen die Chancen gut, dass er sich in der Dunkelheit nicht gleich zurechtfinden und über meine kleine Alarmanlage stolpern würde - auch falls er sie mit der Tür vielleicht nicht sofort erwischen sollte.

Ich war zuversichtlich, dass das so entstehende Geräusch ausreichen würde, um mich zu wecken. Auf diese Art halbwegs beruhigt, zog ich meine Stiefel aus, lockerte meinen Gürtel und streckte mich auf dem Bett aus. Meine Armbrust lag, mit einem gefiederten Bolzen geladen und gespannt, neben den Stiefeln, die Machete in gewohnter Weise neben mir.

Während ich an die Decke starrte, ließ mir die Geschichte keine Ruhe.

Dieses Buch - was war damit?

Es fuchste mich mehr als ich wollte, dass ich nicht wusste, wo sie es hatten. Wer es hatte. Ich tippte auf Wanda. Sollte ich versuchen, ihre Sachen zu durchwühlen, während ich Wache hatte und sie alle schliefen? Was stand darin? Warum wollten sie es unbedingt verbrennen? Konnten sie es nicht einfach nur wegwerfen? Es war schließlich nur ein Buch, oder nicht? Was konnte ein Buch schon anrichten?

Ja, ein Buch. Warum sollte ein Degenerierter, ein Plünderer, ein Gesetzloser, ein menschliches Tier denn Interesse daran haben, zu lesen?

Es war klar, dass Wanda und Thomas es für irgendwie schlecht hielten, dass es ein Problem für sie darstellte, so sehr, dass Wanda nach ihrem Messer gegriffen hatte - aber warum?

Meine Gedanken drehten sich in immer wirrer werdenden Kreisen, bis ich endlich in einen unruhigen Schlaf hinüberdämmerte und in meinen Träumen focht ich alle die Kämpfe der vergangenen Tage wieder und wieder aus und als ich schweißgebadet erwachte, war es hell.

Thomas hatte mich nicht geweckt.

Ich schrak hoch, blickte mich hektisch im Zimmer um. Es schien sich alles noch an Ort und Stelle zu befinden. Der Stuhl, das Wasserglas, meine Waffen - alles war unverändert. Ich schwang die Füße aus dem Bett, zog so leise ich konnte die Stiefel an und schloss den Gürtel. Ich lauschte ins Haus hinein, versuchte Zeichen von Aktivität, von Leben zu hören.

Nichts.

Vor meinem inneren Auge sah ich die drei in ihrem Blut liegen. Hingeschlachtet von Degenerierten, die nun lautlos überall in den Schatten und Nischen des Hauses auf mich lauerten und nur darauf warteten, dass ich mich blicken ließ.

Ich schlich zum Fenster.

Die Sackgasse lag so da, wie wir sie verlassen hatten. Die heruntergebrannte Feuerstelle, der Leichenhaufen am Nordende, der über Nacht ein wenig an Volumen verloren zu haben schien, das verschlossene Tor im Zaun, der uns bisher so gut beschützt hatte.

Alles, wie es sein sollte - und doch stimmte etwas ganz und gar nicht.

Lautlos und immer noch aus allen Poren schwitzend, nahm ich zuerst das

Wasserglas vom Stuhl, um nicht am Ende selbst meine kleine Alarmanlage auszulösen, und auf diese Weise unbeabsichtigt meine Anwesenheit an einen etwaigen Feind zu verraten. Bevor ich es in Richtung Bett warf, auf dem es, beinahe ohne ein Geräusch zu verursachen, landete, trank ich es in einem Zug aus.

Was man hat, hat man.

Danach trug ich den Stuhl ebenfalls zum Bett hinüber und legte ihn sachte darauf ab. Der Weg zur Tür war jetzt frei und ich griff mir die Armbrust und die Machete. Bevor ich das Zimmer verließ, lauschte ich noch einmal an der Tür.

Nichts.

Als ich die Klinke schließlich vorsichtig mit der rechten Faust, mit der ich auch die Machete hielt, hinunterdrückte und die Tür öffnete, gab sie ein leises Knarren von sich und ich hob, in Erwartung eines Angriffes die Armbrust in meiner Linken etwas höher und trat einen schnellen Schritt zurück.

Aber kein Kampfschrei, kein Geräusch von todbringenden Schritten, die aus dem Halbdunkel des Hauses auf mich zustürmten.

Nur Stille.

Jetzt war die Tür zur Gänze aufgeschwungen und mein Blick glitt tastend nach rechts und links über das obere Ende der Treppe und die verschlossenen Türen im Flur, der die Treppe mit den Zimmern des Obergeschosses verband.

Keine Bewegung, kein Zeichen von Leben. Ich wartete noch eine Sekunde ab, bis ich genug Mut gefasst hatte, um das Schlafzimmer endlich zu verlassen. Die Machete zum Schlag erhoben und die Armbrust in Laufrichtung vor mich gestreckt, arbeitete ich mich vorsichtig zum Treppenabsatz vor und spähte über das Geländer, an dem sich noch die Reste des Netzes befanden, das ich gespannt hatte. Unten schien, soweit ich es von hier aus sehen konnte, ebenfalls alles so zu sein, wie ich es hinterlassen hatte. Die Haustür war verschlossen, unsere improvisierten Ausbesserungen waren auch noch intakt.

Nein, wir waren in der Nacht nicht von Degenerierten überfallen worden und ich war auch nicht wie durch ein Wunder verschont geblieben, nur um heute Morgen aufzuwachen, als wäre nichts geschehen.

Idiot.

Meine Angst legte sich etwas. Ob es daran lag, dass ich keine Kampfspuren und Geräusche wahrnahm, oder daran, dass ein Mensch nur ein gewisses Maß an Anspannung erträgt, bevor der Geist Möglichkeiten sucht, sich selbst

zu beruhigen, weiß ich nicht.

Auf jeden Fall änderte ich meine Vorgehensweise. Ich versuchte nicht mehr, um jeden Preis leise zu sein und schob die Machete mit einem gedämpften, aber gut vernehmbaren Geräusch in die Scheide zurück. Die Armbrust jetzt locker in beiden Händen haltend, ging ich die Treppe hinab. Unten, im Eingangsbereich angekommen, drehte ich mich einmal um die eigene Achse.

Alle Türen zu den Zimmern im Erdgeschoß waren geschlossen und jetzt konnte ich etwas hören. Aus dem Wohnzimmer drang ein leises Kinderweinen und eine beruhigende Frauenstimme murmelte gedämpfte, zärtlich klingende Worte.

Ich ließ die Armbrust sinken, ging zur Wohnzimmertür und trat ein. Thomas saß in dem einzelnen Fernsehsessel, der nahezu jede Couchgarnitur der alten Welt vervollständigte. Seine faltigen Arme hingen rechts und links an den Armlehnen herunter, sein Kopf war kraftlos auf die rechte Schulter gesunken und seine toten Augen blickten mir direkt ins Gesicht. Zuerst schrak ich zurück, dann sah ich ein zweites Mal hin, und noch während die verheulte Mariam und die bleiche, maskengesichtige Wanda sich zu mir umdrehten, nahm ich die großen Blutlachen wahr, die sich aus Thomas´ aufgeschnittenen Pulsadern über den Boden ausgedehnt hatten.

Mariam machte einen zögernden Schritt auf mich zu und als ich die Armbrust abgelegt hatte und ihr die Hand entgegenstreckte, rannte sie auf ihren kleinen Füßen zu mir, drückte ihr verheultes Gesicht an meinen Bauch und schluchzte weiter. Ich konnte spüren, dass ihr Herz wie rasend schlug und auch nachdem ich diese Szenerie des Todes, die das herbstliche Morgenlicht in unwirkliche Farben tauchte, noch eine Weile in mich aufgenommen hatte, machte sie keine Anstalten, mich loszulassen.

Mein Blick suchte Wandas Gesicht. Immer noch blass und keine Regung zeigend, schaute sie mich an.

Distanziert.

Erstarrt.

«Er ist tot», sagte sie schließlich.

«Wieso?», fragte ich.

Sie blickte nach unten und schüttelte langsam den Kopf.

«Schuld. Es waren die Schuldgefühle.»

«Ich verstehe nicht. Ihr ward doch alle Gefangene? Euch trifft doch keine Schuld daran.»

War das der Anflug eines spöttischen Lächelns?
«Später. Lass ihn uns zuerst begraben.»
Ich sagte nichts mehr, nickte nur.

Wir hatten uns für den Vorgarten entschieden. Keinem von uns war nach unnötigen Kämpfen, deswegen wollten wir den Schutz, den der hohe Zaun uns bot, nicht missen. Meine Verletzungen bereiteten mir nach wie vor Schmerzen und die körperliche Arbeit machte es nicht besser, aber ein Blick in Wandas Gesicht sagte mir, dass sie mir nicht helfen würde.

Gegen Mittag standen wir schließlich neben dem Erdhügel um die Grube herum. Thomas Leiche lag daneben. Wir hatten sie in ein Laken eingeschlagen, nachdem wir bemerkt hatte, dass Mariam die verheulten Augen nicht von dem toten, erschlafften Gesicht lassen konnte. Dort wo seine Arme den Stoff berührten, schimmerte es bereits rot durch das Laken. Ich stütze mich auf den Spaten, den ich aus dem Keller geholt und zum Ausheben der Grube benutzt hatte. Wanda war hierbei wahrlich keine große Hilfe gewesen. Während ich gearbeitet hatte, sah sie mit ausdruckslosem Gesicht zu und nur selten hatte ihr Blick den Toten zu ihren Füßen gestreift.

Jetzt, wo wir soweit waren, wartete ich.

Als Wanda ihren starren Blick nach einer Weile immer noch nicht abgelegt hatte, fragte ich schließlich:

«Letzte Worte?»

Sie schaute mir kurz ins Gesicht, dann kniete sie sich neben Thomas´ eingewickelten Kopf, strich einen Moment lang abwesend mit der Hand darüber und rollte die Leiche dann, nach einem kurzen Zögern in die Grube. Das Geräusch, das entstand war leise, aber es kam mir laut vor. Laut und unangemessen. Sie erhob sich und streckte die Hand in Richtung Spaten aus. Ich reichte ihn ihr. Nachdem sie, mit ihrem ausdruckslosen Gesicht, drei Schaufeln Erde auf den toten Körper geschippt hatte, rammte sie den Spaten in den Boden und blieb am Rand der Grube stehen.

Dann zog sie Rotz hoch und spukte ihn in das Grab.

Sie drehte sich zu mir um.

«Schütt zu», sagte sie tonlos, und als sie sich umdrehte und ins Haus zurückging, konnte ich sehen, dass ihr Gesicht nicht mehr ausdruckslos und starr war.

Ich tat, wie mir geheißen, und während ich unter Schmerzen schaufelte,

dachte ich über die Szene nach, die sich gerade abgespielt hatte.

Was war zwischen den beiden vorgefallen? Ich konnte mir einfach keinen Reim darauf machen. Irgendwann war ich fertig mit dem Schaufeln und mehr als froh, dass ich für das Zuschütten von Thomas´ Grab wesentlich weniger Zeit benötigt hatte als für das Ausheben.

Ich stieß den Spaten in die Erde, so wie es Wanda getan hatte, und tat einen tiefen Atemzug. Da erst bemerkte ich, dass Mariam die ganze Zeit über hinter mir gestanden und stumm zugesehen hatte.

«Was passiert, wenn wir sterben?», hörte ich ihre Kleinmädchenstimme.

Mir fiel keine passende Antwort ein.

«Komm mit», sagte ich deshalb und sie ergriff die Hand, die ich ihr hinhielt. Wir schlossen die Haustür hinter uns und am Küchentisch fanden wir Wanda. Sie saß am der Tür zugewandten Ende des Tisches und es war eindeutig, dass sie uns erwartet hatte.

Vor ihr lag das Buch.

Ihre Nägel gruben sich in den Ledereinband, als sie den Kopf in unsere Richtung hob.

«Setz´ Dich.»

Ich tat es.

Mariam nahm ich auf den Schoß, wo sie erschöpft einschlief, noch bevor Wanda ein weiteres Wort gesagt hatte. Langsam und stockend begann sie zu erzählen.

Ihre Gefangennahme. Die erste Zeit voller Angst, Scham und Schmerz, als ihre Eltern ebenfalls noch unter den Gefangenen gewesen waren. Dann der elende, qualvolle Tod der Eltern, die permanenten Misshandlungen und Vergewaltigungen durch die Degenerierten und auch durch die anderen Gefangenen. Deren Kommen und das Sterben der Schwachen, die ständige Angst. Sie leierte eine endlose Litanei von selbst erduldeten und unter Zwang anderen zugefügten Qualen, Folterungen und Demütigungen herunter, ließ Menschen mit Namen und Gesichtern vor meinem geistigen Auge erscheinen und wieder verblassen. Manche erwähnte sie auch irgendwann einfach nicht mehr. Sie erzählte, wie sie durch das vom Krieg zerstörte und in Trümmern liegende Europa gezogen waren, wie sie über die ganze Zeit hinweg nur das Nötigste an Nahrung bekommen hatten, gerade so viel, dass sie marschieren konnten, ohne umzufallen.

Sie berichtete auch, wie die Degenerierten andere Gruppen und kleine, versprengte Siedlungen anderer Überlebender überfielen, beschrieb

Machtkämpfe innerhalb der Degeneriertenbande, Duelle, Intrigen und heimliche Morde.

Oft schweifte sie in Einzelheiten ab und wenn sie das tat, konnte ich mir am besten ein Bild von der ganzen, schrecklichen Sache machen. Wenn sie sich in Grausamkeiten verlor und endlos Worte aneinander reihte, hörte ich mit einem Ohr zu und der freie Teil meines Gehirns fügte die wirren, scheinbar unzusammenhängenden Informationen zu einem Gesamtbild zusammen.

Ich hatte falsch gelegen. Hinter dem Handeln der Degenerierten, unter all der absoluten Triebhaftigkeit und Mordlust, lag ein roter Faden verborgen, eine Methode. Zum einen war die Gruppe ständig gewachsen, und das, obwohl hin und wieder auch Degenerierte bei Kämpfen gestorben oder einfach zurückgelassen worden waren, wenn sie sich Verletzungen zugezogen hatten und die Gruppe deshalb aufhielten.

Am Anfang waren es nur fünf Männer gewesen, die sich zu dieser Bande zusammengeschlossen hatten, aber als ich auf die Gruppe traf, war ihre Zahl bereits auf etwa zwanzig angewachsen. Wandas Erzählungen ließen mich davon ausgehen, dass die neuen Mitglieder der Degenerierten ehemalige Gefangene waren, die durch verrohende Riten, erzwungene und erduldete Gewalttaten eine Gehirnwäsche hinter sich hatten, die an Bösartigkeit kaum zu überbieten war.

Im Prinzip war dieses Rekrutierungsschema mit dem identisch, das überall in Ländern angewandt worden war, in denen irgendwelche selbsternannten Heilsbringer Kindersoldaten in den Kampf schickten, anstatt selbst in erster Reihe zu stehen und das eigene Leben für irgendeinen achsoheiligen Zweck zu riskieren.

Das alles schien mir mit einem Mal sehr durchdacht, systematisch und innerhalb der eigenen, schrecklichen Logik auch durchaus von Intelligenz beseelt zu sein.

Menschliche Werte wurden umgekehrt, der eigene Hang zum Bösen legitimiert, ja geradezu herausdestilliert, den Opfern die Möglichkeit gegeben, zu Tätern zu werden ohne sich mit dem eigenen Gewissen befassen zu müssen, da es ja unter Zwang geschah und durch ein Belohnungs- und Privilegiensystem Anreize geschaffen wurden, vorauseilenden Gehorsam zu üben. Und das alles so lange, wieder und wieder, bis die Sklaven andere Menschen waren, als die, die von der Bande gefangen genommen worden waren.

Oder überhaupt keine Menschen mehr.

Selten geschah es, dass einer der Gefangenen sich offen widersetzte oder versuchte, sich all dem zu verweigern. Wer es tat, wurde grausam und blutig vor aller Augen hingerichtet. So war es auch dem kleinen Mädchen ergangen, von dem ich bisher gedacht hatte, dass es sich um ein pseudo-abergläubisches Opfer gehandelt hatte, das dazu dienen sollte, die Hunde von der Gruppe fernzuhalten.

Es hatte sich geweigert, die eigene Mutter mit Stacheldraht auszupeitschen. Deswegen war es einige Tag später und nach einer Gruppenvergewaltigung an das Motorrad gebunden und den Tieren zum Fraß vorgeworfen worden. Die Mutter hatte noch in der selben Nacht das gleiche Schicksal ereilt, aber da war ich schon weg gewesen, im Schutz der Dunkelheit vom Ort meines Versagens geflohen.

Ich war zu keiner wirklichen Emotion fähig, während sich das Bild in meinem Kopf zusammensetzte, sondern analysierte einfach nur Wandas Worte.

Irgendwann, nach einem weiteren der zahllosen Überfälle, die die Gruppe verübt hatte, war Thomas als Gefangener zu der Bande gestoßen. Er und Wanda, die sich bislang so gut es ging an ihre Menschlichkeit geklammert hatte, hatten sich angefreundet.

Und da begann dann das Drama.

Offene Freundschaften unter den Gefangenen wurden nicht geduldet, und mit einem Mal waren die beiden die bevorzugten Zielscheiben für jeglichen sadistischen Impuls der Degenerierten geworden, und nachdem Wanda beim Stehlen von Nahrung erwischt worden war, wurde Thomas gezwungen, sie so lange zu foltern und zu quälen, bis sie halb tot war.

Er tat es, um sein eigenes Leben zu retten, das war klar, aber Wanda konnte *das Tier* in seinem Gesicht sehen, wie sie es nannte, es wachsen und von ihm Besitz ergreifen sehen. An irgendeinem Zeitpunkt im Verlauf dieser abgrundtief grausamen Strafmaßnahmen, brach etwas aus Thomas hervor und Wanda konnte sehen, dass er seine Menschlichkeit, oder wie auch immer man es nennen wollte, verloren hatte.

Von diesem Tag an lauerte etwas in seinem Blick und in seinen Worten. Etwas, das immer häufiger hervor kam. Er hatte sich in der Zeit danach unaufhörlich und reuig bei Wanda entschuldigt, sich gerechtfertigt und dagegen angekämpft, aber auch der Anführer der Degenerierten hatte es in Thomas´ Augen sehen können.

Er würde bald einer der ihren sein.

Immer wenn es in der Zeit danach jemanden zu bestrafen gab - und das passierte mindestens einmal täglich - musste Thomas die Strafe vollziehen. Sie gaben ihm mehr und besseres Essen und allerlei andere Privilegien. Manchmal mussten ihn die anderen Gefangenen sogar tragen, wenn er zusammenzubrechen drohte. Noch einen Tag bevor ich meinen Angriff auf dieses Pack gestartet hatte, schnitt er einem fünfzehnjährigen Jungen vor aller Augen die Kehle durch und hielt dann die Hand auf, um seine Belohnung zu empfangen. In einem Gespräch zwischen den beiden Adjutanten, das Wanda vor kurzem hatte belauschen können, hatte sie gehört, dass er in zwei Tagen in einem ihrer barbarischen Rituale offiziell zu einem der Degs gemacht werden sollte.

Heute also, an dem Tag, an dem wir ihn begraben hatten.

Das zwiespältige Verhältnis zwischen ihm und Wanda wurde noch nachvollziehbarer, als Wanda erzählte, dass er seine Privilegien mit ihr geteilt hatte. Er, der mit seiner dunklen Seite rang und tief im Inneren von seinem Gewissen geplagt wurde, während er unaussprechliche Dinge tat, teilte sein blutbesudeltes Essen mit Wanda, seinen mit Schmerz und Qual erkauften Schlafsack, und sie nahm alles an, weil sie überleben wollte.

Dafür hasste sie ihn umso mehr, denn er teilte auf diese Weise seine Schwäche mit ihr, gab ihr auch davon ab, machte sie so zu seiner Komplizin und entfremdete sie von den anderen Gefangenen.

Nach ihrer Bestrafung war sie zu schwach, um das Essen und die wenigen Bequemlichkeiten abzulehnen, sagte sich, dass sie ja bei Kräften bleiben müsse, um vielleicht irgendwann fliehen zu können. An so etwas wie Rache hatte sie gar nicht erst gedacht und als mein erster Bolzen sein Ziel fand und das große Geschrei unter den Degenerierten ausbrach, hatte sie nur noch gehofft, dass jetzt alles bald vorbei sein würde. Erst als sich abzeichnete, dass dieser Kampf mit etwas Glück der letzte der Degeneriertenbande sein würde, hatten die Gefangenen reagiert und ihre Wächter angegriffen und sie unter hohem Blutzoll niedergemacht. Sie hatte gehofft, dass sie selbst, oder vielleicht wenigstens Thomas, in dem Chaos sterben würde, am besten vielleicht sie alle beide.

Doch es war anders gekommen.

Die Degenerierten hatten den Kampf verloren. Die meisten waren tot, einige wenige hatten fliehen können und Mariam, Wanda und Thomas waren die einzigen überlebenden Gefangenen. Als sie mir zu Hilfe eilten und danach meine Wunden versorgten, trat ihrer beider Konflikt in den

Hintergrund.

Ihre Welt hatte sich grundlegend verändert.

Sie waren auf einmal wieder frei und ich brauchte ihre Hilfe. Gestern jedoch, als ich das Buch angesprochen hatte, war er wieder in den Vordergrund getreten und, nachdem ich mich in mein Bett gelegt hatte und auch Mariam schlief, hatte Wanda Thomas vor die Wahl gestellt, sich entweder selbst zu töten oder zu erdulden, dass sie ihm antat, was er ihr angetan hatte.

Der alte Mann hatte seine Entscheidung getroffen.

Wanda hörte auf zu sprechen, gönnte ihrer heiser gewordenen Stimme Ruhe.

Wir sahen uns an.

So sehr ich mich auch bemühte, etwas zu finden - es gab nichts, was ich sagen konnte um Wanda Linderung zu verschaffen. Schließlich zeigte ich zögernd auf das Buch in ihren Händen.

«Es ist die Ursache von alledem», sagte Wanda und schob es über den Tisch zu mir.

Wanda sah mich misstrauisch, aber auch erwartungsvoll an. Für einen Moment lenkte ich meinen Blick direkt auf ihr Gesicht, dann schenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Buch vor mir auf dem Tisch. Ich ließ meine Finger sacht über den ledernen Einband gleiten. In roten, irgendwie handschriftlich aussehenden Lettern stand da:

DIE RÜCKKEHR ZUR UNSCHULD

Ich hob den Kopf, blickte Wanda fragend an. Sie sagte nichts, machte eine Handbewegung.

Lies einfach.

Ich schlug den Einband auf. Eine Deckseite. Wieder stand da:

Die Rückkehr zur Unschuld
Evangelium der neuen Welt
Von Kardinal Raphael Da Silva

Basilika di St. Pietro, Vatikanstadt, 2017.

Wanda, die meine gerunzelte Stirn bemerkt haben musste, verließ ihren Platz und ging zur Küchentür.

«Ich bringe Mariam ins Bett. Dann gehe ich hoch und behalte die Sackgasse im Auge. Du liest.»

Ich nahm diese Anweisung dankbar hin. Irgendwie hatte Mariam ihren Namen gehört und war aufgewacht. Schlaftrunken tappste sie zu Wanda hinüber. Ich wartete, bis die Küchentür hinter den beiden zugefallen war, dann blätterte ich das Deckblatt um. Bevor ich begann, wirklich zu lesen, sammelte ich meine Gedanken. Die letzten Tage waren über die Maßen ereignisreich gewesen, meine Schulterwunde pochte nach wie vor und vor allem der Selbstmord von Thomas beschäftigte mich noch sehr. Die Neugier allerdings sorgte dafür, dass es mir doch irgendwie gelang, das Gedankenwirrwarr in meinem Kopf zu verdrängen und mich halbwegs auf das Buch zu konzentrieren.

Ihr, die Ihr noch auf Erden wandelt, höret das Evangelium einer sterbenden Welt.

Ihr, die Ihr noch auf Erden wandelt, sehet den Weg, den ich Euch zeige.

Ihr, die Ihr noch auf Erden wandelt, höret, was ich, der ich Gott berührte, Euch zu sagen habe.

Ihr, die Ihr noch auf Erden wandelt, höret, was Jesus, der verlogene Prophet, Euch nicht zu sagen wagt.

Das waren die Zeilen, die meine Augen als Erstes fanden. Aber da war noch mehr. Für jede Zeile, die mir sofort ins Auge sprang, waren noch zehn andere in dieser merkwürdig anmutenden, gedruckten Handschrift vorhanden. Schnell erkannte ich, dass es sich dabei um Übersetzungen handelte. Direkt untereinander wurde Zeile um Zeile in verschiedenen Sprachen wiederholt.

Meine schon etwas länger zurückliegende Schulbildung ermöglichte mir Latein, Englisch und Französisch sicher zu identifizieren. Zwei der Zeilen mussten in Spanisch und Italienisch verfasst sein, dann gab es noch zwei Zeilen, die ich irgendwo im skandinavischen Raum einordnen würde. Ich meinte auch noch, Niederländisch zu erahnen.

Oder war es Walonisch?

Zwei weitere Zeilen konnte ich gar nicht einordnen.

Ich schob meinen Oberkörper im Stuhl zurück, einen Moment lang überwältigt von dem Aufwand, den der offensichtlich verwirrte Evangelist hier betrieben hatte. Kurz ließ ich alle Blätter des Buches wie ein Daumenkino an meinen Augen vorbeirauschen. Tatsächlich.

Dieses System zog sich durch das ganze Werk. Ein kaum vorstellbarer Aufwand. Na ja. Ein Gutes hatte es ja. Die vielen Seiten waren eigentlich nur zu einem Zehntel mit Inhalt gefüllt. Ich würde also deutlich schneller mit dem Lesen fertig werden, als ich zuerst angenommen hatte.

Ich las weiter.

Das Leid, das uns heimsucht, das unsere Welt zerstört und viele von uns in die ewige Verdammnis geführt hat - es ist ein altes Leid.

Seit Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis aßen, seit Prometheus den Menschen das Feuer brachte, sind wir zum Untergang verurteilt.

Seit diesem Augenblick sind wir alle verdammt, denn unsere Vorfahren haben Gott geschmäht, und wir müssen dafür Buße tun.

Diese Tage des Krieges und des Todes, die wir, die letzten Kinder der Sünde, durchleben, sind die Tage der Läuterung, die Zeit der Katharsis.

Es sind zehn mal zehn Jahre, die uns noch bleiben, um die Liebe des Herrn zurückzuerlangen.

Zehn mal zehn Jahre, um die Fehler unendlich vieler Generationen menschlichen Lebens wieder gut zu machen.

Ein jeder von uns muss danach streben, seine Unschuld wiederzuerlangen.

Ein jeder von uns muss danach streben, seine Reinheit vor den Augen des Herrn zu beweisen.

Wir, die letzten, die auf Erden wandeln, müssen zurückgehen in der Zeit, weit zurück, zurück vor die Gebote, die der Herr uns gab um uns zu prüfen, und noch weiter zurück.

Zurück vor den Sündenfall.

Zurück ins Paradies.

Denn es ist unsere Hybris, die wir Erkenntnis nannten, die zu unserer Verdammnis geführt hat.

Es ist unser Wunsch, die Welt zu formen.

Unser Wunsch, Großes zu erschaffen.

Unser Wunsch, es Gott gleich zu tun.

Es ist die Erkenntnis über unser eigenes Sein.

Der Drang, mehr sein zu wollen als ein Kind Gottes.

Alles was zu dieser Zeit des Todes und der Verdammnis geführt hat, entspringt der Erbsünde.

Wir, die Kinder Gottes, sind nicht dafür geschaffen mehr zu erträumen als Nahrung und Fortpflanzung, mehr als unschuldige Lust und selige Gedankenlosigkeit.

Es sei verflucht das Wissen -
denn es nimmt die Demut.
Es sei verflucht das Streben -
denn es ist dem Herrn ein Gräuel.
Es sei verflucht die Moral -
denn sie ist von uns gemacht.
Es sei verflucht die Liebe -
denn sie entspringt unreinem Geist.
Es sei verflucht das Gesetz -
denn es ist von uns gemacht.
Es sei verflucht die Sprache -
denn sie gehört dem Menschen nicht.
Es sei verflucht die Medizin -
denn sie trotzt des Herren Wunsch.
Es sei verflucht die Technik -
denn sie trotzt des Herren Welt -
Es sei verflucht die Ehe -
denn sie ist wider die Natur.
Es sei verflucht die Güte -
denn sie ist falsch und fahl.
Es sei gelobt der Kampf -
denn er ruft den Herrn herbei.
Es sei gelobt der Trieb -
denn er ist pur und rein.
Es sei gelobt, wer kein Gewissen kennt -
denn die Unschuld ist ihm Eigen.
Es sei gelobt der Rausch -
denn er ruft den Herrn herbei.
Es sei gelobt der Tumbe -

denn der Herr ist stets bei ihm.
Es sei gelobt die Wut -
denn sie ist pur und rein.
Es sei gelobt, wer nach Vergessen strebt -
denn Unschuld ist sein Ziel.
Es sei gelobt, wer nach Vergessen strebt -
denn Reinheit ist sein Ziel.

Preiset den, der meine Worte lebt -
denn glückselig wird er sein.
Preiset den, der meine Worte trägt -
denn Unschuld ist es, die er bringt.

Ich schüttelte innerlich den Kopf, aber langsam verschmolz das Wissen, das ich bislang über die Degenerierten hatte sammeln können mit den neuen Informationen.

Es sei verflucht die Technik - daher kam es, dass die Degenerierten auf der Straße kampierten, anstatt die Sicherheit der Mauern und Türen eines der verlassenen Häuser zu suchen. Daher kam es, dass sie sich mit selbstgebastelten Waffen ausstaffierten, statt mit Gewehren und Pistolen und allem was noch an Mordspielzeug auf der Welt herumlag. Genug gab es davon wahrlich.

Preiset den, der meine Worte trägt - deshalb dieses ständige Rekrutieren und Verschleppen von Menschen. Ein Missionsauftrag.

Was ich nicht verstehen konnte war, wie ein jemand diesen ausgemachten Blödsinn glauben konnte, wie er tatsächlich davon überzeugt sein konnte, dass der Weg zur Rettung nicht in den eigenen Händen und in der Bewahrung und Anwendung des wenigen Wissens über Technik und Medizin lag, das uns als Kollektiv noch geblieben war.

Ich verwendete keine Schusswaffen, weil sie zu viel Lärm machten. Die Degenerierten verwendeten keine, weil sie die Technik verdammten.

Na ja, nach dem Kampf im Haus, den ich nur um Haaresbreite überlebt hatte, würde ich meine Haltung gegenüber den Schusswaffen wohl noch einmal überdenken müssen - zumindest nahm ich mir das vor.

Ich las weiter.

Als Nächstes folgten einige Seiten, auf denen der feine Herr Raphael Da Silva seinen Status als alleinigen Heilsbringer rechtfertigte. Er beschrieb in

salbungsvollen Worten, unter dem Einfluss von ritueller Selbstgeißelung und Drogen die Stimme Gottes vernommen und seinen göttlichen Auftrag erhalten zu haben.

Bevor er sich jedoch dem Verfassen seines Pamphlets gewidmet hatte, war er laut eigener Aussage den sieben Stufen der Reinigung unterzogen worden.

Etwas, was jeder seiner Jünger, der den Rückweg ins Paradies finden wollte, ebenfalls durchleben musste. Die erste und zweite Stufe beschäftigten sich mit sexueller Verrohung, beschrieben erzwungene und freiwillige Akte mit Männern, Frauen und Tieren. Stufe drei und vier beschrieben Riten, bei denen es um das Töten von Lebewesen ging. Man arbeitete sich langsam zu immer größeren Tieren vor. Begann mit Mäusen, Ratten, Kaninchen, ging weiter zu Katzen und Hunden, bis man schließlich bei erwachsenen Menschen und ganz am Ende bei Säuglingen ankam.

Das alles unter dem Vorwand, dass man nur auf diese Weise seine eigene Natur erkennen und in seinen gottgewollten Urzustand zurückgelangen konnte. Die Stufen fünf und sechs zielten auf die Vernichtung von Selbsterhaltungstrieben, Gesundheitsbewusstsein und Eitelkeiten ab.

Da Silva ließ seine Notdurft einfach geschehen, wie sie sich meldete, litt unter Läusen und Flöhen und anderem Ungeziefer und beschrieb jedes entstehende Ekzem, jede Eiterpustel und jeden Millimeter aufgekratzte Haut als ein Geschenk Gottes.

Die ersten sechs Stufen der Reinigung musste man, laut Da Silva, ständig wiederholen, bis man sie zur Vollendung gebracht hatte. Solange also, bis man alle anerzogenen und sozial überlieferten Hemmungen und Verhaltensmuster abgelegt hatte.

Laut Da Silva war man erst ein wahres Kind Gottes, wenn man kein Unrechtsbewusstsein, keine Triebkontrolle und kein Gewissen mehr kannte. Wenn man völlig verroht war.

Ein Tier.

Und ein Tier konnte weder Reue noch Schuld empfinden.

Dann folgte die siebte und letzte Stufe.

Die Vollendung der Entmenschlichung. Ich nenne das so. Da Silva nennt es das *Besiegeln der Metamorphose*.

Um sich völlig von seiner Menschlichkeit zu verabschieden, hatte er sich, nach und nach, die Haut abgezogen und Salz in sein rohes Fleisch gerieben. Als Höhepunkt des Rituals hatte er sich dann schließlich das Gesicht weggebrannt und nachträglich verätzt. Das schrieb er zumindest, denn, falls

das alles der Wahrheit entsprechen sollte - was ich nicht annahm, da meiner Erfahrung nach alle selbsternannten Propheten elende Betrüger und Feiglinge waren - dann konnte man nur schwer glauben, dass er noch irgendetwas zu Papier bringen konnte, und sei es noch so wirr.

Ich musste das Gelesene erst einmal sacken lassen.

Es war naheliegend, alles menschliche Streben, den technologischen Fortschritt und die verschiedenen Ideologien für den großen Knall, den Krieg und das Ende unserer Zivilisation verantwortlich zu machen. Auf den ersten Blick leuchtete der Gedanke ein. Wäre die gesamte Menschheit beim Jagen und Sammeln geblieben, hätte sie niemals ein so gigantisches Zerstörungspotential entwickelt, ja, viele der grundlegenden Probleme, die zum letzten Krieg geführt hatten, hätte es niemals gegeben. Überbevölkerung, unbewohnbar gemachte, industriell bis zur völligen Brache ausgebeutete Landstriche, Sondermülldeponien, die die Menschen krank machten, Grenzkonflikte in großem Maßstab, religiösen Fanatismus, aus Armut geborene Aufstände - all diese Missstände, die man als es noch Nachrichtensendungen gegeben hatte wahrgenommen, aber ständig verdrängt hatte - es hätte schlicht und einfach nicht genug Menschen auf der Welt gegeben, um all diese Dinge zu verursachen.

Es hätte nicht einmal Wörter dafür gegeben. Auf der anderen Seite hatte nicht die Technik, nicht die Kunst und nicht die Wissenschaft zur letzten Eskalation geführt, sondern Gier, Angst, Neid, ideologische Sturheit und religiöse Verblendung.

Wenn man sich, all das vor Augen, vorstellt, wie der Krieg und die Verwüstungen auf die ohnehin vermutlich sehr gläubigen, oder von mir aus auch abergläubigen, Überlebenden des zerbombten Roms und von Vatikanstadt gewirkt haben mussten, war es irgendwie gar nicht mehr so unglaublich, dass sie sich in ihrem Trauma nach einer Erklärung für das alles sehnten und dieser perverse Wirrkopf Da Silva seine Anhänger fand, die, ihrerseits vielleicht ebenfalls Kleriker, fanatisch, verwirrt, aber redegewandt und gebildet, weitere schwache Geister verdarben.

Eine religiöse Massenhysterie.

Ich ließ mich von meinen Mutmaßungen treiben, sah vor meinem inneren Auge, wie sich ein immer größer werdender, blutroter Kreis von Vatikanstadt aus über das zertrümmerte Europa ausbreitete.

Was in dem bösartigen Evangelium nun folgte, war eine lange Liste von Regeln und Gesetzen, an die sich die Mitglieder der Sekte zu halten hatten.

Sie waren in drei Kategorien unterteilt, die die Schwere der Bestrafungen bei Verstößen festlegten. Ich kann mich nicht an alle erinnern, aber im Großen und Ganzen ging es um das Verbot, Zivilisationsgüter und technische Gegenstände zu nutzen, das aber immer wieder und äußerst inkonsequent aufgelockert wurde, und es wurde mir schnell klar, dass die Degenerierten trotz all der Verbote auf ihren Beutezügen halbwegs effektiv und handlungsfähig bleiben sollten.

Die Hierarchie, die ich bei der Degeneriertengruppe bemerkt hatte, war ebenfalls in diesen Gesetzen verankert. Anführer war automatisch der dienstälteste Mann. Dieser konnte aber vom Nächstältesten jederzeit herausgefordert und getötet werden. Frauen waren von der Hierarchie ausgeschlossen und konnten nicht weiter aufsteigen.

Was mich wunderte, war, dass das weibliche Geschlecht nicht einfach als Ursache der Erbsünde von Da Silva als absolut minderwertig angesehen wurde. Aber wahrscheinlich wusste er, wie sehr er jeden atmenden Menschen brauchte, der seinem wirren Evangelium zu folgen bereit war, wenn er wirklich die Welt von den Resten der Zivilisation befreien wollte.

Es war den Sektierern geboten, alles Wissen der alten Welt zu vernichten, wo sie auf es trafen. Auf dem Weg zur Unschuld und ins Paradies, dass die kläglichen Überbleibsel der Menschheit in zehn mal zehn Jahren erreichen sollten, war es nötig, Schritt für Schritt, zivilisatorische Errungenschaften von der Landkarte und aus dem kollektiven Bewusstsein zu tilgen - denn nur so konnte die Rückentwicklung von verderbten, arroganten Sündern zu wahren Kindern Gottes erfolgreich stattfinden.

Nach den Regeln und Gesetzen folgte der Missionsauftrag, der die Gruppe, auf die ich gestoßen war, bis nach Frankfurt geführt hatte. Jeden Vollmond gab es ein Initiationsfest für neue Anwärter, die den *langen Weg zur Unschuld*, wie Da Silva sein System nannte, beschreiten sollten oder mussten.

Nach dem großen Initiationsritual, das natürlich nur Da Silva selbst vollziehen und das nur in Vatikanstadt stattfinden konnte, wurden die Anwärter in Fünfergruppen losgeschickt.

Ein Jahr lang sollten sie durch die Welt streifen, ihren Gelüsten freien Lauf lassen und mit fünfundzwanzig neuen Sektenmitgliedern wieder nach Vatikanstadt zurückkehren und ihre Gefangenen abliefern. Wer diesen Zyklus dreimal absolviert hatte, durfte entweder in Vatikanstadt bleiben, oder konnte sich einen anderen Platz suchen, an dem er sich niederlassen und ein

weiteres Zentrum der Sekte errichten sollte.

Die Aufgabe dieser Niederlassungen oder «Filialen», wie ich sie für mich nannte, war es, neben der Rekrutierung von neuen Mitgliedern durch Überzeugen oder Folterung und brutale Gehirnwäsche, alle noch existierenden Städte und Siedlungen, die sich nicht beugen wollten, in einem Radius von mindestens sieben Tagen Fußmarsch, dem Erdboden gleich zu machen.

Das galt vorallem für die vielen neu entstandenen Gemeinden von Überlebenden, die sich aus dem Chaos des Krieges emporgehoben hatten, aber auch verlassene Bibliotheken, Schulen, Krankenhäuser und generell alles, was an die *Zeit der Hybris* erinnerte, sollte zerstört werden.

Das Buch war auf 2017 datiert. Gab es bereits neue Zentren der Degenerierten? Waren sie schon dabei, ihr zerstörerisches Werk zu vollenden? Wann genau hatte das alles angefangen?

Mein Kopf war jetzt voll von wirrer Propaganda, meinen eigenen, unabsichtlich in Gedanken formulierten Gegenargumenten, unendlich vielen religiösen Floskeln und Metaphern, die Da Silva nutze, um seinen Worten Gewicht und Glaubwürdigkeit und dadurch eine irgendwie unheimliche Überzeugungskraft zu verleihen. Horrorvisionen der Auswirkungen, die der verrückte Kardinal und seine Sekte auf die kümmerlichen Überreste der Zivilisation haben würden, waberten vor meinem geistigen Auge herum.

Den Rest des Buches überflog ich nur und nahm mir vor, ihn morgen noch einmal aufmerksamer zu lesen. Er beschrieb, das erfasste ich beim Querlesen, die Methoden, die die Jünger anzuwenden hatten, um den Willen ihrer Gefangenen zu brechen, gab Anleitung zu Foltermethoden und systematischen Psychoterror - eben zu all dem, was Wanda, Thomas und Mariam erduldet hatten.

Dann folgten einige Seiten mit Jenseitsversprechungen, die verhießen, dass diejenigen, die in zehn mal zehn Jahren, bei Erreichen des großen Zieles und der erfolgten Rückkehr der Menschheit ins Paradies, nicht mehr am Leben sein sollten, wieder auferstehen und Gnade vor dem Herrn finden und in seiner ewigen Liebe leben würden.

Denn der Herr prüft die Seele, und wer reinen Herzens und voll Unschuld ist, soll seiner Liebe Zeuge sein.

Ich stellte mir vor, wie Da Silva Tag für Tag in seiner verfallenen Kapelle zu Versklavten und Verschleppten predigte, seine wirre Botschaft in die Welt

schrie, eine verbrannte und vernarbte Gestalt in rotem Kardinalsputz, die über rohen Orgien tierischer Wollust und finsterster Gewalt thronte und immer und immer wieder seinen wahnsinnigen Slogan in immer neuer Form absonderte:

Verrohung bringt die Unschuld.

Im Zeitraffer sah ich vor mir, wie Fünfergruppen Degenerierte in alle Himmelsrichtungen ausschwärmten und auf die fünffache Zahl angewachsen wieder zu ihrem Ursprungsort zurückkehrten. Ich sah die Zahl der Jünger um Da Silva wachsen, bis sie ganz Rom bevölkerten, ein brodelnder, vor Bosheit überquellender Ameisenbau, wie Bakterien in der Petrischale, genährt von Blut und Schmerz und Angst.

Wieder sah ich sie ausschwärmen und neue Tumore auf der Karte Europas bilden.

Der Kardinal baute sich eine Armee auf.

Ich klappte das Buch zu, trank einen Schluck Wasser.

Was sollte man tun?

Was *konnte* man tun?

Die Siedlungen abklappern, um sie zu warnen? Sie würden nicht hören, würden es vielleicht auch gar nicht glauben, und falls doch - das waren kleine, autarke Gruppen. Es gab meines Wissens kaum Ansiedlungen, die mehr als fünfzig Menschen beherbergten. Viel hatte so eine Siedlung Da Silva und seinen Jüngern nicht entgegenzusetzen.

Jäh wurde ich aus meinen Gedanken gerissen, als die Tür aufflog und Wanda in die Küche trat. Ich war noch nicht ganz über den Schrecken hinweg, da nahm ich wahr, wie besorgt sie aussah.

«Ich glaube, Mariam ist krank», sagte sie.

Noch während wir zusammen zu dem Mädchen eilten, erinnerte ich mich daran, wie schnell sie eingeschlafen war. Ich hatte mir nichts weiter dabei gedacht.

Als ich das Grundstück verlassen und Wanda das Tor wieder hinter mit verschlossen hatte, fragte ich mich, wie ich am besten vorgehen sollte. Würde ich mich in der Mitte der Straße fortbewegen, wäre ich von jedermann leicht zu sehen. Würde ich mich an einer Seite der Straße, nahe an den Gebäuden

halten, dann würde ich ein leichtes Ziel für einen Hinterhalt abgeben. Denn hinter jeder Ecke und jedem Busch konnte ein wilder Hund lauern und auch die beiden Degs, die den Kampf überlebt hatten, kamen mir mit einem Mal wieder in den Sinn.

Wir hatten seit zwei Tagen keine Spur von ihnen gesehen, und Wanda und ich waren im Grunde der Meinung, dass die beiden das Weite gesucht hatten. Vielleicht würden sie versuchen wieder nach Rom zu gelangen, oder, was wahrscheinlicher war, sich einer anderen marodierenden Bande anschließen. Allerdings bestand auch die Möglichkeit, dass die beiden, der Mann mit der durchschossenen Hand und die Frau mit dem von meinem Hammerwurf zerschmetterten Kiefer, irgendwo auf der Lauer lagen und auf Rache sannen.

Aber all das Spekulieren half nichts.

Wir konnten nicht mehr tun, als die Augen offen zu halten und auf der Hut zu sein. Ich hier, auf den Straßen des verwilderten Frankfurts und Wanda auf ihrem Wachposten im Haus. Sie und Mariam waren fürs Erste - und so lange sie sich ruhig verhielten - halbwegs sicher. Das sagte ich mir zumindest. Mariam lag fiebernd und mit Schüttelfrost in meinem Bett und Wanda musste gleichzeitig die Sackgasse im Auge behalten und sich um das kranke Mädchen kümmern.

Ich machte mir immer noch Vorwürfe, dass ich die Wunde in Mariams kleinem Fuß nicht früher entdeckt hatte, aber das lag wohl daran, dass Mariam sich die Verletzung nicht im Kampf zugezogen hatte, sondern dass es bereits ein paar Tage zuvor passiert sein musste.

Im Grunde war es keine große Sache. Das Mädchen war noch während ihrer Gefangenschaft in einen Holzsplitter getreten, der sich in ihre Fußsohle gebohrt haben musste und durch das unbarmherzige Marschtempo, das die Degenerierten verlangt hatten und auch aus Angst vor deren drastischen Strafmaßnahmen hatte das Kind nichts gesagt.

Mariam hatte ihre Verletzung verheimlicht, vielleicht auch selbst für einige Tage vergessen, und war nun von ihrem Versäumnis eingeholt worden. Ich hätte gleich stutzig werden müssen, als sie gestern Abend so früh eingeschlafen war. Ihre erhöhte Temperatur hätte mir auffallen müssen, aber ich war viel zu sehr mit dem Buch und den aktuellen Ereignissen beschäftigt gewesen, um auf Mariam zu achten. Ich zürnte mir selbst und Thomas und diesem Da Silva gleichermaßen.

Jetzt, im ersten Licht der fahlen Sonne, machte ich mich auf den Weg, um fiebersenkende Medikamente und Antibiotika zu besorgen. Wanda wäre auch

gegangen, verwies auf meine Schulterwunde und meinen angeschlagenen Knöchel, aber das hatte ich nicht gelten lassen. Nicht etwa, weil sie eine Frau war, sondern weil Mariam und Wanda sich schon lange kannten und das Mädchen viel mehr Vertrauen zu Wanda hatte, als zu mir. Sie konnte sich immer noch selbst auf den Weg machen, falls ich bis heute Abend nicht zurückgekehrt sein sollte.

Den Splitter hatten wir noch in der Nacht entdeckt und herausgeschnitten und die Wunde desinfiziert. Aber die Entzündung war schon weit fortgeschritten. Wir fürchteten, dass Mariam, sollte das Fieber länger andauern, nicht genug Kraft haben könnte, um ihm zu widerstehen.

Ich drehte mich noch einmal zu Wanda um, die hinter dem Zaun wartete. Ich wollte noch irgendetwas Aufmunterndes sagen, aber am Ende beließen wir es beide bei einem zaghaften Winken.

Ich drehte mich um, legte die gespannte Armbrust in meine linke Armbeuge und schritt, die rechte Hand locker um den Griff gelegt, die Sackgasse hinauf.

Als ich zu dem Hügel toter Leiber gelangte, den Wanda und Thomas in einiger Entfernung zu unserem Zaun errichtet hatten, konnte ich nicht anders und warf einen Blick auf die Toten, die zu einem Teil auf mein Konto gingen. Die Verwesung war noch nicht sehr weit fortgeschritten, aber wenn man genau hinsah, konnte man in den im Todeskampf verzerrten Gesichtern Bewegung wahrnehmen. Die Insekten waren bei der Arbeit. Einige der Leichen waren auch von den wilden Hunden aus dem Haufen herausgezerrt worden und ihre Innereien lagen auf dem Pflaster verteilt.

Den Blick abwendend, horchte ich in mich hinein.

Nein, ich verspürte kaum Mitleid. Der Anblick der grausig zugerichteten Toten schürte nur meine Wut auf Da Silva, der mit seinen irren Predigten und giftigen Worten das ganze Unheil angerichtet hatte.

Am Ende der Sackgasse angekommen, spähte ich nach rechts und links die kreuzende Straße hinunter.

Keine Bewegung.

Kein Laut.

Ich wandte mich zuerst nach links. Dann, nach ein paar Metern, bog ich wieder nach rechts ab. Wie auch in unserer Sackgasse, waren die Vorgärten, die die verlassenen und wie ausgestorben daliegenden Häuser von der löchrigen Straße abgrenzten, völlig verwildert.

Etwa fünfzig Meter vor mir hatten sich zwei Autos ineinander verkeilt und

ich konnte im Vorbeigehen erkennen, dass in einem der Wagen noch zwei Tote auf den vorderen Sitzen saßen. Man konnte sehen, dass sie schon vor einigen Jahren gestorben sein mussten, und so nahm ich den Anblick nicht als Alarmsignal wahr.

Von gelegentlichen Einschusslöchern in den Fassaden der Häuser abgesehen, war die ehemalige Wohngegend offensichtlich von größeren Zerstörungen verschont geblieben. Das änderte sich ungefähr hundert Meter weiter.

Die Brücke, die die brachliegenden, überwucherten Bahngleise, die links in meinem Sichtfeld begannen und rechts wieder aus ihm verschwanden, überspannte, lag in Trümmern.

Das um die Trümmer herum neu entstandene Wäldchen konnte nicht breiter sein als das Gleisbett, überlegte ich. Ich beschloss es zu durchqueren und meinen Weg weiter in Richtung Nordwesten fortzusetzen, obwohl mir die Brücke lieber gewesen wäre.

Nachdem ich den kleinen Abhang, der zum Gleisbett führte hinter mich gebracht hatte ohne meinen angeschlagenen Knöchel weiter zu lädieren, schlich ich, aufs Äußerste angespannt, durch das Dickicht.

Es machte mich nervös, dass ich nicht sehen konnte, was vor mir lag. Das dichte, dunkle Grün machte es schlichtweg unmöglich, etwas zu erkennen, das weiter entfernt war als fünf Meter. Einmal schreckte ich herum, als irgendein Tier rechts hinter mir das hohe Gras und die jungen, etwas über mannshohen Bäume zum Zittern und Rascheln brachte. Die Armbrust im Anschlag verharrte ich einige Sekunden, aber das Geräusch entfernte sich von mir und erleichtert wandte ich mich wieder um und setzte meinen Weg fort.

Bald darauf lichtete sich die Vegetation rasch und das Gelände stieg sanft an.

Ich hatte es ohne größere Vorkommnisse geschafft und die Gleise überquert. Ein vergammeltes Straßenschild an einer Kreuzung verriet mir, dass ich mich, wenn ich mich links hielt, in der Hohlbeinstraße fortbewegen würde. Es zweigten noch zwei andere Spuren ab. Einen kurzen Moment lang ließ ich meinem Blick etwas ratlos zwischen den drei möglichen Wegen hin und her gleiten. Dann sah ich zu meiner großen Erleichterung das charakteristische, rote Apothekenzeichen hinter einem Baum hervorscheinen.

Ich ging darauf zu, und schnell konnte ich die Worte «Bonifatius-Apotheke» erkennen. Das hatte ja geklappt wie am Schnürchen.

Nichteinmal zwei Kilometer von unserem Unterschlupf entfernt - und schon hatte ich gefunden, was ich gesucht hatte.

Ich beschleunigte meinen Gang und mit jedem Schritt konnte ich ein wenig mehr erkennen. Die Glasfront war noch intakt, wenngleich der untere Bereich des großen Schaufensters mit Holzbrettern, Balken und einigen Sandsäcken verbarrikadiert war.

Die Eingangstür stand im Kontrast zu der improvisierten Befestigung einen Spalt breit offen.

Rückblickend hätte ich vorsichtiger sein sollen, aber der Gedanke, Mariam schnellstmöglich die nötigen Medikamente bringen zu können, ließ mich nachlässig werden. Einen kurzen, seltsamen Moment lang sah ich mein Gesicht im Glas der Tür gespiegelt und ich bemerkte, dass es lächelte. Ich drückte die Tür mit der Schulter auf, und sobald ich das getan hatte, drang ein tiefes, grollendes Knurren aus dem Halbdunkel an mein Ohr. Hektisch versuchte ich Genaueres zu erkennen.

Die Ständer mit den Hygieneartikeln und Vitaminpräparaten, die so ziemlich jede Apotheke, die ich jemals betreten hatte kennzeichneten, waren umgefallen und ihr Inhalt war über den ganzen Boden verteilt worden.

Dann sah ich sie.

Auf der halbrunden Verkaufstheke lagen zwei große, zottelige und von zahlreichen Kämpfen gezeichnete Hunde.

Sie erhoben sich langsam und erschreckend selbstsicher, verharrten angespannt und knurrten mit bösartigen Augen in meine Richtung. Noch waren sie nicht zum Angriff übergegangen und ich nutzte meine Chance und drückte den Abzug. Da ich mir nicht die Zeit zum Zielen genommen hatte, saß der Schuss nicht perfekt. Ich traf das linke der beiden Tiere in die Schulter.

Der Bolzen musste im Knochen stecken geblieben sein, denn er drang nur wenige Zentimeter tief ein. Beide Hunde machten einen Satz auf mich zu. Das verletzte Tier war etwas schneller. Die Armbrust hielt ich mit der Linken vor mich, mit der Rechten versuchte ich, die Machete zu ziehen.

Es ging alles sehr schnell.

Noch bevor diese Information vollständig von meinem Gehirn verarbeitet war, kam der verletzte Hund auf dem Boden auf und sprang.

Doch anstatt mich zu attackieren, drängte er sich an mir vorbei, wobei er mein linkes Bein zur Seite drückte und dann jaulend aus der Apotheke schoss. Ich hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu halten. Das zweite Tier hatte

sich in den Bogen meiner Armbrust verbissen und zerrte wild daran herum. Der Hund hatte keine wirkliche Chance. Während er geiferte und riss und knurrte, zog ich die Machete endlich ganz aus der Scheide und ließ sie auf seinen Nacken niedergehen, wobei ich durch einen Ruck an der Armbrust dafür sorgte, dass die Klinge ihr Ziel ohne Probleme fand.

Der Hund brach mit durchtrenntem Genick zusammen und einige Sekunden später starb er ohne einen weiteren Laut von sich zu geben.

Ich atmete schwer. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass die Armbrust keinen Schaden genommen hatte, reinigte ich die Machete am Fell des toten Tieres und steckte sie wieder in die Scheide. Während ich die Armbrust wieder spannte und ein neues Geschoss einlegte, ärgerte ich mich halbherzig darüber, dass der andere Hund mit einem meiner kostbaren Bolzen in seiner Schulter verschwunden war. Im Grunde war ich aber mehr als froh, diese Situation, in die mich meine mangelnde Vorsicht gebracht hatte, ohne einen Kratzer überstanden zu haben.

Ich gönnte mir noch einige Sekunden des Durchatmens, dann begann ich methodisch, die Apotheke nach brauchbaren Dingen zu durchsuchen, wobei ich, wohl einer alten Gewohnheit folgend, die Gegenstände nicht gleich in meinem Parka oder meinem Rucksack verstaute, sondern erst einmal auf der Verkaufstheke sammelte. Ich begann meine Suche im Verkaufsraum, auch wenn die Medikamente, wegen denen ich vorrangig hier war, wohl eher im hinteren Bereich des Ladens zu finden sein würden. Zwei Flaschen Desinfektionsspray, zwei Erste-Hilfe-Sets und einige Multivitaminpräparate machten den Anfang. Auch eine kleine Packung Einweghandschuhe fand ihren Weg auf die Theke. Das Herausschneiden des Splitters aus Mariams Fuß hätte sauberer von statten gehen können, wenn wir welche gehabt hätten. Wer konnte schon sagen, wann ich das nächste Mal in so eine Situation kommen würde?

Ich drehte mich einmal um die eigene Achse. Hier vorne hatte ich alles durchsucht. Jetzt suchte ich die Wandregale hinter der Theke ab. Ja, da waren neben den anderen Medikamenten schon mal Paracetamol und Ibuprofen. Sehr gut. Ich ging zur Theke und legte von jedem Präparat einige Packungen zu meiner Beute. Dann war da noch eine Jodsalbe und, nach einigen Minuten des Suchens, fand ich noch ein Medikament, das ich erst nach dem Lesen des Kleingedruckten als Penicillin identifizierte. Ich griff mir vier Packungen. Eine davon riss ich auf und schluckte eine Pille trocken herunter. Was meine Schulterwunde anging, wollte ich mich nicht allein auf das

Desinfektionsmittel verlassen. Ich trug noch allerhand anderen Kram zusammen, darunter einige Wegwerf-Skalpelle, eine kleine, braune Flasche mit medizinischem Alkohol, Blasenpflaster, noch mehr eingeschweißte Mullbinden, eine Schachtel Tampons und dergleichen mehr.

Ich musste wieder an die Hunde denken und an Mariams entzündeten Fuß.

Fand man in Apotheken auch Impfstoffe gegen Wundstarrkrampf?

Nein, ich glaubte mich zu erinnern, dass Impfstoffe direkt in den Praxen der Ärzte gelagert wurden. Ich würde das im Hinterkopf behalten.

Zügig packte ich meine Beute in den Rucksack und schulterte ihn. Während ich mich der Ausgangstür zuwandte, dachte ich über den Hund nach. Hätte er sich in meinen Unterarm anstatt in meine Armbrust verbissen, hätte ich ihn wahrscheinlich immer noch erledigen können. Allerdings wäre es dann auch möglich gewesen, dass sein Speichel ein buntes Potpourri von Bakterien in meine Blutbahn schleusen könnte, dessen tödliche Wirkung erst einige Zeit später zum Vorschein gekommen wäre. Am Ende hätte er mich dann also doch noch erwischt.

Zum Einen fasste ich daher den Entschluss, auf meinem Rückweg zu Wanda und Mariam nicht den direkten Weg zu nehmen, sondern meinen Erkundungsgang auszuweiten und meine Augen nach einer Praxis eines Allgemeinmediziners offen zu halten. Ich war gut in der Zeit und ein Stündchen mehr würde kaum einen Unterschied machen.

Zum anderen wünschte ich mir sicherere Kleidung für uns alle. Meine Vorstellung ging in Richtung Motorradausrüstung oder wenigstens widerstandsfähigere Arbeitskleidung.

Dickes Leder und Protektoren würden schon dafür sorgen, dass ich mir weniger verwundbar vorkam. Die Temperaturen würden in den nächsten Wochen ohnehin deutlich sinken.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, trat ich wieder vor die Tür.

Der angeschossene Hund war nirgends zu sehen.

Ich schaute nach links, denn irgendetwas auf dieser Seite erregte meine Aufmerksamkeit. Ich kann nicht genau sagen, was es war. Vielleicht ein Geräusch, vielleicht auch die unnatürliche Bewegung der Pflanzen in dem kleinen Wäldchen im Gleisbett, ungefähr achtzig Meter von mir entfernt.

Und dann sah ich sie.

Sie kamen auf demselben Weg die Senke hinauf, den auch ich genommen hatte.

Degenerierte.

War es Zufall?

War der Hund in ihre Richtung geflohen, und sie verfolgten nun seinen Weg zurück?

Oder waren sie schon die ganze Zeit hinter mir her geschlichen?

Als ich sah, dass einer von ihnen, der letzte, der aus dem Dickicht des Wäldchens hervor trat, einen blutverkrusteten Verband um eine Hand trug, war die Sache klar.

Er hatte wohl schneller Anschluss an eine andere Degeneriertengruppe gefunden, als ich es für möglich gehalten hatte und er hatte sie darüber hinaus dazu bewegen können, hier in der Nähe zu bleiben und die Augen nach mir und nach seinen ehemaligen Gefangenen offen zu halten.

Als er dann den angeschossenen Hund an sich vorbei rennen gesehen hatte, war sein Jagdfieber geweckt worden, denn an Armbrustbolzen konnte der Kerl sich sicherlich nur zu gut erinnern.

So stellte ich mir es zumindest vor.

Einen Moment später hatte ich andere Sorgen, als mir die Anwesenheit der Gruppe zu erklären oder mir über Impfungen und feste Kleidung Gedanken zu machen, denn, noch während ich am Eingang der Apotheke stand, und in Richtung der, inzwischen auf acht Gestalten angewachsenen, Gruppe blickte, hatte er mich entdeckt.

Er hob seine verbundene Hand und zeigte auf mich. Seiner Kehle entfuhr ein barbarischer Schrei, kein Wort, ein bloßes Geräusch. Dann stürmte er in meine Richtung los und eine Sekunde später taten seine Begleiter es ihm gleich.

Der direkte Rückweg zu Wanda und Mariam war mir abgeschnitten. Deshalb drehte ich mich um und rannte die Hohlbeinstraße entlang in Richtung Norden.

Während der ersten dreihundert Meter konnte ich die Gruppe trotz meines angeknacksten Knöchels auf Abstand halten, während ich, darum bemüht so wenig Geschwindigkeit wie möglich zu verlieren, mir einen Weg zwischen den wie zufällig über der Straße ausgeschütteten Autowracks, jungen, den Asphalt durchbrechenden Pflanzen und von Gräsern bewachsenen Kratern von alten Granateinschlägen hindurch suchte.

Ich erreichte eine Kreuzung in deren Mitte ein riesiger, ausgebrannter Panzer stand, wie ein stählernes Dinosaurierskelett. In Richtung Stadtmitte waren die Kampfhandlungen anscheinend zerstörerischer und tödlicher geworden, als in dem militärisch wohl ziemlich uninteressanten Wohngebiet, in dem wir Unterschlupf gefunden hatten.

Um den Panzer herum lagen in einigem Abstand, fast kreisförmig verteilt und beinahe zur Gänze skelettiert, Leichen und Teile von ihnen, die ich erst auf den zweiten Blick entdeckte.

Hatte die Besatzung des Panzers diese Menschen niedergemacht, oder gehörten sie zu einem Zug Infanteristen, die, von dem bewaffneten Fahrzeug geschützt, ein schon lange irrelevant gewordenes Ziel verfolgt hatten?

Ich tippte auf Ersteres, denn die Reste der Kleidungstücke der Toten ließen auf keinerlei Uniformierung schließen, auch wenn das nicht immer etwas zu bedeuten haben musste.

Im Chaos des Krieges gedeihen die seltsamsten Pflanzen.

Ich hatte keine Zeit, mir weitere Gedanken zu machen, denn noch während ich schwer atmend vor diesem unfreiwilligen Kriegsdenkmal stand, zischte ein Pfeil dicht an meinem linken Ohr vorbei und prallte metallisch klackernd von der zerlöcherten Stahlhaut des Fahrzeugs ab.

Schnell blickte ich nach hinten und sah, dass die Schnelleren der Gruppe bis auf dreißig Meter an mich herangekommen waren. Der Bogenschütze, einer von dreien, wie ich inzwischen ausgespäht hatte, legte gerade einen weiteren Pfeil auf die Sehne und ich hob die Armbrust an und schoss.

Ich hatte grob auf die Mitte seiner Brust gezielt, aber mein Bolzen traf ihn im Unterleib und noch während die vordersten der drei Läufer weiter auf mich zu rannten, brach er mit einem Schmerzensschrei zusammen.

Mir blieb keine Zeit, die Armbrust neu zu spannen. Ich drehte mich um, umrundete den zerstörten Panzer und rannte weiter in Richtung Innenstadt, wobei ich mir die Armbrust am Riemen über die Schulter warf und meine Machete zog.

Die schnellen Schritte meiner Verfolger in den Ohren und den immer wieder auftauchenden Hindernissen aus dem Weg gehend, verlagerte sich unsere ungleiche Hatz immer weiter in Richtung Norden. Ich wagte es jetzt nicht mehr, einen Blick über die Schulter zu werfen, denn zum einen musste ich das Gelände vor mir im Auge behalten um nicht zu stürzen, und zum anderen wusste ich ohnehin nicht, was ich momentan - außer Wegrennen - hätte tun sollen.

Während ich also rannte, zischten zwei weitere Pfeile an mir vorüber. Der erste viel zu nah, dicht an meiner rechten Hüfte vorbei. Der andere flog einige Meter über meinen Kopf hinweg und blieb hoch oben in einem Baum stecken. Vor mir sah ich das Mainufer und eine intakt aussehende, schmale Brücke, die von Stahlseilen getragen, auf die andere Seite des Flusses führte.

Gerade hatte ich ein großes, irgendwie offiziell wirkendes und teilweise zerbombtes Gebäude passiert und eine meinen Weg im rechten Winkel schneidende Straße überquert, da wurden die Schritte rechts hinter mir lauter und keuchender Atem drang an mein Ohr. Der schnellste Läufer der Gruppe hatte aufgeholt. Ich versuchte, den Abstand zwischen uns anhand der Geräusche abzuschätzen, und fragte mich, ob er bereits seinen Speer zum Wurf erhoben hatte, gab aber den Versuch bald auf, denn mein eigener, hechelnder Atem machte es mir unmöglich, die Situation richtig einzuschätzen.

Eine Treppe führte an der Brücke linker Hand seitlich hinauf, und um sie benutzen zu können, würde ich meine Laufgeschwindigkeit deutlich drosseln müssen.

Meine Lunge brannte ohnehin schon schmerzhaft, und so machte ich aus vollem Lauf einen Satz nach links, bremste ab, fuhr herum, die Machete zum Schlag erhoben.

Der Deg war noch einige Meter weiter entfernt, als ich es mir mit meinem adrenalingefluteten Gehirn ausgemalt hatte und er trug keinen Speer, sondern eine Keule. Nein, es handelte sich eher um einen alten, knorrigen Ast, wenn ich es richtig sah. Sein Gesicht war durch die Anstrengungen stark gerötet und verzerrt und in seinen Augen konnte ich sehen, dass es mir gelungen war, ihn durch mein Manöver zu überraschen.

Noch während er zu Bremsen versuchte und seine Keule in Abwehrposition brachte, machte ich einen Satz auf ihn zu, täuschte einen hohen Schlag an und riss die Machete im letzten Moment nach unten. Die Klinge fuhr tief in seinen Oberschenkel und dunkles, klebrig-rotes Blut schoss hervor.

Von Schmerz, Schock und tierischer Wut angetrieben, verließ ein lauter Schrei seine Kehle. Er ließ seine Waffe fallen, presste seine Hände auf die klaffende Wunde und ging in die Knie. Gerne hätte ich ihm den Rest gegeben, aber seine Kameraden kamen gerade, zehn Meter von uns entfernt und um Luft ringend zum Stehen.

Schon hörte ich einen weiteren Pfeil heranfliegen, der nur wenige

Zentimeter von meinem Fuß entfernt auf dem Boden landete und klappernd weiter schlitterte, als der Kerl mit der verbundenen Hand Befehl gab, einen Halbkreis zu bilden und vorzurücken.

Ich wunderte mich über zweierlei. Zum einen hatte er den Befehl auf Deutsch gegeben, was bedeuten mochte, dass der Einfluss des Kardinals bereits weiter reichte, als ich angenommen hatte, und zum anderen fragte ich mich, wieso die anderen, die meiner Einschätzung nach zu einer separaten Gruppe Degenerierter gehörten, seine Befehle überhaupt annahmen.

Hatte er ihren ursprünglichen Anführer getötet?

Aber einerlei, sie begannen, mich in die Zange zu nehmen. Ich musste weg. Meine Gegner versperrten mir den Weg nach rechts und links.

Mir blieb nur die schmale Mainbrücke als Ausweg.

Während ich tief einatmete und mich bereit machte, den Degenerierten eine weitere Jagd zu liefern, blickte ich in das hasserfüllte Gesicht von *Einhand*, wie ich ihn inzwischen getauft hatte, auch wenn das nicht ganz korrekt war.

Er strich sich grinsend mit dem Daumen über die Kehle.

Dann brüllte er:

«Los jetzt!»

Ich wartete nicht ab, wie sein Gefolge auf das Kommando reagieren würde, sondern rannte vom Geräusch losgelassener Bogensehnen begleitet die Stufen zur Brücke hinauf, weg von den Degenerierten, aber auch weg von Wanda und Mariam.

So schnell ich konnte, rannte ich über den Steg. Ich wagte nicht, einen Blick über die Schulter zu werfen, wollte keinen Sekundenbruchteil meines mageren Vorsprungs aufgeben. Meine Lunge brannten, der Knöchel schmerzte, und im Geiste bettelte ich eine unbestimmte, höhere Macht voll Inbrunst um eine Eingebung an, um ein Wunder oder wenigstens um eine Idee.

Darum, dass ich die mörderische Verfolgungsjagd trotz meines angeschlagenen körperlichen Zustandes durchhalten und für mich entscheiden würde. Das keuchende Geräusch meiner eigenen Atemzüge drang jämmerlich und asthmatisch an meine Ohren und machte es mir unmöglich, den Abstand zwischen mir und meinen Verfolgern zu ermitteln,

ohne nach hinten zu sehen.

Dazu ließen mir die Gegebenheiten auch gar keine Zeit.

Ein weiterer Pfeil flog über meinen Kopf hinweg und in etwa fünfzig Metern Entfernung vor mir, am anderen Ende der Brücke, tauchten plötzlich drei Gestalten auf, die ebenfalls zerlumpt und mit Bögen bewaffnet waren und die zu warten schienen, bis die von Einhand befehligten Degenerierten mich auf eine Entfernung an sie herangetrieben hätten, auf die sie mich nicht verfehlen konnten.

Schon legten sie die Pfeile auf die Sehnen und richteten die Bögen auf mich.

Panik und Angst streckten ihre gierigen Finger nach meinem Gehirn aus, mein ganzes Handeln war völlig blockiert und irgendwie … *kristallin*, wie eingefroren.

Es war mehr als unwahrscheinlich, dass ich die nächsten Sekunden überleben würde.

Vielleicht würde mich das erste oder zweite Geschoss verfehlen, aber ich war mir sicher, dass irgendeiner der Pfeile sein Ziel finden würde.

Ich hatte keine Wahl.

Der einzige Ausweg, der mir einfiel, war der Fluss.

Keinen Sekundenbruchteil zu früh setzte ich meinen verzweifelten Entschluss in die Tat um.

Lieber kalt und nass, als kalt und tot.

Aus vollem Lauf heraus, im selben Moment, in dem die drei Schützen die Sehnen ihrer Bögen losließen, setzte ich zum Sprung an. Als ich mich abstoßen wollte, durchzuckte ein höllischer Schmerz meinen angeschlagenen Knöchel und mein Sprung, der mich eigentlich Kopf voran über das Geländer hätte katapultieren sollen, erfüllte zwar seinen Zweck, aber mein rechter Fuß blieb einen schrecklichen Moment lang am oberen Rand hängen, was meinem angstvollen Aufschrei eine neuerliche Komponente von Schmerz hinzufügte.

Dann war der Moment vorbei und ich sah den schlammig-braunen Fluss auf mich zu rasen. Mein Aufprall war im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Er riss mir die Machete aus der Hand, das kalte Wasser drang in meinem Mund, fraß sich blitzschnell in meine Kleidung und zog mich mit träger aber schrecklicher Kraft nach unten.

Mit aller Macht kämpfte ich gegen die bleierne Schwere an, die nach mir griff, denn unter gar keinen Umständen wollte ich den Rucksack mit den

Medikamenten für Mariam an den Fluss verlieren. Mit einer unglaublichen Anstrengung schob ich meine Ängste von mir und zwang mich zu ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen und einige endlose Sekunden später durchbrach ich die Oberfläche und schnappte nach Luft.

Mein Blick richtete sich unweigerlich nach oben, in Richtung der Brücke. Ich registrierte, dass ich ungefähr zwanzig Meter von der Brücke weggetrieben war, und während ich das einzige tat, das mir in diesem Moment einfiel, nämlich die Distanz, mit den Armen rückwärts rudernd, zu vergrößern, sah ich etwas, das mich in Erstaunen versetzte.

Auf der Brücke über mir wurde gekämpft!

Die drei neu angekommenen Gestalten hatten am Ende vielleicht gar nicht mich ins Visier genommen, sondern Einhand und seine Degeneriertenbande - oder vielleicht auch einfach nur alles und jeden, der es wagen sollte, die Brücke zu überqueren.

Allerdings sah es nicht gut aus für die drei. Während einer gerade einen Hieb mit seinem Bogen parierte, der im Zuge dessen in der Mitte brach, ging ein anderer mit einem Speer im Leib zu Boden. Ungefähr dort, wo ich in den Fluss gesprungen war, lag die Leiche von einem von Einhands Männern, im Tode die Hände um den Schaft des Pfeiles gekrampft, der aus seinem Brustkorb ragte. Ein weiterer Degenerierter hing schlaff und kopfüber über dem Geländer der Brücke. Die restlichen erreichten in dem Moment den Kampfplatz, in dem es dem Neuankömmling mit dem zerbrochenen Bogen gelang, sich seiner unnützen Waffe zu entledigen und, einem ungeschickt geführten Hieb seines Gegners ausweichend, ein großes Küchenmesser aus dem Gürtel zu zerren. Er ging sofort zum Gegenangriff über und mir fiel auf, dass irgendetwas mit seinen Bewegungen nicht stimmte. Der andere Überlebende des Trios spannte gerade, einige Meter weiter hinten, seinen Bogen erneut zum Schuss, als sein Gefährte von einem Pfeil in den Mund getroffen wurde und nach hinten umfiel. Der Bogenschütze stand nun alleine gegen Einhand und seine Kumpane.

Diese Tatsache schien auch er bemerkt zu haben, denn er tat noch einen ungezielt aussehenden Schuss in Richtung des Degenerierten, der ihm inzwischen am nächsten gekommen war. Der Pfeil streifte den Kerl zwar nur an der Wange, aber das reichte völlig aus, um ihn von seinen Angriffsplänen abzubringen und unter lautem Geschrei nach der Wunde tasten zu lassen.

Der Schütze wandte sich zur Flucht.

Als die restlichen Degenerierten ihren Verletzten erreichten und, ohne auf

ihn oder das Blut zu achten, das zwischen seinen Fingern hervorquoll, die Verfolgung aufnahmen, ertönte ein bellender Befehl Einhands.

«Halt!»

Einhand, der als Letzter am Ort des Geschehens angekommen war, stand am Brückengeländer und schaute in meine Richtung. Einige Meter weiter waren seine Untergebenen zum Stehen gekommen und taten es ihm gleich.

Ich war die ganze Zeit über weiter rückwärts gepaddelt und hatte die Augen nicht von dem Geschehen abwenden können. Das allerdings änderte sich schlagartig, als ich sah, dass meine schwer atmenden Jäger ihre Aufmerksamkeit wieder mir alleine schenkten. Ich drehte mich um, und schwamm so schnell ich konnte weiter den Fluss hinab. Sie würden mich mit Sicherheit verfolgen. Wenn ich nicht schnell aus dem Wasser herauskommen würde, konnten sie bequem am Flussufer entlang schlendern und alle paar Meter einen Pfeil in meine Richtung schicken.

Ich warf noch einmal einen Blick zurück.

Einhand stand immer noch auf der Brücke und sah mir nach. Sein Gefolge aber hatte die Brücke nun endgültig überquert und eilte gerade die kleine Treppe hinunter, die den Übergang zur Straße darstellte. Ich änderte meinen Kurs und hielt auf das Ufer zu. Ich schätzte, dass mein Vorsprung gerade so ausreichen würde, um, auf trockenem Boden angekommen, einen Moment zu verschnaufen, und dann, mit einigen zehn Metern Vorsprung, meine Flucht fortsetzen zu können.

Wie erfolgreich diese Flucht, in meinen schwer mit eisigem Wasser vollgesogenen Klamotten und dem auf diese Weise gleichermaßen zum Handicap gewordenen Rucksack werden würde, wollte ich mir lieber nicht ausmalen - und eines wusste ich: Sobald ich verschnaufen und das Adrenalin in meinem Körper abebben würde, würde eine elende, ekelhafte Kälte von mir Besitz ergreifen.

Wie lange würde ich dann noch in der Lage sein, meine Flucht durchzuhalten?

Die Muskeln meiner Arme und Beine waren bereits bleischwer und als ich endlich das Ufer erreicht hatte, und mich triefend und keuchend aus dem Wasser hievte, schlug die Schwerkraft mit aller Macht zu und ließ mich in die Knie brechen.

In der Mitte der Brücke war kein lebendiges Wesen mehr zu sehen. Auch Einhand hatte sich an die Verfolgung gemacht, das konnte ich aus der kauernden Position heraus, in der ich einen Moment ausharrte und wartete,

bis ein wenig des höllischen Gewichtes von mir abgetropft war, erkennen.

Während ich den Riemen meiner Armbrust über den Kopf streifte und danach den Rucksack von meinen Schultern zerrte, fragte ich mich, wie viel Zeit mir wohl noch blieb, bis sie mich eingeholt haben würden.

Ich musste Ballast abwerfen, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Schon konnte ich hören, wie sie ohne Rücksicht auf Verluste durch das Unterholz brachen. Ich hoffte inständig, dass es mir gelingen würde, die Sachen nach gelungener Flucht wiederzufinden, damit ich Mariam die Medikamente bringen konnte. Markieren indes wollte ich die Stelle nicht. Die Degenerierten durften die Medikamente auf keinen Fall finden. Hastig spannte ich die Armbrust, legte einen Bolzen ein, wandte mich um und setzte meine Flucht fort, nachdem ich den Rucksack in einem Busch deponiert hatte. Ich fluchte in Gedanken.

Keine Zeit mehr, den Parka auszuwringen.

Außer der Armbrust und meinem Fahrtenmesser am Gürtel, hatte ich alles zurückgelassen, lediglich zwei weitere improvisierte Bolzen packte ich in die Gesäßtasche meiner klebrig-nassen Jeans. Ich hetzte, so gut es mein gepeinigter Knöchel zuließ, an Büschen vorbei, umging totes Holz und größere Steinbrocken, die ursprünglich einmal Teil des Flussbettes gewesen sein mussten, stolperte fast über eine verrostete Fahrradfelge und trieb mich immer weiter zur Eile an. Hinter mir krachte und raschelte nach wie vor das Unterholz.

Lauter.

Sie kamen näher.

Während ich weiter Hindernissen auswich, glaubte ich zu bemerken, dass die Degenerierten aufgeholt hatten. Rechts hinter mir konnte ich einen leisen Fluch hören, und Schritte, die kurz aus dem Tritt gekommen waren und dann wieder zu ihrem alten Rhythmus fanden.

Renn weiter!

Vor mir lichtete sich das Grün und machte Platz für ein Trümmerfeld aus zersplitterten Betonbrocken. Irgendwann im Krieg hatte irgendwer aus irgendeinem Grund eine weitere Brücke zerstört, deren Überreste nun meine Flucht erschwerten. Ich kletterte weiter in das Trümmerfeld hinein, hangelte und kraxelte zwischen den monolithischen, menschgemachten Felsen umher und nach etwa zehn Sekunden hörte ich Rufe und Einhands gebellte Kommandos hinter mir. Er und seine Untergebenen waren am Rande des Trümmerfeldes angekommen und machten sich daran, mich weiter zu

verfolgen.

Als einer von ihnen einen brusthohen Beton-Felsen erklomm, benutzte ich meine Armbrust. Der Bolzen schlug ein, und mit einem viel zu hohen Schrei stürzte die Gestalt rückwärts aus meinem Sichtfeld.

Ich kletterte tiefer hinein, in dieses bizarre, chaotische Felsenmeer, stieß mir die Schienbeine an und riss mir blutige Kratzer in die Unterarme, als ich an einer scharfen Bruchkante eines besonders großen Betonbrockens vorbeischrammte und mich gerade noch vor einem Sturz bewahren konnte.

Während ich noch tonlos in mich hineinfluchte, bemerkte ich einen schwarzen Fleck im dreckigen Grau und braun meiner Umgebung. Einen schwarzen Fleck von ungefähr eineinhalb Metern Durchmesser. Einen schwarzen Fleck auf dem Boden. Ein Loch, das senkrecht nach unten zu führen schien. Hinter mir konnte ich meine Jäger klettern und fluchen hören, aber sehen konnte ich, als ich mich umdrehte, keinen von ihnen.

Dieses Loch war vielleicht meine einzige Chance.

Aber nur, wenn niemand sehen würde, wie ich hineinstieg.

Meine Verfolger waren zwar durch mich und den Kampf mit den Fremden auf der Brücke dezimiert worden, aber stellen konnte ich mich ihrer Übermacht auf keinen Fall und auch eine Fortsetzung der Verfolgungsjagd bis in alle Ewigkeit war undenkbar.

Ich konnte nicht mehr.

Ich legte die letzten Meter bis zur geheimnisvoll im Boden lauernden Öffnung in kraftzehrender Eile zurück. Einen Moment lang stand ich da, noch unschlüssig und kramte in meinem gehetzten Hirn nach Mut, dann setzte ich mich an den Rand des Loches und schwang die Beine über die brüchig wirkende Kante.

Dann stieß ich mich ab.

Zu meinem großen Glück rutschte und schlitterte ich eher, als dass ich fiel, denn nach vielleicht eineinhalb Metern freien Falls führte das Loch nicht mehr ganz so steil nach unten, sondern das Erdreich bildete eine Art Rampe, die in die Tiefe führte. Mein Knöchel wurde dennoch einer weiteren, äußerst schmerzhaften Belastungsprobe unterzogen. Das wenige Licht, das durch die Öffnung drang, ließ mich nicht besonders viel erkennen, aber es reichte aus, um mich sehen zu lassen, dass ich mich in einer Art Höhle befand, die einen Durchmesser von drei Metern hatte und an deren nördlicher Rand das Erdreich abgetragen worden war und eine massive Betonwand freigab. Mitten in dieser Betonwand befand sich ein weiteres, fast kreisrundes Loch

hinter dem eine noch tiefere Schwärze lauerte. Aus dem Loch zog alte und krank riechende Luft in meine Richtung. Es ging hier also noch weiter nach Norden. Ich konnte kaum fassen, wie viel Glück ich gehabt hatte.

Während ich mich vorsichtig auf das Loch zu bewegte, um es eingehender untersuchen zu können, überlegte ich, ob ich mich mit der Armbrust auf die Lauer legen sollte. In der Dunkelheit würde ich für meine Verfolger unsichtbar sein, wo hingegen sie perfekte Ziele abgeben würden, wie sie, vom herbstlichen Tageslicht angestrahlt, in die Höhle zu ihren Füßen hinunter starren würden.

Ich ging neben dem Durchbruch in der nördlichen Wand in die Hocke und machte meine Armbrust wieder schussbereit. Der üble Geruch, den das Loch verströmte, war jetzt deutlich stärker. Ich konnte ihn allerdings nicht näher definieren. Durch das Zielfernrohr nahm ich die obere Öffnung der Höhle ins Visier. Gleich würde bestimmt die erste der Gestalten auftauchen und zu mir herunter starren.

Und tatsächlich, eine dunkle Silhouette zeichnete sich ab. Mein Finger näherte sich dem Abzug. Nur ein wenig mehr Druck, und mein Bolzen würde sich mit etwas Glück in den Schädel des Degenerierten bohren und ihm ein schnelles Ende bereiten. Gerade wollte ich schießen, da wurde die Silhouette kleiner, bewegte sich rückwärts und war einen Moment später nicht mehr zu sehen.

Ich behielt das Loch weiter im Visier und lauschte.

Schritte von mehreren Personen wurden lauter.

Die Hunde versammeln sich vor dem Dachsbau.

Kurz erschien ein weiterer Kopf vor der Öffnung und verschwand wieder, und ich fragte mich, ob es wohl Einhand gewesen war.

Es folgte ein Tuscheln und Flüstern, ein lauteres, protestierendes Wort, ein dumpfer Schlag und dann ein Keuchen.

Die Hunde besprechen ihre Vorgehensweise.

Dann entfernten sich die Schritte, und ich hörte nichts mehr.

Lagen sie auf der Lauer?

Ähnlich wie ich, ihre Pfeile auf die Öffnung im Boden gerichtet?

Oder waren sie weiter gegangen?

Sie konnten sich nicht sicher sein, dass ich tatsächlich hier unten war. Vielleicht durchkämmten sie auch weiter das Trümmerfeld nach mir. Vielleicht hatten sie auch einen einzelnen Wächter an dem Loch zurückgelassen, der sofort Alarm geben würde, sobald ich meinen Kopf

wieder aus der Öffnung strecken würde.

Nein, im Moment konnte ich nicht zurück an die Oberfläche und in den nächsten Minuten wagte ich es auch nicht, das leiseste Geräusch zu machen.

Scheinbar ewig verharrte ich in dieser Stellung, bis ich irgendwann versuchte, so leise wie möglich eine Position zu finden, in der meine Gliedmaßen nicht einschlafen oder verkrampfen würden und behielt den Zugang zur Oberfläche permanent im Auge.

Der übelriechende Mauerdurchbruch, neben dem ich kauerte, schien mein einziger, halbwegs sicherer Ausweg zu sein. Es war einfach unmöglich abzuschätzen, was oben an der Oberfläche auf mich wartete.

Gut, das galt für die Schwärze hinter mir ebenfalls, aber ich ging davon aus, dort zumindest nicht augenblicklich mit Pfeilen gespickt zu werden, sobald mein Kopf in der Maueröffnung sichtbar werden würde.

Es waren inzwischen viele Minuten vergangen und ich hatte nicht das leiseste Geräusch vernommen, das mich auf die Anwesenheit anderer Menschen schließen ließ. Die Kälte, die, durch meine nassen Klamotten verstärkt, in meine Knochen gekrochen war, wurde immer grausamer und unerträglicher. Ich zwang mich, noch einige Minuten weiter zu verharren, aber mir war bewusst, dass ich auch nicht ewig in diesem Erdloch kauern konnte.

Noch immer hatte ich weder von oben noch aus der Schwärze hinter mir ein Geräusch wahrgenommen und schließlich stand ich auf. Dabei krachte mein linkes Knie dermaßen, dass ich sicher war, dass man es auch oben an der Oberfläche laut und deutlich gehört haben musste.

Aber nichts.

Keine wahrnehmbare Reaktion.

Sachte legte ich meine Armbrust auf dem feuchten Erdboden nieder und streckte mich, überprüfte die Funktionsfähigkeit meiner Glieder und, nachdem ich das widerliche, schmerzhafte Kribbeln, das mit meiner durch die veränderte Haltung verbesserten Durchblutung einherging, überstanden hatte ohne einen Laut von mir zu geben, duckte ich mich und schob meinem Körper durch die nördliche Öffnung der Höhle, die mir auf so unerwartete Weise das Leben gerettet hatte.

Vorerst zumindest.

Als ich mich auf der anderen Seite der Mauer wieder aufrichtete, stellte ich fest, dass es sich hier um einen von Osten nach Westen verlaufenden Tunnel oder eine Art Unterführung handeln musste.

Sehen konnte ich freilich nicht bis an die gegenüberliegende Tunnelwand, aber die hallenden, klackernden Geräusche und deren Echos, die ein Steinchen verursachte, das ich versehentlich mit dem Fuß angestoßen hatte, sagten mir zumindest, dass es sich bei diesem schwarzen, riesigen und neuen Universum, das ich gerade blind wie ein Maulwurf zu durchqueren begann, um etwas handeln musste, das von Menschenhand erschaffen worden war. Auch war der Boden zu meinen Füßen glatt und eben, was mich in meiner Einschätzung zu bestätigen schien.

Die Armbrust hatte ich mir wieder umgehängt und ich tastete mich an der Wand entlang, in die Richtung, von der ich glauben wollte, dass es sich um Osten handelte, denn ich hatte die unbegründete Hoffnung, auf diese Weise irgendwie zurück in die Nähe der schmalen Brücke zu gelangen, die mich wieder zu Wanda und Mariam führen sollte. Irgendwo dort würde es schon wieder einen Weg nach oben geben.

Oder nicht?

Alle paar Schritte blieb ich stehen und lauschte in die undurchdringliche Dunkelheit. Meine Anwesenheit schien bisher von nichts und niemandem bemerkt worden zu sein. Gelegentlich stießen meine Füße gegen ein Hindernis, aber es handelte sich, wie ich herausfand, wenn ich vorsichtig in die Hocke ging und mit den Händen in die Schwärze tastete, immer um irgendetwas Liegengebliebenes oder um etwas Totes. Eine alte, hölzerne Obstkiste, ein Autoreifen, ein Rattenkadaver, ein Bündel feuchter, kalter Decken oder Lumpen und Ähnliches. Einmal stieß ich auf die Leiche eines großen Hundes, den es irgendwie hierher verschlagen haben musste. Er war noch nicht skelettiert, aber ob er tatsächlich erst vor Kurzem verendet war, oder ob es an der kalten Dunkelheit hier unten lag, konnte ich nicht sagen.

Nach diesen Erfahrungen, die ich in den, wie ich schätze, ersten dreißig Minuten in dieser stinkenden Schwärze gemacht hatte, wich meine anfängliche, ängstliche Vorsicht einer etwas zuversichtlicheren Routine. Zwar machte ich immer noch alle paar Schritte eine Pause und lauschte, aber ich war längst nicht mehr so verkrampft wie zu Anfang. Nur elend kalt war mir immer noch.

Auch den allgegenwärtigen Gestank hier unten nahm ich inzwischen nicht

mehr als wirklich unangenehm wahr, ja fast bemerkte ich ihn gar nicht mehr.

Während meine rechte Hand weiter dafür sorgte, dass ich Kontakt zur Wand des Tunnels hielt, tastete ich mit der Linken in den Hosentaschen meiner Jeans herum.

Und tatsächlich, da war es!

Ein Einwegfeuerzeug.

Ich hatte die ganze Zeit über unbewusst gehofft, dass ich eines bei mir haben würde. Natürlich würde es nass sein und nicht gleich funktionieren. Während ich mich weiter durch die Schwärze tastete, schüttelte ich es im Gehen, mit dem Feuerstein nach unten, mehrere Minuten lang aus.

Als ich der Meinung war, genug geschüttelt zu haben, und darüber hinaus mit dem linken Fuß einmal mehr gegen ein weiches Hindernis gestoßen war, hielt ich wieder an. Zögernd und vorsichtig tastend, streckte ich meine Finger in Richtung des unbekannten Dings zu meinen Füßen aus.

Es war ein Bein.

Ein Bein, das in einer Hose steckte und das an einem Schuh oder Stiefel endete. Hockend tastete ich weiter hinauf, in Richtung Oberkörper. Das Fleisch unter dem Stoff hielt meinen Berührungen stand und fühlte sich fest an. Als meine Hände an der Hüfte des oder der Toten ankamen und das kalte Metall einer Gürtelschnalle ertasteten, wurde ich ganz aufgeregt. Hastig und eifrig fühlte ich von der Schnalle aus nach rechts und links. Da waren Taschen am Gürtel befestigt, Taschen die nur dafür gemacht sein konnten, Werkzeuge zu halten.

Oder Waffen.

Oder Ersatzmagazine.

Oder Taschenlampen.

Ich tastete und tastete und tatsächlich - an der linken Seite des toten Körpers konnten meine hektischen Finger einen länglichen Zylinder fühlen, der nach oben hin dicker wurde. Ich zwang mich, tief durchzuatmen. Langsam und vorsichtig zog ich den Gegenstand in Richtung des Kopfes der Leiche, und schließlich hielt ich sie in der Hand - die Lampe!

Hielt ich es in der Hand, das Werkzeug, das mir den Weg nach oben mit etwas Glück so viel leichter machen würde.

Ich hielt die Luft an, als ich den Schalter mit dem Daumen nach vorn schob.

Nichts.

Enttäuschung.

Wut.
Das Ding blieb dunkel.
Verdammt.
Schon wollte ich die nutzlose, dem Anschein nach auf ewig erloschene Lichtquelle von mir werfen, dann besann ich mich eines Besseren. Ich schraubte das Batteriefach am unteren Ende des runden Gehäuses auf und legte den Deckel sorgfältig neben meinem rechten Fuß ab, so dass ich ihn auf jeden Fall ohne Probleme wieder ertasten konnte. Dann ließ ich die beiden Batterien in meine Hand gleiten und platzierte auch sie sorgsam auf dem Boden. Ich nahm die ganze Lampe, so gut ich es in der Dunkelheit konnte, auseinander und rieb jedes einzelne Teil am Hosenstoff des Toten vor mir fest und sorgfältig ab. Mit erzwungener Ruhe setzte ich die Taschenlampe dann wieder zusammen und überprüfte mit äußerster Akribie den festen Sitz jedes einzelnen Teiles.
Vor allem bei der Birne und deren Fassung ließ ich mir nahezu unendlich viel Zeit. Irgendwann war es geschafft. Ich betätigte den Schalter, und die brutale Helligkeit stach in meinen, die Dunkelheit inzwischen gewöhnten, Sehnerv, fraß sich in mein Gehirn und ließ ein Weltall regenbogenfarbener Sterne vor meinen Augen erscheinen.
Ein Keuchen entfuhr mir.
Einige, unendliche Sekunden später hatte sich mein Gesichtssinn normalisiert und ich ließ den Strahl der Taschenlampe die Schwärze um mich herum durchschneiden. Das erste, was ich wahrnahm, war, dass der Tote zu meinen Füßen ein Soldat der alten Bundeswehr gewesen sein musste.
Alle übrigen Wahrnehmungen fügten sich erst nach einigen Sekunden begriffsstutzigen Starrens zu einem kompletten Bild zusammen.
Die Leiche vor mir trug Tarnfarben, die alte, schwarz-rot-goldene Flagge Deutschlands war in einigen der aufgenähten Abzeichen vertreten und unter dem Helm bedeckte eine Atemschutzmaske das tote Gesicht. Was hatte der Kerl hier unten gemacht? Hatte er sich versteckt? Hatte es hier ein Gefecht gegeben? In einigen Momenten würde ich damit beginnen, die Leiche zu plündern. Aber zuerst wollte ich mir einen weiteren Überblick verschaffen.
Der Tunnel war nahezu zehn Meter breit und ich hatte gut daran getan, mich an der Wand zu halten. Denn, wie ich jetzt sehen konnte, war der ganze Tunnel über und über mit Leichen gepflastert, und längst nicht alle von ihnen trugen Uniform.
Einige lehnten und saßen an der Wand gegenüber. Männer, Frauen und

Kinder. Soldaten und Zivilisten gleichermaßen. Die Todesursache war bei keinem von ihnen auf den ersten Blick zu sehen. Keine Schusswunden, keine blutig-zerrissene Kleidung. Kein Zeichen von Gewalt. Aber dennoch ließen die Haltungen, in denen diese Menschen verendet waren, auf große Schmerzen schließen. Aufgerissene Augen und Münder. Verkrampfte, von Spasmen entstellte Gesichtszüge. Elendig verreckt.

Der seltsame Geruch, der dem Durchgang entströmt war, kam mir in den Sinn.

Dann fiel mein Blick auf die Atemschutzmaske des Toten zu meinen Füßen. Hektisch blickte ich über diesen vergessenen Friedhof, in dessen Mitte ich mich befand.

Mir schwindelte, als ich bemerkte, dass fast ausnahmslos jede der uniformierten Leichen eine solche Schutzmaske trug.

Nur die uniformierten.

Und es hatte ihnen nicht geholfen.

Was meine Gehirn aus diesen Informationen schloss, ließ mich beinahe ohnmächtig werden. Ich ließ die Lampe fallen, schlug die Hände über Mund und Nase und taumelte, vor Angst gelähmt, gegen die Wand.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich so mitten in dem unterirdischen Massengrab verharrte. Mein Herz drohte meinen Brustkorb zu sprengen, meine Gliedmaßen waren weich wie Gummi und mein Schädel schmerzte vom gewaltigen Pochen meiner Schlagadern. Die Taschenlampe war einige Meter weit über den Boden gerollt. Ihr Strahl beleuchtete das im Tode verzerrte und faulige Gesicht einer alten Frau im Hauskittel und warf monströse Schatten auf die andere Seite des Tunnels.

Nur langsam begriff ich, dass ich nicht sofort zugrunde gehen würde.

Was immer diese Menschen getötet hatte - ich nahm an, dass es ein Gas gewesen war, dem die Atemschutzmasken der Soldaten nichts entgegenzusetzen gehabt hatten, oder ein Kampfstoff, der über die Haut aufgenommen wurde oder sonst etwas, das sich auszudenken der ekelhafte, aber stets erstaunlich kreative menschliche Zerstörungswille in der Lage war - es war entweder schon ganz verflogen, oder die Konzentration war so gering, dass mein Kreislaufzusammenbruch das Einzige war, was es noch

auslösen konnte.

Zumindest vorerst.

Ich verdrängte das Wort «Spätfolgen» aus meinem Gehirn und mühsam und schwach krabbelte ich auf dem schmutzig-nassen Boden die wenigen Meter zur Taschenlampe hinüber und nahm sie wieder an mich.

Diese winzige Anstrengung bescherte mir einen heftigen Schweißausbruch und ich blieb einige Minuten neben der alten Frau auf dem Rücken liegen, starrte an die grob beschaffene Betondecke des Tunnels und tat nichts anderes, als mich auf meine Atemzüge zu konzentrieren. Irgendwann gelang es mir, die rasenden, hechelnden Bewegungen meiner Lungenflügel wieder unter Kontrolle zu bringen und langsame, gleichmäßige Atemzüge zu tun.

Hyperventilieren hat noch keinem geholfen - eine Pseudo-Weisheit meines Sportlehrers, die ich schon längst vergessen zu haben glaubte, ein Schatten aus der Zeit, so gespenstisch und surreal wie die Schatten der Toten in diesem Tunnel.

Aber irgendwas musste wohl dran sein an dem Spruch, denn langsam verflog die lähmende Übelkeit.

Ich atmete noch einige Minuten weiter, bis ich glaubte, aufstehen zu können.

Dann tat ich es.

Auf immer noch leicht wackeligen Beinen klaubte ich die Armbrust vom Boden und unterdrückte den vagen Drang, mich zu übergeben. Gegen die kalte Betonwand gelehnt, wartete ich einen weiteren Schweißausbruch ab, und als er vorüber und es mir gelungen war, mir meine Situation wieder sachlich vor Augen zu führen, tat ich einige vorsichtige und dann immer zuversichtlicher werdende Schritte in die Mitte des Tunnels.

Oben waren Degenerierte, die vermutlich auf der Lauer lagen, und dann gab es noch die drei Gestalten, die die Jagdgruppe Einhands angegriffen hatten. Na ja. Eigentlich gab es nur noch eine von ihnen.

Ob sie einer größeren Gruppe oder Siedlung angehört hatten?

Aber es half nichts. Ich konnte nicht den Weg zurückgehen, den ich gekommen war. Mir blieb nur die Flucht nach vorn, und ich konnte lediglich hoffen, dass es in der bedrohlichen Dunkelheit, irgendwo am Ende des Tunnels, einen Weg an die Oberfläche gab. Einen Ausgang den Einhand und seine Degenerierten noch nicht entdeckt hatten.

Den Gedanken an die fiebernde Mariam, die in unserem umzäunten Domizil auf ihre Medikamente wartete, verdrängte ich fürs Erste erfolgreich.

Es würde mir nicht weiterhelfen, mich jetzt deswegen verrückt zu machen.

Hyperventilieren hatte noch keinem geholfen.

Aufmerksam und deutlich nüchterner als vorher, richtete ich meinen Blick auf die Toten um mich herum. Nicht weit vor mir lagen die Leichen dreier Soldaten. Neben einem lag noch ein Sturmgewehr, das seinen kalten Händen entglitten war. Sie alle hatten noch Pistolen in ihren Gürtelhalftern.

Ich ging zu ihnen hinüber und begann zu plündern.

Nach einigen Minuten des Taschendurchsuchens, des Herauszerrens der Beute und des Herumwälzens der Leichen war ich Besitzer eines verdreckten, oliv-grünen Rucksacks, in dem sich zwei Pistolen, fünf volle Ersatzmagazine, zwei Feldflaschen, ein hochtechnologisch aussehendes Fernglas, einige in silberne Folie verschweißte Feldrationen und zwei Ersatzmagazine für das Sturmgewehr befanden.

Ich hatte versucht, diese Gegenstände so auf die Taschen des Rucksacks zu verteilen, dass es beim Gehen nicht klappern würde und stellte, nachdem ich ihn mir auf den Rücken gezogen hatte, erleichtert fest, dass ich damit auch recht erfolgreich gewesen war. Eine weitere Pistole steckte ich in die Tasche meines Parkas. Den Riemen des Sturmgewehres schlang ich mir über den Kopf. Ich wusste, dass ich recht wenig Ahnung von Schusswaffen hatte, aber mir war zumindest einmal klar, dass es nicht sehr sinnvoll war, jetzt auf der Stelle einen Funktionstest durchzuführen.

Erstens könnte mich der Lärm verraten und zweitens würde ein Schuss hier unten im Tunnel sicher meine Trommelfelle zerfetzen. Ich hoffte also, dass ich die Waffen hier unten nicht benötigen würde, packte meine Armbrust fester und machte mich auf den Weg.

Abwechselnd setzte ich einfach einen Fuß nach dem anderen auf den Betonboden, darauf bedacht, nicht gegen eine der Leichen zu treten. Den Strahl der Taschenlampe ließ ich permanent von rechts nach links gleiten wie ein primitives Radar.

Nach einigen Minuten des Schleichens, des Leichenumrundens und des angestrengt nach vorne Spähens, lagen die Toten mit einem Mal nicht mehr so dicht und auch die Luft wurde etwas besser. Zwar kam sie mir immer noch irgendwie moderig und nach Pilzbefall und Verwesung riechend vor, aber dieser Dunst wurde inzwischen dann und wann von einem Schwall Frische durchbrochen.

Nach einer weiteren Minute spürte ich, dass mir ein beständiger Strom frischer Luft entgegenwehte und den giftigen, unsichtbaren Nebel, den ich

gerade durchquert hatte, zurück drängte.

Es war ein unglaublicher Genuss, den kühlen Luftstrom tief in meine Lungen zu saugen und nach einigen weiteren Minuten hatte ich das geheimnisvolle Massengrab hinter mir zurückgelassen und das schmerzhafte Pochen in meinen Schläfen wurde mit jedem Schritt weniger intensiv.

Wo frische Luft herkam, musste es auch einen Weg an die Oberfläche geben. Und so beschleunigte ich meine Schritte und war fast schon überzeugt, den Degenerierten ein Schnippchen geschlagen zu haben. Während Einhand und seine Kumpane schon eine ganze Weile vergeblich vor dem Loch im Boden auf mich lauern würden, hatte ich mich Schritt für Schritt von ihnen entfernt, würde sie umrunden und zu Wanda und Mariam zurückkehren.

Ich lächelte innerlich bei dem Gedanken. Der Tunnel vor mir war nun völlig leer. Keine Leichen, kein Müll, keine verwaisten Habseligkeiten.

Vor mir einfach nur ganz normale Dunkelheit, um mich herum nur normaler Beton, rissig und feucht.

Ich schritt weiter aus. Mit Sorge bemerkte ich, dass der Strahl der Taschenlampe etwas schwächer geworden war - aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Selbst, wenn die Lampe mich im Stich lassen würde, hatte ich keine Wahl, da es ohnehin nur eine einzige Richtung für mich gab.

Weiter der frischen Luft entgegen.

Gerade wollte ich mich wieder mit grimmiger Schadenfreude meiner Fantasie von den Degenerierten widmen, in der sie vergeblich und ahnungslos, nervös und mit nutzlos gespannten Bögen vor dem Erdloch lauerten, durch das ich den Tunnel betreten hatte, da ertastete der Strahl der Taschenlampe etwas vor mir.

Ein umgekippter Tisch.

Direkt daneben noch etwas … ein … ein altes Ölfass?

Ein schneller Schwenk der Lampe offenbarte die ungefähr fünfzehn Meter von mir entfernte, improvisierte Barrikade vor der ich stand.

Hinter der Barrikade bewegten sich Schemen, dann ein lautes, elektrisches «Klack» - und dann war ich blind.

«Waffen fallen lassen und auf die Knie!», bellte eine heisere Stimme durch

den Tunnel. Da ich vor Schock unfähig war, entsprechend der Anweisung zu reagieren, wurde der Befehl wiederholt. Mit deutlich mehr Nachdruck beim zweiten Mal. Ein schleifendes, metallisches Geräusch erklang, dann hörte ich, wie die Schritte von mehreren Personen auf mich zu kamen. Endlich gelang es mir, die Hände von den geblendeten Augen zu nehmen und mich auf die Knie sinken zu lassen. Schon waren sie bei mir, ergriffen meine Arme, drückten mich mit eiserner Härte auf den Boden und banden mir die Hände hinter den Rücken.

«Wo kommt der denn her?»

«Ich habe ihn auf der Brücke gesehen. Das ist der, der in den Fluss gesprungen ist.»

«Dann hast Du garnicht gelogen?»

Die Stimme, die fragte, klang ehrlich erstaunt.

«Nein, Du Arschloch.»

Nachdem diese Sätze ausgesprochen waren, wurde ich grob auf die Füße gerissen und durch Ziehen und Stoßen vorangetrieben. Nach einigen Metern hörte ich wieder das schleifende, metallische Geräusch, aber diesmal war es hinter mir. Sie hatten mich hinter ihre Barrikade mit der Blendfalle bugsiert und die Lücke wieder geschlossen. Unwillkürlich fragte ich mich, wo sie so viele starke Lampen und vor allem den nötigen Strom her hatten.

«Halt!», knurrte es rechts neben meinem Ohr. «Mal sehen, was Du so mit Dir rumschleppst.»

Ich stand still, während sie damit begannen, mich zu durchsuchen.

«Ist er allein?»

«Ja, ich denke schon. Es sah so aus, als hätten ihm die anderen Kerle ans Leder gewollt.»

«Eine Schande mit Markus und Pit. Du hättest wirklich nach Verstärkung rufen sollen. Der Ivan wird sicher noch was dazu zu sagen haben.»

«Pah! Der Ivan kann mich mal. Die Brücke war eine perfekte Engstelle, um das Pack anzugreifen, das weißt Du. Hätten wir sie durchgelassen, hätten wir sie erst umständlich jagen müssen und wer weiß, was sie währenddessen mit den Schutzis angerichtet hätten. Hab´s ja selber nur knapp zurück geschafft.»

«Jaja. Und direkt danach Du hast Dich gleich freiwillig für den Kellerdienst gemeldet, Du Held. Am Ende ist es ja genau so gekommen, nur dass jetzt Pit und Markus tot sind. Die Kerle sind durch und streifen bei uns durch die Gegend, und Du weißt genau, dass wir nicht genug brauchbare Leute haben,

um sie schnell zu erwischen.»

Die Leibesvisitation dauerte an und sie machten sich daran, den Rucksack zu öffnen, den sie mir, anders als das Sturmgewehr und die Armbrust, nicht vom Leib hatten reißen können, da meine Hände ja hinter meinem Rücken gefesselt waren. Als sie mir die Waffe weggenommen hatten, hatte derjenige, der zuerst vom «Ivan» gesprochen hatte, einen leisen Pfiff ausgestoßen, und als sie jetzt den Rucksack öffneten und die Munition fanden, versetzte mir der andere von links hinten einen leichten Schlag gegen den Kopf.

«Wo hast Du die Sachen her, hä?»

«Ahäh ..», räusperte ich mich. «I … im Tunnel liegt noch viel mehr von dem Kram. Bedient euch. Stinkt allerdings ein bisschen da hinten», untertrieb ich.

Endlich wagte ich es, meine Augen einen kleinen Spalt weit zu öffnen und blinzelte vorsichtig.

Ich konnte wieder mehr erkennen und drehte meinen Kopf hin und her, um mir ein besseres Bild von der Lage machen zu können. Mit Erstaunen registrierte ich, dass der Tunnel inzwischen von vielen Lampen auf dem Boden und an der Wand taghell erleuchtet war.

«Ich will nichts von euch. Ich bin keine Gefahr», sagte ich, sehr um einen ruhigen, vernünftigen Tonfall bemüht, wenngleich die Behandlung, die ich gerade erfuhr, ein schwaches Glimmen von Wut in mir auslöste.

«Das seh ich auch, dass Du keine Gefahr bist, so gefesselt und so», kam es knurrig von links. «Trotzdem hast Du Deinen Ärger zu uns gebracht, und das mag weder ich, noch mag es der Ivan. Und unsere Schutzis mögen das auch ganz und gar nicht.»

Der Mund, der diese Worte ausgesprochen hatte, war gelinde gesagt ein Paradebeispiel für fehlende Hygiene, mangelhafte Ernährung und generelle Verwahrlosung und er befand sich in dem, perfekt dazu passenden Gesicht eines etwa sechzigjährigen Mannes von stämmiger Statur, dem viel zu langes, fettiges Haar in wirren, grau-melierten Strähnen aus dem Schädel wucherte.

Derjenige der beiden, der auf der Brücke gewesen sein musste, war, was den Grad der Verwahrlosung anging, seinem Freund ebenbürtig, wenn auch auf gänzlich andere Weise. Wo Stummelzahn aufgequollen und rotnasig war, spannte sich beim Brückenmann die Haut über den Schädel, und im Großen und Ganzen sah er aus wie jemand, der über die letzten paar Jahrzehnte heftigen Drogenmissbrauch betrieben hatte. Er sprach jetzt, und ich sah, dass

auch ihm einige Zähne fehlten und dass die Zähne, die noch da waren, auf unnatürliche Weise groß aussahen, weil sein Zahnfleisch sich zurückgebildet hatte.

«Da liegen also Waffen im Tunnel? Richtige Waffen? Direkt vor unserer Nase?»

«Der Ivan hat damals verboten, in den Tunnel zu gehen», kam es von Stummelzahn.

Ich fragte, wer denn der Ivan sei, kassierte aber nur ein barsches:

«Halt Dein Maul!», dann fuhr er fort. «Weißt Du noch, wie wir es mit denen aus dem Kaufhaus hatten? Damals hat der Blender den Tunnel entdeckt. Hat dann das Rattenmädchen zum Ivan geschickt, zum Bescheidsagen. Als der Blender nach zwei Tagen nicht wieder da war, hat der Ivan gesagt, dass wir den Tunnel verbarrikadieren und bewachen sollen, und das ham wir gemacht. Seitdem waren hier immer nur zwei, drei Jungs und ham aufgepasst. Aber reingegangen ist keiner mehr. Wir hatten ja auch oben genug Händel mit den Kaufhausleuten. Wer damals hier unten war, hat oben keine Prügel bezogen.»

«Und dann hat der Ivan den Tunnel wieder vergessen, oder was? Idiotisch! Hätten wir heute auf der Brücke anständige Waffen gehabt, dann hätten wir den da ...», er gab mir einen Stoß, «... und diese anderen Wichser abknallen können, noch bevor sie auch nur einen Fuß auf unsere Brücke gesetzt hätten - und Markus und Pit würden noch leben.»

«Halt´s Maul!», kam es von Stummelzahn. «Sag nix gegen den Ivan. Du weißt, doch was mit denen passiert, die ihr Maul zu weit aufreißen, oder?»

«Jaja, der Ivan. Geht nicht über den Fluss, nicht weiter vom Bahnhof weg als bis zu den Spähposten, alles ist gaaaanz gefährlich und die guten Waffen brauchen wir nur für Notfälle. Komisch nur, dass von Ivans Jungs alle Gewehre haben. Bäh! Weißt Du noch, wie Stricher-David mit einem Handkarren voll Schnaps und Futter hier angekommen ist? Der Ivan hat ihn so zusammengeschlagen, dass er seitdem auf einem Auge blind ist. Und das nur, weil er das Zeug von einem Laden in Bockenheim bis zu uns gezerrt hat. Der war so stolz, und zu Recht, wenn Du mich fragst, aber der Ivan, der muss auf allem seine Hand drauf haben.»

Der Brückenmann spuckte aus.

Langsam begann sich ein Bild von der Lage hier unten abzuzeichnen, und wenn der Ivan wirklich so war, wie der abgemagerte Kerl ihn beschrieb, dann wollte ich ihn lieber nicht kennenlernen. Wie an so vielen anderen Orten

hatte sich auch hier eine primitive Gesellschaft herausgebildet, ein archaisches, lokales Machtgefüge, an dessen Spitze offensichtlich dieser Ivan stand. Von der Propaganda von Da Silvas Degenerierten hatten sie scheinbar noch nichts gehört. *Kein Wunder*, dachte ich, *wenn sie einfach jeden niedermachen, der ihr Gebiet betreten will*. Mich allerdings hatten sie vorerst verschont. Aber wenn man jemandem in einem solchen Ausmaß überlegen ist, kann man sich ein wenig vorläufige Gnade durchaus leisten. Die Falle mit den starken Strahlern, die in den Tunnel gerichtet waren, war sehr wirkungsvoll gewesen. Ich fragte mich erneut, wo sie ihren Strom herbekamen.

Wie auf Stichwort ereiferte sich Stummelzahn.

«Lass gut sein. Pack seinen Kram wieder in den Rucksack, kann er auch selber tragen. Is ja gefesselt. Ich bring ihn dann hoch zum Ivan. Das machst besser nicht Du, wenn Du so drauf bist. Wir müssen hier auch wieder dunkel machen, falls das Pack, das ihn ..»,

Er schubste mich wieder.

«... verfolgt hat, doch noch hier auftaucht. Ich schick Dir auch noch zwei Jungs runter. Sollten in ner Viertelstunde da sein, okay?»

Während der Dürre sich wieder an meinem Rucksack zu schaffen machte, brummelte er.

«Jaja, aber die sollen sich beeilen und am besten noch was zum Wärmen mitbringen, sonst fang ich an, hier Mäuse zu sehen.»

Das Gezerre an meinem Rucksack hatte aufgehört und ein Stoß gegen die Schulter gab mir zu verstehen, dass ich mich in Bewegung setzen sollte. Merkwürdigerweise kam mir der Rucksack ein wenig leichter vor als noch vor einigen Sekunden. Der dürre Brückenmann hatte sich wohl eine der Pistolen eingesteckt. Sei´s drum. Irgendwie hatten die beiden Experten es ja auch hinbekommen, die andere Pistole in meinem Parka zu übersehen.

Das allerdings sollte, wie sich bald herausstellte, kein Glücksfall sein.

Stummelzahn legte ein gemächliches Tempo vor, und als wir das erleuchtete Gebiet hinter der Barrikade verließen, knipste er seine eigene Taschenlampe an und leuchtete den Boden vor uns aus. Nach einigen Minuten stummen Marschierens, in denen das einzige erwähnenswerte

Geräusch vom leisen Klappern der Armbrust und des Sturmgewehres herrührte, die mir Stummelzahn wieder achtlos über den Kopf gehängt hatte und die bei jedem meiner Schritte leicht zusammen schlugen, machte der Tunnel eine Biegung und endete nach einigen Metern an einer schwer und massiv aussehenden Metalltür.

Stummelzahn, der sich die ganze Zeit über links hinter mir befunden hatte, trat nun an mir vorbei, zog die Tür mit ein wenig Mühe auf und helles, elektrisches Licht fiel in den Tunnel. Hell genug, dass ich die Augen schon wieder zusammenkneifen musste, aber längst nicht so gleißend, wie das der Strahler an der Barrikade.

«Willkommen bei den Ratten», sagte er, während er die Tür mit einem Fuß daran hinderte, wieder zuzufallen. Als ich an ihm vorbei trat, machte er zu allem Überfluss noch eine ironische Verbeugung.

Komiker.

Aber das war mir in dem Moment egal, in dem ich durch die Tür getreten war.

Bahnhof, dachte ich als erstes … wir befanden uns im Frankfurter Hauptbahnhof, und zwar irgendwo unter Straßenniveau. Einige Jahre vor dem großen Krieg war ich hier schon einmal gewesen. Aber was ich jetzt sah, hatte mit dem, an das ich mich erinnern konnte, nur noch die hektische Betriebsamkeit gemein. Überall auf dem U-Bahnsteig, den wir gerade betraten, und auch auf den Gleisen waren Lagerstätten aus Feldbetten, alten Matratzen und Schlafsäcken aufgebaut worden. Alle fünf Meter gab es eine elektrische Kochplatte oder eine kleine Feuerstätte. Es wirkte so, als würde dieses Lager schon eine ganze Weile existieren. Wo damals pendelnde Arbeiter, Banker, Studenten und andere Menschen den Bahnsteig bevölkerten, waren es jetzt zerlumpte Gestalten, die sich um die Feuerstellen scharten oder unter ihren Decken an ihren Schlafplätzen lagen oder saßen.

«Das sind unsere Schutzis. Alle kaputt und zu nix zu gebrauchen.»

Stummelzahn trieb mich voran.

«Starr nich so dämlich. Weiter! Wir müssen zum Ivan.»

Er hatte Recht.

Während er mich durch die Menge schob, starrte ich und wurde ich angestarrt. Frauen, Kinder, alte Männer. Vielen fehlte eine Hand, ein ganzer Arm oder ein Bein, manchen sogar beides. Alle waren sie dreckig, und der Gestank, den sie verströmten, war mindesten so stark wie der im Tunnel, wenn auch von gänzlich anderer Art.

Ich versuchte, ihre Zahl zu schätzen. Es waren mindestens achtzig Menschen, die hier unten lebten, auf diesem Gleis allein. Es wurde gekocht, gegessen, etwas weiter entfernt wurde auf die Gleise uriniert, Kleider ausgebessert, ein alter, nackter Mann, der irgendwo und irgendwann im Krieg ein Ohr verloren haben musste wurde von zwei Frauen, mitten unter all den anderen Gestalten mit ruppiger Fürsorglichkeit gewaschen und in diesem lebendigen, dreckigen Chaos, tollten kleine Kinder mit nicht minder schweren Verletzungen, aber auch welche, die mit bizarren Verwachsungen und Geschwüren geschlagen waren, herum.

Die Menschen hier - es waren alles Versehrte.

«Die Gesunden leben oben. Die sind Beschützer oder Versorger», kam es von Stummelzahn. Als er diese Worte ausgesprochen hatte, sah ich genauer hin und es gelang mir, eine Art von Struktur in diesem Chaos zu erkennen. Alle zehn oder fünfzehn Meter entlang des Bahngleises standen Menschen, deren Andersartigkeit mir erst auf den zweiten Blick auffiel. Sie waren aufmerksam, schauten hierhin und dorthin. Manchmal wechselten sie Worte mit den Versehrten, oder nahmen eine Schüssel mit Eintopf oder ein Stück gegartes Fleisch entgegen. Am Ende des unterirdischen Bahnsteiges gab es Absperrungen und improvisierte Barrikaden, ähnlich der Barrikade, an der ich gefangen genommen worden war.

Dicht vor diesen jämmerlichen Wehranlagen nahm die Konzentration von *Beschützern* - denn das mussten diese Leute wohl sein - zu.

«Verdanken wir alles dem Ivan. Stopp, halt an.»

Ein Hauch von Stolz schwang in diesen Worten mit.

Wir waren dicht vor zwei Beschützern, einem Mann um die fünfzig und einer Frau, die ein wenig älter zu sein schien, zum Stehen gekommen und Stummelzahn löste sein Versprechen ein und schickte die beiden hinunter zu dem dürren Brückenmann. Sie trabten murrend davon und Stummelzahn zog mich auf eine, vor langer Zeit gestorbene, Rolltreppe zu.

«Los! Nach oben!»

«Wie viele Menschen leben hier?», konnte ich mich nicht zurückhalten zu fragen.

«Alles zusammen um die vierhundert», kam die nuschelige Antwort. «Du bist doch kein Spion?», fragte er misstrauisch aber einfältig zurück und beobachtete mein Gesicht.

«Der Ivan sagt, dass der Feind überall lauert und dass wir unter der Erde am sichersten sind. Nur die Stärksten sollen oben sein, weil da die Gefahr am

größten ist, und viel von den Strahlen, die man nich sehen kann. Verträgt nicht jeder. Und die, die die Strahlen nich vertragen, werden komisch. Ich bin aber einer von den Starken, klar?»

Als hätte ich auch nur ansatzweise daran zweifeln können ...

«Wie lange seid ihr schon hier?»

«Ein paar von uns sind schon immer hier, schon vor´m Krieg. Auch der Ivan. Der hatte einen Stand hier.»

«Einen Stand?»

«Ja, der hat hier … *verkauft*.»

Das letzte Wort sprach er auf eine besondere Art aus, und ich verstand sofort, was er meinte.

«Der Ivan ist wirklich Russe?»

Er sah mich etwas verdutzt an, dann sagte er schulterzuckend:

«Wahrscheinlich, Du Pseudo-Saubermann. Er sagt es nicht. Irgendwo ausm Osten halt. Hört man schon. Is mir aber auch egal. Der Ivan is einfach schon immer der Ivan gewesen. Komm weiter jetzt.»

Wir waren jetzt am oberen Ende der Rolltreppe angekommen, und während sich Stummelzahn einen Schluck aus dem Flachmann gönnte, den er aus einer seiner Taschen gefummelt hatte, staunte ich nicht wenig, als ich meinen Blick über die weitläufige Bahnhofshalle schweifen ließ.

Hier oben schien alles streng geordnet zu sein. Alle zwanzig Meter standen die hier wohl üblichen Zweiergruppen von Beschützern.

Wo unten auf den Bahngleisen lebhaftes Chaos geherrscht hatte, war hier eine starke Organisiertheit zu erkennen. Während wir die Halle durchquerten, bemerkte ich sorgsam gestapelte und arrangierte Wasser- und Lebensmittelvorräte, zwei improvisierte Werkstätten, in denen gearbeitet wurde und ein mitten in der Halle aufgeschlagenes Zelt mit einem roten Kreuz darauf, das wohl eine Art Krankenstation darstellte.

Es gab noch mehr Zelte, und es standen auch noch einige Züge auf den Gleisen, die, wie es schien, ebenfalls als Unterschlupf oder als Wohnstätten verwendet wurden. Das große Glasdach, das die Gleise überspannte, war an vielen Stellen zerlöchert, und hier und dort hingen Stahlstreben in aberwitzigen Winkeln nach unten.

Eben kamen wir an einer größeren Gruppe von Beschützern vorbei, die hörbar darüber debattierten, was man von dem heutigen Vorfall auf der Brücke zu halten hatte, da meinte Stummelzahn:

«So. Gleich sind wir beim Ivan», und nickte in Richtung eines weiteren

Zeltes, das ringsum von Männern mit roten Armbinden über den abgetragenen Jacken bewacht wurde. Jeder von ihnen trug ein Sammelsurium von improvisierten Waffen, aber der eine oder andere von ihnen hatte neben den üblichen Messern, Knüppeln und selbst hergestellten Speeren auch eine Pistole am Gürtel oder ein Gewehr über der Schulter.

«Du versuchst besser gar nicht erst was!», warnte mich Stummelzahn, während er mich auf die Wachen zustieß.

«Nehmt ihm alles ab und macht den Rucksack leer. Der is von draußen, und er hat was dabei, über das der Ivan sich freuen wird», wandte er sich großspurig an die Rotärmel, die tatsächlich erfreut aussahen, als sie die Pistolen, das Sturmgewehr, die Armbrust und den Rest meiner Sachen an sich nahmen.

Ich wappnete mich innerlich, denn nun musste ich den Ivan überzeugen, mich wieder gehen zu lassen. Einer der Rotärmel schlug die Zeltplane zurück und Stummelzahn schubste mich einmal mehr vorwärts ins Ungewisse.

Ich konnte kaum glauben, was meine Augen an mein Gehirn weiterleiteten. Das Innere des Zeltes, in das Stummelzahn und ich geführt worden waren, war von einigen, scheinbar wahllos angebrachten Lampen diffus erleuchtet. Zahlreiche antike, oder zumindest antik aussehende Möbel säumten den äußeren Rand der Grundfläche, und in der Mitte des so entstandenen Raumes, auf einem Podest leicht erhöht, stand thronartig ein grünlicher, mottenzerfressener Sessel.

Auf diesem Sessel befand sich die bizarre Gestalt Ivans. Ein buschiger Vollbart verdeckte viel von seinem Gesicht, aber ich konnte dennoch sehen, dass es von tiefen Furchen durchzogen war. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und glänzten fiebrig. Der Ivan war kein junger Mann mehr, aber er strahlte etwas aus, eine Art von Vitalität, wie ich sie bisher nur bei wenigen Menschen gesehen habe.

Das Podest wurde von zweien seiner Jungs mit den roten Armbinden flankiert. Ich fragte mich unweigerlich und nicht ganz im Ernst, ob er wohl gerne sehen würde, dass ich vor seinem Thron niederkniete, aber als er nichts sagte, sondern weiterhin starr auf meine, sicherlich abgerissene, elende Gestalt schaute, tat ich nichts in dieser Richtung, sondern sah mich weiter im

Zelt um.

Hinter der Rückwand schien es noch einen weiteren, abgetrennten Bereich zu geben. Sicherlich zum Schlafen oder vielleicht auch eine Privatküche. Im Großen und Ganzen sah das Zelt aus, wie man sich das Zelt eines mittelalterlichen Feldherren vorstellte, oder zumindest so, wie die meisten Filmemacher das vor dem Krieg getan hatten.

Ob der Ivan sich als ein solcher Feldherr fühlte?

Die große Straßenkarte von Frankfurt, die auf einem der Tische ausgebreitet war, und auf der rote, schwarze und grüne Figuren aufgestellt waren, ließ zumindest darauf schließen. Auf den zahlreichen weiteren Tischen am Rand, die, zusammen mit einigen Schränkchen und Regalen, den äußeren Umriss des Zeltes nachzeichneten, befand sich noch allerhand anderer Kram.

Dort ein alter Kavalleriesäbel mit einer Gravur, die ich nicht entziffern konnte, daneben eine Kaffeemaschine und eine Mikrowelle, deren leuchtende Lämpchen Funktionsbereitschaft anzeigten, hier ein paar alte Steinschlosspistolen samt Zubehör neben einem ausgestopften Bussard, in dessen Klauen sich eine ebenso präparierte Ratte zu winden schien.

Alles hier war vollgestopft mit Plunder, der offensichtlich aus den umliegenden, verwaisten Wohnungen geschleppt worden war.

Noch während ich zu ergründen versuchte, wohin die Kabel der Mikrowelle und der Kaffeemaschine verschwanden, hörte ich zum ersten Mal die tiefe, grollende und akzentbehaftete Stimme des Ivan.

«Wer ist das? Sag´s mir. Sieht aus, als wäre er nass geworden.»

Stummelzahn begann eifrig zu plappern, erzählte die Vorkommnisse der Reihe nach, wobei er damit anfing zu berichten, wie ich, verfolgt von mindestens zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Kerlen, über den Steg gerannt kam und, als elender Feigling, der ich wohl sein musste, beim Auftauchen von Ivans Leuten augenblicklich in den Fluss gesprungen war und sie meine Drecksarbeit erledigen ließ.

Dabei pries er ständig die Tapferkeit von Ivans Patrouille, die sich, zahlenmäßig stark unterlegen, einen erbitterten Kampf mit den Eindringlingen geliefert hatte, sodass sich nunmehr lediglich eine Handvoll von ihnen auf dem Terrain befanden, das der Ivan für sich beanspruchte.

Kurzum, Stummelzahn sorgte dafür, dass er und sein dürrer Kumpel da standen wie die Helden vom Dienst und verkaufte auch meine

Gefangennahme als die größte Tat, die jemals ein Mensch vollbracht hatte und im Verlaufe derer er seine Pflicht nicht nur mehr als erfüllt und die ihm übertragenen Aufgaben mit Bravour gemeistert hatte, sondern auch meiner widerspenstigen und zutiefst verschlagenen Natur stets Herr geblieben war.

Ich fragte mich, ob er sich aus Angst vor dem Ivan so aufspielte, der offensichtlich ein jähzorniger Tyrann war, oder ob es schon immer seine Art gewesen war, sich selbst auf Kosten anderer zu profilieren.

Der Ivan indes hatte mich während des kompletten Berichtes weiterhin gemustert, wobei ich, so gut es ging, versucht hatte, seinem stechenden Blick standzuhalten.

Als er schließlich das Wort an mich richtete, schien sein Gesicht leicht amüsiert zu sein, aber seine Augen drückten eher Berechnung und einen Hauch von Verärgerung aus.

«Du schwimmst also gerne und kriechst unten, unter der Erde herum, was?»

Er erwartete keine Antwort, sondern sprach ohne Pause weiter.

«Was wollen diese Leute von Dir, eh?»

Der Ivan musterte jetzt meine Armbrust und den kläglichen Rest meiner Ausrüstung, den seine Junge zu seinen Füßen vor dem Thron abgelegt hatten. Wie es zu erwarten gewesen war, interessierte er sich hauptsächlich für das Sturmgewehr und die Pistolen.

«Soso, das Zeug liegt also direkt vor unserer Nase?»

Das hatte sich an Stummelzahn gerichtet, der sich mit einem Mal gar nicht mehr so heldenhaft vorkam, sondern einen Punkt zwischen seinen Füßen fixierte, um dem durchdringenden Blick Ivans auszuweichen.

«Warum hat mir das bis jetzt keiner gebracht, eh? Keiner von Euch? Warum nicht?»

Stummelzahn begann, sich zu entschuldigen, während er den Wachen mit den roten Armbinden einen nervösen Blick zu warf.

«Du hast … es war uns verboten, in die Tunnel zu gehen. Wir sollten nur aufpassen, dass keiner reinkommt, und das ham wir gemacht. Wenn einer von uns gewusst hätte, dass ...»

«Genug!»

Ivan sprang auf, und ich konnte sehen, wie groß er war. Der Pelzmantel, den er trotz der relativen Wärme im Zelt über seiner zerschlissenen Kleidung trug, verstärkte den Eindruck von bärenhafter Kraft und unkontrollierter Wildheit. Die Wachtposten rechts und links neben Ivans Thron strafften sich

in Erwartung eines Befehls, aber wo gerade noch spontane Wut Ivans Gesicht verzerrt hatte, machte sich jetzt ein Ausdruck väterlicher Milde in ihm breit.

Erstaunlich.

«Na gut, na gut. Du kannst gehen. Hau schon ab, und lass Dir vom Lagerwart eine Flasche geben.»

Einen Moment lang schien er zu überlegen, ob er noch Worte des Dankes stammeln sollte, aber schlussendlich begnügte sich Stummelzahn damit, sich mit gesenktem Kopf aus dem Zelt zu trollen, wobei er um ein Haar gegen eine der Wachen geprallt wäre, die uns hereingeführt hatten.

Ivans Blick wandte sich wieder mir zu. Mit großspuriger Geste breitete er die Arme aus.

«Verzeihung, Verzeihung. Wo sind nur meine Manieren geblieben? Komm, setz Dich.»

Er gestikulierte in Richtung eines von Stühlen umstellten Tisches und eine der Wachen schob mich recht unsanft auf einen dieser Stühle zu. Ich nahm Platz und Ivan kam von seinem Podest herunter und setzte sich mir gegenüber hin, wobei er mich weiterhin unaufhörlich musterte.

Ohne dass Ivan eine weitere Anweisung gegeben hätte, kamen aus dem hinteren, mit Tüchern und schweren Vorhängen vom Hauptraum abgegrenzten Bereich des Zeltes drei Frauen heraus, deren Altersspanne auf den ersten Blick von ungefähr achtundzwanzig bis sechzig Jahre zu reichen schien, und begannen Essen auf dem Tisch abzuladen.

Sie mussten sich entweder sehr, sehr ruhig verhalten haben, seitdem ich das Zelt betreten hatte, oder ich war zu abgelenkt gewesen, um sie früher zu bemerken.

Zwei Gläser und eine Flasche Wodka, einen Laib Brot, der duftete, als hätte erst vor kurzem den Ofen verlassen, sowie einen beachtlichen Haufen eingeschweißte Wurst und Dosenfleisch. Als Letztes wurde noch eine Schale mit runzligen Äpfeln auf der mit Kratzern übersäten Tischplatte abgestellt.

Der Duft des Brotes und die Aussicht darauf, etwas davon essen zu dürfen, kämpften in meinem Kopf mit der Sorge um Mariam um die Vorherrschaft, aber am allermeisten dürstete ich nach der Wärme, die mir der Wodka versprach. Die Kälte, die mir mein Bad im Main beschert hatte, und die bisher vom Adrenalin erfolgreich in den Hintergrund meiner Wahrnehmungen verbannt worden war, drängte unaufhörlich nach vorn.

Zu meinem Glück schien der Ivan einem guten Schluck nicht abgeneigt zu sein, denn das Erste, was er tat, war mit ausuferndem Gestus die beiden

Gläser bis zum Rand zu füllen und mir eines davon herüberzuschieben.

«Erst essen wir. Dann reden wir. Aber vorher ...!»

Er tat einen gewaltigen Zug, leerte das Glas und knallte es mit rotem Kopf energisch auf den Tisch. Dann gab er mir Zeichen, es ihm nachzutun. Ich bemühte mich auch redlich, aber mehr als zwei Mundvoll der klaren, hochprozentigen Flüssigkeit konnte ich nicht auf einmal verarbeiten. Ivan lachte grollend über meinen Hustenanfall, aber das war mir ziemlich egal, denn nachdem ich das Gehuste hinter mich gebracht hatte, spürte ich die brennende Wärme, die sich schnell in meinem Körper ausbreitete.

Für einige Sekunden schloss ich die Augen. Zum einen, um das Gefühl zu genießen und zum anderen, um meine Gedanken zu sammeln.

Ivan wollte sicherlich in Erfahrung bringen, ob ich eine Gefahr für sein kleines Reich darstellte. Ob es, da wo ich herkam, noch mehr von meiner Sorte gab und was meine Anwesenheit für ihn bedeuten mochte. Mir hatte man kein Messer und auch kein sonstiges Besteck gegeben, aber als ich die Augen wieder öffnete, sah ich, dass der Ivan gerade dabei war, den Brotleib mit seinem eigenen Messer in acht große Stücke zu zerteilen.

Zwei davon warf er lässig über den Tisch in meine Richtung, öffnete ein Glas mit eingelegten Gurken, das meiner Aufmerksamkeit bisher entgangen war, fischte sich eine Handvoll heraus und schob dann auch das Gurkenglas auf meine Seite des Tisches.

«... Iss!», sagte er mit vollem Mund, und ich tat wie mir geheißen. Die drei Frauen hatten sich wieder in den abgetrennten Teil des Zeltes zurückgezogen, und abgesehen von Ivans Jungs, die mich lauernd umstellt hatten, waren wir wieder alleine.

Ich war dankbar für die Pause, die Ivan mir gönnte, denn während wir schweigend aßen, gelang es mir, meine Gedanken weiter zu sortieren.

Was sollte ich ihm erzählen? Die ganze Geschichte von den Degenerierten? Sollte er von der Existenz von Wanda und Mariam erfahren? Von Da Silvas kranken Evangelium? Oder sollte ich lieber erzählen, dass ich einfach ziellos umhergestreift sei und dass ich aus Zufall zum Jagdwild des Haufens geworden wäre, der jetzt Ivans Territorium auf der Suche nach mir durchstreifte?

Würde er das glauben?

Ivan stopfte sich beinahe eine ganze Brotscheibe in den Mund, kaute, und noch bevor er sie ganz heruntergeschluckt hatte, sagte er, wobei er seine Worte mit viel Gewedel seiner fettigen Finger unterstrich:

«Also, es ist so: Die Kerle, die hinter Dir her waren - meine Jungs wissen genau, wo die gerade sind. Ich könnte sie umlegen lassen, ohne den Hauch eines Problems. Die Frage, die sich mir stellt, ist aber: Was ist das Beste für mich und ...»

Er breitete seine Arme aus.

«... für meine kleine Gemeinde? Wenn es zum Kampf kommt, könnten weitere meiner Jungs dabei sterben, und darüber hinaus könnte es gut sein, dass noch mehr von den Kerlen hier auftauchen und Ärger machen, wenn die ersten nicht mehr zurückkehren. Sollte ich dieses Risiko eingehen, und wenn ja, dann wofür? Für einen dahergelaufenen, einzelnen Mann, hm? Im Moment tendiere ich dazu, Dich ihnen einfach auszuliefern und sie freundlich von hier wegzuschicken.»

Er machte eine kleine Pause und trank einen Schluck, bevor er weiter sprach.

«Schließlich hast Du schon zwei Leben gekostet, oder? Wir haben nicht das beste Verhältnis zu unseren … Nachbarn, und wir haben diesen Monat schon mehr Leute verloren, als wir uns leisten können.»

Während er redete, fixierte er mich mit seinem ansonsten stets flatternden, unergründlichen Blick, dessen einzige Konstante eine tief in den Augen verborgene, glühende Wut auf alles und jeden zu sein schien.

Einen Moment lang schwieg ich noch.

Dann begann ich zu erzählen.

Die ganze Geschichte, von Anfang an. Als ich meinen Monolog beendet hatte, fügte ich hinzu:

«Du siehst also, ich bin nicht mit der Absicht hierher gekommen, Ärger zu machen, und auch wenn auf dem Steg zwei Deiner Leute ums Leben gekommen sind, was ich wirklich sehr bedauere, aber mit den Gewehren, die ich gefunden habe, kannst Du ...»

Auch ich breitete die Arme aus, wie der Ivan es getan hatte.

«... Deine Gemeinde vor so ziemlich jedem Feind beschützen, und das Risiko, weitere Leute zu verlieren wird mehr oder weniger gegen Null tendieren.»

Der Ivan hatte einen Stand gehabt, war also eine Art Geschäftsmann gewesen, bevor der Krieg die Welt für immer verändert hatte, und ich hoffte, dass mein nüchterner, sachlicher Versuch, die Tatsachen gegeneinander aufzuwiegen, von ihm anerkannt werden würde.

Ivan nickte langsam, tat so, als würde er noch nachdenken, aber mir war

klar, dass er das, was er als Nächstes sagen würde, schon vor mindestens einer Minute vorbereitet haben musste. Mit seinem ausgeprägten, osteuropäischen Akzent setzte er an:

«Wenn Du das Mädchen und die Frau wieder bei Dir hast, wohin willst Du dann gehen? Würdest Du bei einigen unserer Nachbarn vorbei kommen und ihnen von uns erzählen? Dass wir guten Strom haben vielleicht? Dass wir Waffen haben und genug Nahrung für die nächsten zwei Jahre? Würdest Du von den Gewehren erzählen, oder von dem Tunnel, den Du gefunden hast? Wäre es aus meiner Sicht nicht das Beste, Dich und diese Handvoll Degenerierte, wie Du sie nennst, einfach zu beseitigen? So rein aus Vorsicht? Wir brauchen hier weder Bettler noch einen Haufen Leute, die versuchen, sich mit Gewalt zu nehmen, was wir als unser Eigentum betrachten.»

Er ereiferte sich inzwischen sichtlich. Hatte er nicht gerade eben noch gesagt, dass er einen Kampf mit den Degs vermeiden wollte? Oder sollte das nur dazu dienen, mir ein schlechtes Gewissen zu machen?

«Das alles hier kann nur funktionieren, wenn eine gewisse Ordnung besteht. Die Leute brauchen jemanden, der klare Ansagen macht und Du ...»

Er zeigte auf mich

«… Du hast Unordnung gebracht. Du zwingst mich zu Dingen, die ich nicht tun will.»

Ivan sprang auf, und begann erregt auf und ab zu laufen.

«Es ist schwer, hier alles am Laufen zu halten. Ich bin der Einzige, der es kann. Ohne mich wären ...»

Wieder breitete er seine Arme aus.

«... alle hier elendig verreckt. Untergegangen. Schon lange. Nur dank mir sind sie eine Einheit, haben sie einen Zweck!»

Er setzte seinen Sermon fort und mir wurde einiges klar.

Auch wenn Ivan vielleicht mit einigen der Dinge, die er sagte, Recht hatte - der Mann schien zum einen am Ende seiner Kräfte zu sein, und zum anderen alles andere als emotional stabil.

So groß er auch tat und so imposant seine Erscheinung auch sein mochte - sein Regime war die Realität gewordene Summe all seiner Ängste. Er hatte Angst vor seinen Nachbarn, wobei ich annahm, dass er damit andere, neu entstandene Gemeinden in der Nähe meinte, von denen ich bisher nur noch nichts gesehen hatte. Er hatte Angst vor den eigenen Leuten, denn warum sonst hätte er in seiner neuen «Ordnung» mehrere Klassen schaffen sollen?

Es gab die mit den Armbinden. Das waren offensichtlich die, denen er

halbwegs vertraute und die er vermutlich mit irgendwelchen Privilegien auf Spur hielt. Unter diesen standen Leute wie Stummelzahn, die er durch mehr oder weniger willkürliche Gesetze, Regeln und Strafen, und auch durch deren schlichte Angst vor denen mit den roten Armbinden unter Kontrolle hielt. Und dann gab es noch die kranken Versehrten und die Schwachen, die unten auf den Gleisen ihr Dasein fristen mussten und die dankbar sein durften, dass sie hin und wieder die Brotkrumen von Ivans Tafel abbekamen. Sie kamen aus Schwäche und Unvermögen vermutlich gar nicht erst auf die Idee, ihr Heil wo anders zu suchen. Die Welt war gnadenlos, und hier hatten sie wenigstens Schutz, auch wenn sie dafür in einem unterirdischen Zeltlager vegetieren und niedrige Arbeiten verrichten mussten.

Ich änderte meine Taktik. Leise sagte ich:

«Jemand, der es so schwer hat wie Du, Ivan, der braucht jemanden, der ihn versteht. Du hast es sehr weit geschafft, hast all das hier aufgebaut. Du hast diesen Leuten zu Essen gegeben, und Wärme und Ordnung. Aber wenn ich das sagen darf, Du wirkst ... müde. Ich sehe sehr gut, welches Gewicht auf Deinen Schultern liegt - all das hier alleine am Laufen zu halten …»

Und in der Tat, da wo in den Filmen die Feldherren einen Stab von Beratern an der Seite hatten, da waren in Ivans Zelt lediglich stumme Befehlsempfänger zu entdecken. Langsam drehte ich meinen Kopf, um mich von meinem Eindruck ein weiteres Mal zu überzeugen. Ja, keiner dieser Männer sah so aus, als habe er irgendeine Entscheidungsbefugnis. Zwei waren offensichtlich zu jung, kaum siebzehn Jahre alt. Ein anderer eindeutig dem Alkohol verfallen und dem vierten hatten sein Kriegstrauma und seine Depressionen deutliche Zeichen ins Gesicht gegraben.

Ich fuhr fort.

«... Du brauchst jemanden, der Dich versteht. Der Dir einige der Alltagsentscheidungen abnimmt, damit Du Dich dem großen Ganzen widmen kannst. Lass mich die Frau und das Kind hierher holen, Ivan. Wir brauchen ohnehin einen sicheren Platz für den Winter. Mein Interesse gilt dem Überleben der beiden, so viel solltest Du ja schon aus meiner Geschichte herausgehört haben. Hier bei Dir wären wir sicher und wir hätten auch kein Interesse daran ...»

Ich machte die allumfassende Ivan-Geste.

«… deiner Gemeinde zu schaden. Du wärst nicht gezwungen, mich zu töten oder dem Pack da draußen auszuliefern. Du ...»

Ivans massiger Körper straffte sich plötzlich. Er tat einen überraschend

schnellen Schritt auf mich zu, packte mich am Kragen und zog mich über den Tisch hinweg von meinem Stuhl hoch, dass mir die Luft wegblieb.

«Wer bist Du, dass Du Dir anmaßt, meine Gedanken zu verstehen? Wer bist Du, dass Du denkst, Du könntest *mir* eine Hilfe sein? Wer bist Du, dass Du denkst, Du wärst mehr als der Dreck unter meinem Fingernagel, hä?»

Er schrie mir ins Gesicht und ich schloss zu spät die Augen und den Mund, um nichts von seinem nach Wodka, Wurst und Gurke riechendem Atem in mich aufzunehmen.

Mich weiter in dieser Art anschreiend, zerrte er mich wie eine leichte Stoffpuppe im Zelt herum, schüttelte mich, stieß mich gegen Tische und andere Möbel und einiges von dem Plunder, den Ivan hier angehäuft hatte, ging dabei zu Boden oder zu Bruch. Die Rotärmel machten ihrem Herren hastig Platz und beobachteten die Szene mit Vorsicht, aber ohne besondere Überraschung.

Ich leistete keine Gegenwehr, ließ ihn sich austoben, ließ ihn zeigen, dass er es war, der hier das Sagen hatte.

Als der Wutausbruch abebbte, donnerte er mir zum Abschluss seine Faust in den Magen. Ich klappte zusammen und blieb, nach Atem ringend, auf dem Boden liegen. Ivan stand, ebenfalls schwer atmend, über mir und ich sah hoch, in sein tief-rotes, schwitzendes Gesicht. Erst sah er einen Moment lang erschrocken aus, erschrocken über seine eigene Reaktion und schon dachte ich, ich hätte einen mentalen Treffer gelandet, hätte den wunden Punkt dieses Mannes erwischt.

Sein Gesicht war gerade dabei, den Ausdruck von Verblüffung durch die Karikatur eines entschuldigenden Lachens zu ersetzen, und ich war sicher, dass seine Wut fürs Erste aufgebraucht war, da verengten sich seine Augen plötzlich erneut zu Schlitzen und ein animalischer Schrei entrang sich seiner Kehle.

Er fixierte einen Punkt an meinem Körper und ich folgte seinem Blick.

Der Griff der Pistole, die Stummelzahn und der Dürre übersehen hatten, war ein Stück weit aus der Tasche meines Parkas gerutscht.

Mit einem weiteren Schrei ließ sich der Ivan mit seinem ganzen Gewicht auf meinen Brustkorb fallen, dass es mir die Luft ein weiteres Mal aus der Lunge presste und griff nach der Waffe.

Ich konnte nicht einmal mehr Keuchen als seine Knie meine lädierten Rippen trafen. Da waren nur Schmerzen. Schmerzen, die die Angst vor dem, was der wütende Ivan als nächstes tun würde in den Hintergrund drängten.

Dann rappelte er sich wieder hoch, wobei er sich mit einer seiner riesigen Pranken schmerzhaft auf meinem Gesicht abstieß. Beinahe wäre meine Nase gebrochen.

Er stand über mir, die Waffe in der Hand. Er betrachtete sie einen Moment lang, scheinbar versonnen.

Dann entsicherte er sie und richtete den Lauf auf meine Stirn.

Leise knurrte er:

«Hab ich es doch gewusst. *Sie* haben Dich geschickt, um mich zu töten.»

Mühsam setzte ich mich auf, hielt die Hände beschwichtigend in Ivans Richtung, musste etwas sagen, um den tobenden Mann zu beruhigen, aber ...

Ich versuchte, die Dunkelheit um mich herum mit den Augen zu durchdringen, und ich war mir dabei nicht mal sicher, ob ich wirklich bei Bewusstsein war, oder ob ich mich noch in einem Dämmerzustand irgendwo zwischen dumpfen, schmerzerfüllten roten Nebeln und seliger, schwarzer Nichtexistenz befand.

Erst als der Schmerz in meinem Kopf langsam an Schärfe gewann, weil mein erstarkender Pulsschlag das Blut schneller als zuvor durch meine Adern pumpte, war ich sicher, dass ich tatsächlich wach und am Leben war. Mit den Händen tastete ich meinen Schädel ab. Vorsichtig krochen meine Finger zuerst über mein Gesicht und anschließend über den Rest meines Kopfes.

Kein Loch, keine Feuchtigkeit - kein Blut.

Aber eine Erhebung, die schmerzte als ich sie berührte, die so sehr schmerzte, dass ich meine Finger sofort zurückzog.

Ivan hatte mich offensichtlich nicht erschossen.

Ich war vermutlich von hinten niedergeschlagen worden. Zumindest ließ diese Beule an meinem Hinterkopf darauf schließen. Es musste einer seiner Jungs gewesen sein.

Ich fragte mich, ob es auf Befehl Ivans geschehen war, oder ob einer der Wachposten mit einem eigenmächtigen Schlag versucht hatte, mein Leben zu retten, in dem er damit Ivans rasende Tirade unterbrach und ihn so in die Realität zurückholte.

Ich rief mir ihre Gesichter wieder ins Gedächtnis.

Unwahrscheinlich.

Aber falls es doch so gewesen sein sollte, schuldete ich jemandem etwas.

Vorsichtig brachte ich meinen Körper in eine sitzende Position, wobei mir beinahe schlecht wurde. Nach einer mehrminütigen Pause, die ich darauf verwendete, langsam und konzentriert zu atmen und die Schmerzimpulse, die durch mein Gehirn rasten, auf ein erträgliches Maß zurückzudrängen, begann ich schließlich, meine Umgebung krabbelnd und tastend zu erkunden.

Das Ergebnis meiner Bemühungen war ernüchternd. Ich befand mich offensichtlich in einem kleinen Raum von ungefähr drei mal zwei Metern. Die Wände bestanden wohl aus Beton, zumindest waren sie nicht gemauert, sondern glatt und kalt. In einer Wand befand sich eine schwere Metalltür. Zwei Mal hämmerte ich dagegen, dann kamen, durch das entstehende Geräusch angelockt, die Schmerzen zurück in meinen Kopf gekrochen und ich nahm von weiteren Versuchen, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen vorerst wieder Abstand.

Es hatte ohnehin niemand reagiert.

Eine Türklinke hatte ich nicht ertasten können und so zur Tatenlosigkeit verdammt, suchte ich mir mit recht mäßigem Erfolg eine erträgliche Liegeposition und wartete.

Wenn ich wenigstens wüsste, wie lange ich schon hier drinnen war.

Die Degenerierten auf der Brücke, Wanda und die kranke Mariam im Haus, Ivan und seine Gemeinde im Frankfurter Hauptbahnhof, das Mädchen und die Hunde, Thomas, der Leichenhaufen am Ende der Sackgasse - das alles kam mir jetzt beinahe unwirklich vor.

Der Gedanke, dass der Rucksack mit den Medikamenten für Mariam nutzlos im Gestrüpp am Mainufer lag, machte mich beinahe wahnsinnig und nur mit großer Mühe gelang es mir, mich zur Ruhe zu zwingen.

Ich musste wohl oder übel akzeptieren, dass ich momentan nichts tun konnte. Ich hoffte nur, dass Wanda rechtzeitig die Initiative ergreifen würde, wenn ich nicht zurückkehrte. Sicher würde sie das tun. Sie war schließlich nicht hilflos. Im Gegenteil. Wenn man bedachte, was diese Frau hinter sich gebracht und überstanden hatte, konnte man nur darüber staunen, dass sie ihren Lebenswillen nicht schon lange vor unserer Begegnung verloren hatte.

Doch das Gegenteil war der Fall. Zu einem großen Teil hatte sie das vermutlich der Existenz von Mariam zu verdanken, dachte ich, und ich erkannte, dass es bei mir ähnlich war.

Solange ich alleine durch das zerstörte Land gezogen war, war es mir gelungen den meisten Gefahren aus dem Weg zu gehen und den Dingen um

mich herum ihren freien Lauf zu lassen. Ich war ziellos gewesen. Gleichgültig. Zwar nicht unbedingt sorglos, aber doch irgendwie ... *überflüssig*.

Erst seit ich auf diese Degeneriertenbande und ihre Gefangenen getroffen war, hatte es wieder so etwas wie Ziele für mich gegeben.

Notwendigkeiten.

Wünsche.

Der Drang, den Grausamkeiten der Degenerierten ein Ende zu machen, hatte die Leere in mir zurückgetrieben. Nicht komplett, aber doch zumindest so weit, dass ich eine Art von Antrieb entwickelt hatte, der mir irgendwie zu einer lange nicht mehr gefühlten Art von Zufriedenheit verhalf.

Noch während ich über all diese Dinge nachdachte, schlich sich die Erschöpfung wieder an mich heran und fiel aus dem Hinterhalt über mich her.

Als ich ein weiteres Mal zu mir kam, war es immer noch dunkel ringsum, aber irgendetwas war anders. Bald kam ich auch darauf, was es war.

Es war ein neuer Geruch im Raum.

Genauer gesagt, roch es nach Essen. Nach gebratenem Fleisch und frischem Brot. Mir lief augenblicklich das Wasser im Mund zusammen. Nach einigem Umhergekrabbel ertastete ich den Blechnapf, den man mir in mein Gefängnis gebracht hatte. Ich zwang mich, langsam zu essen, was mir unter großer Anstrengung gelang.

Als ich alles restlos verzehrt hatte, tastete ich noch einmal den ganzen Boden ab. Einen Eimer für meine Notdurft hatten sie mir auch gebracht und auf dessen Boden fand ich tatsächlich eine Rolle Toilettenpapier.

Sehr zuvorkommend.

Es sah ganz so aus, als wollte man mich für längere Zeit hier in Dunkelhaft halten. Nur wozu?

Es machte mich wütend, dass ich nicht wusste, wie lange ich schon hier unten war, und ich nahm mir fest vor, nicht wieder einzuschlafen.

Ich würde mir meinen Wärter schnappen und ausbrechen. Zwar hatte ich keinerlei Waffen oder Werkzeug, nicht einmal Schuhe hatte ich an, aber die Schwellung an meinem Schädel war deutlich zurückgegangen und der Schmerz war im Vergleich zu meiner letzten Wachphase nur noch ein schwaches Echo.

Ich stand auf, streckte und dehnte meinen Körper, machte einige zaghafte

Liegestütze, aber als der Kopfschmerz dann doch wieder stärker zu werden drohte, ließ ich es bleiben.

Langsam.

Mach langsam.

Warum hatte Ivan mich nicht einfach abgeknallt? Er hatte mir vorgeworfen, dass «sie» mich geschickt hätten, um ihn zu töten. Wen meinte er? Irgendeine Nachbargemeinde? Die Leute vom Kaufhaus, von denen Stummelzahn gesprochen hatte? Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich hätte die Pistole, die der Anlass des ganzen Dramas gewesen war, einfach freiwillig abgeben sollen, als sie mich abgetastet hatten. Aber stattdessen hatte ich mir über die Unfähigkeit der beiden Schergen ins Fäustchen gelacht und war stolz gewesen auf meinen kleinen Trumpf im Ärmel.

Denkste.

Das war nach hinten losgegangen.

Da Leibesertüchtigungen momentan noch ausfielen, blieb mir wenig anderes zu tun, als mich weiter über mich selbst zu ärgern und mein Ohr an die kalte, rostig-raue Metalltür zu legen und zu lauschen. Ich konnte zu meinem Verdruss nur wenig konkrete Geräusche unterscheiden. Was an mein Ohr drang war eher eine Art Grundrauschen, das aus dem Alltag von Ivans Gemeinde hervorging.

Fernes Gemurmel, mal ein Lachen, mal Laute von Schmerz, mal Klopfen oder Hämmern, das auf irgendwelche Arbeiten hinwies und ein omnipräsentes tiefes Tuckern, alles irgendwie weit weg und verhallt.

All das war mir in meiner ersten Wachphase nicht aufgefallen, deswegen nahm ich an, dass es Nacht gewesen sein musste, als ich erwachte.

Und dann hatte ich wieder geschlafen.

Es musste also der nächste Tag angebrochen sein.

Oder der Übernächste.

Keine Ahnung.

Meine Gedanken richteten sich wieder auf Wanda und Mariam. Ich konnte nur hoffen, dass Wanda einen Weg gefunden hatte, an Medikamente zu kommen oder Mariam sonst wie zu helfen.

Noch während ich all meine hilflosen Gedanken dachte, drangen Geräusche durch das Metall der Tür, näher diesmal.

Hektisches Trappeln von Füßen, die irgendwo in der Nähe meines Gefängnisses zum stehen kamen. Ein Mann und eine Frau den Stimmen nach, aber einzelne Worte konnte ich nicht auseinanderhalten. Dann prallte etwas

Schweres gegen die Tür, die einen hohlen, dumpfen Klang von sich gab. Jemand stöhnte. Für einen Moment drang ein schwächlicher Streifen Licht in die Dunkelheit meiner Zelle und ich konnte sehen, dass ich die ungefähre Abmessung der Tür richtig eingeschätzt hatte. Ein wenig Geraschel, ein paar weitere, heiser geflüsterte Worte, dann begannen langsame, schwache Schläge die Metalltür zum Zittern zu bringen. Innerhalb von zwei Minuten steigerten sich die Frequenz und Stärke der Erschütterungen, unterdrücktes Keuchen gesellte sich hinzu und wurde lauter, bis die beiden ihren hektischen, heimlichen Akt beendet hatten.

Dann ein kurzer Moment der Stille, wieder leise, unverständlich gemurmelte Worte, das erneute Rascheln, als sie ihre Kleidung wieder in Ordnung brachten - dann entfernten sich die Schritte wieder, diesmal aber in unterschiedliche Richtungen.

Während ich Zeuge dieses kleinen Intermezzos gewesen war, hatten sich immer wieder Bilder von Wanda in meinen Kopf geschlichen, und es war mir nur teilweise gelungen, sie zu verdrängen. Bisher hatte sie nur wenig persönliches Interesse an mir gezeigt.

Ich war da, sie war da, Mariam war da und ansonsten nur eine feindliche Außenwelt, die kaum so etwas wie romantische Gefühle zuließ. Und von den schrecklichen Erfahrungen, die Wanda in ihrer Gefangenschaft gemacht hatte, brauchte man gar nicht erst zu reden. Sollte Mariam ihr Fieber nicht überlebt haben, würde Wanda vermutlich keinen Gedanken an mich verschwenden, sondern annehmen, ich sei tot oder habe sie schlicht und einfach zurückgelassen.

Ballast abwerfen und weiter ziehen.

Vor kurzem noch hätte ich das wahrscheinlich sogar getan.

Ich selbst war mir nicht sicher, warum ich überhaupt darüber nachdachte.

Was kümmerte es mich, was Wanda von mir hielt?

Irgendwie aber waren wir durch die Ereignisse dennoch miteinander verbunden.

Zumindest schien ich das zu hoffen.

Ich zwang meine Gedanken, zu dem unbekannten Pärchen zurückzukehren. Wo ging man, hin wenn man einige Minuten ungestört sein wollte, in einer Situation wie dieser, in einem improvisierten Lager, das vor Leben nur so zu strotzen schien und das sich dennoch in einem unbestimmten, permanenten Kriegszustand mit der Welt außerhalb befand?

Man ging an einen Ort, der etwas abgelegener war. Der etwas abgelegener

war, aber nicht so weit abgelegen, dass man Gefahr lief, von irgendetwas oder irgendjemandem von außerhalb attackiert zu werden. An einen Ort innerhalb des von Ivans Leuten kontrollierten Bereiches auf jeden Fall.

Sie waren in verschiedene Richtungen von meiner Zelle weggegangen und die Tatsache, dass sie sich hier geliebt hatten - falls es sich um einen Liebesakt gehandelt hatte, und nicht um einen Deal für besseres Essen oder so etwas - ließ für den Moment nur darauf schließen, dass sich meine Zelle in irgendeinem Gang abseits befand, der vermutlich einige Meter von der Tür entfernt einen Knick machte und auf diese Weise vor unerwünschten Blicken schützte.

Weiterhin war es sehr unwahrscheinlich, dass während des gesamten Vorgangs ein Wachposten neben meiner Zellentür gestanden und den beiden zugesehen hatte ... es sei denn, es handelte sich bei dem Mann um eben diesen Wachposten, der nun den Gang auf und ab patrouillierte ... aber nein, dazu war er schon zu lange weg.

Oder?

Würden die beiden wieder hierher kommen?

Ich schlang meine Arme um den Oberkörper. Mir war kalt. Eventuell könnte ich mit ihnen Kontakt aufnehmen und sie dazu bringen, mich hier raus zu lassen. Aber was konnte ich ihnen schon bieten, mit nichts am Leib außer meiner Hose und einem verdreckten T-Shirt?

Die Tür saß offensichtlich ein winziges Bisschen locker im Rahmen, dass hatte der schwache Lichtschein bewiesen, den die beiden verursacht hatten, als einer von ihnen, vermutlich mit dem Rücken, am Anfang des kurzen Liebesspiels hart dagegen geprallt war.

War das vielleicht ein möglicher Ansatzpunkt für eine Flucht?

Eine kurze Überprüfung der Tür mit den Händen brachte ein ernüchterndes Ergebnis. Ohne Werkzeug konnte ich an der Tür herumhantieren, bis ich schwarz wurde.

Keine Chance.

Die Zeit verging elend langsam. Irgendwann ebbten die Geräusche des Lebens um mich herum nach und nach ab und es wurde ruhiger.

Ein weiterer Tag verloren, ein weiterer Tag voll Ungewissheit.

Die letzten paar Stunden war ich im Kreis in meiner Zelle herum gelaufen, eine Hand locker an der Wand. Der Kontakt mit dem kalten Beton schien mich irgendwie zu beruhigen und die Gedanken schossen weniger schnell durch meinen Kopf.

Ich musste wach bleiben. Wach bleiben und lauschen. Wann hatte man mir zu essen gebracht?

Ich konnte es nicht sagen.

Falls ich doch wieder einschlafen würde, musste ich mir das Essen, sofern man mir erneut etwas bringen würde, besser einteilen, denn ich hatte inzwischen wieder Hunger bekommen und langsam aber sicher freundete ich mich auch mit dem Gedanken an, den Eimer zu benutzen, was ich bisher so gut es ging hinausgezögert hatte.

Ich ging noch eine Weile im Kreis herum. Dann überprüfte ich tastend und mit großer Sorgfalt die Länge meiner Fingernägel. Dann die der Zehennägel. Anschließend versuchte ich, die Anzahl von Gelenken in meinem Körper festzustellen. Dann versuchte ich mir die Zeit damit zu vertreiben, mir Barthaare auszureißen, und versuchte, auch sie zu zählen. Ich fragte mich, wie lange ich meine Inhaftierung wohl noch aushalten konnte. Irgendwann schlief ich wieder ein.

Ich erwachte, als die schwere Tür mit einem metallischen Geräusch aufschwang und sich die Gestalt Stummelzahns vor dem gleißend hellen Licht, das meine Augen so plötzlich malträtierte und zum Tränen brachte, im Rahmen abzeichnete. Er kam naserümpfend herein und warf einen beiläufigen Blick auf den Eimer. Hinter ihm im Gang konnte ich die verschwommenen Silhouetten von mindestens drei weiteren Männern und einer Frau erkennen.

So viele.

Zu viele.

«Der Ivan will dich sehn, steh auf!» Er war jetzt näher gekommen, stand nur einen Schritt weit entfernt, was mich dazu zwang, zu ihm aufzublicken. Ich rappelte mich hoch und streckte mich.

Hinter Stummelzahn hatten zwei von Ivans Jungs mit den Armbinden die Zelle betreten und beobachteten mich aufmerksam, die Hände an den Pistolen am Gürtel. Ich bemühte mich, so harmlos wie möglich auszusehen. Schulterzuckend und nickend drückte ich mein stummes Einverständnis aus.

Stummelzahn ging voran, und ich konnte seine Alkoholausdünstungen riechen. Ivans Jungs nahmen mich in die Mitte und ein Dritter, ein blonder, großer Kerl um die vierzig, der vor der Zelle gewartet hatte, bildete das Schlusslicht.

Mit meiner Einschätzung der Lage meines Gefängnisses hatte ich halbwegs

richtig gelegen. Als ich einen schnellen Blick nach hinten, an dem Blonden vorbei warf, konnte ich erkennen, dass der Gang noch mindestens fünfzig Meter weiter vom Zentrum des Lagers wegführte, bevor die Beleuchtung schwächer wurde und schließlich ganz erlosch.

Ich wurde in die entgegengesetze Richtung dirigiert, und bereits nach einigen Metern machte der Gang einen scharfen Knick nach links, bevor er nach weiteren fünfzig Metern auf eines der unterirdischen Gleise traf, auf denen Ivan die Versehrten, seine «Schutzis», untergebracht hatte.

Ich wurde durch die Menge geleitet und musste aufpassen, mit meinen unbeschuhten Füßen nicht in irgendwelchen unappetitlichen Dreck zu treten oder über eine der Gestalten zu stolpern, die, obwohl es, den hoch frequentierten Kochstellen nach zu schließen, vermutlich Mittag war, noch hier und da mitten auf dem ehemaligen Bahnsteig lagen. Entweder schliefen sie tatsächlich noch, oder waren nicht in der Lage, sich aus eigener Kraft zu bewegen. Dieses Menschengewimmel stellte bereits nach den wenigen Tagen der Isolation eine gehörige Reizüberflutung für mich dar.

Leise Gespräche, Gemurmel, Lachen, Wimmern, Flüche, asthmatisches Husten - all das verschmolz zu einer Kakophonie dreckigen Lebens, und der Geruch von Exkrementen, offenen Wunden, Hautkrankheiten und Krebserkrankungen, gepaart mit dem Duft von kochendem Eintopf und über kleinen Feuerstellen aufgewärmten Konserven, sorgte dafür, dass ich froh war, grob die Treppe hinauf gestoßen zu werden, hoch in die, nach der klaustrophobischen Enge hier unten, fast schon gigantisch anmutende Bahnhofshalle.

Ich sog die vergleichsweise frische Luft tief in meine Lunge und ließ meinen Blick ein zweites Mal über das Zentrum von Ivans Lager schweifen. Jetzt erst nahm ich wahr, dass nicht nur Zelte aufgestellt worden waren um den einzelnen «Abteilungen», also dem Krankenzelt und den Werkstätten Raum zu geben, sondern dass auch die Räumlichkeiten der ehemaligen Ladengeschäfte, die den Bahnhof zur Stadt hin abgrenzten und deren Glasfronten mit Trümmern und Holzteilen verrammelt waren, teilweise von Ivans Leuten genutzt wurden und nahezu überall hektisch anmutendes, aber dennoch gut organisiertes Treiben zu beobachten war.

Ich war sicher, immer noch nicht alles gesehen oder verstanden zu haben, was hier vor sich ging, als wir schließlich vor Ivans Zelt ankamen.

Zwei Dinge fielen mir dennoch auf. Ivans Rotärmel waren heute deutlich besser bewaffnet, als bei meinem Eintreffen. Ungefähr jeder dritte von ihnen

trug ein Sturmgewehr am Riemen über der Schulter. Ivan musste Leute in die Tunnel geschickt haben, um die Waffen von dort holen zu lassen. Schließlich hatte ich ja den Tunnel unbeschadet durchquert und so bestand folglich wenig Gefahr für Ivans Leute. Die andere Sache, die mir auffiel, war Folgende: Das tieffrequente Brummen, das mir schon öfter aufgefallen war, kam offensichtlich von zwei alten, rot-weißen Loks der Deutschen Bahn die - vermutlich um die Lärm- und Abgasbelästigung in Grenzen zu halten - weit hinten auf den Gleisen standen, gerade eben noch unter der gigantischen, löchrigen Kuppel, die die Bahnhofshalle überspannte.

Von den Loks führte eine aberwitzige Kabelkonstruktion zu den einzelnen Zelten. So also versorgte Ivan sein Lager mit Strom. Ob diese Loks über serienmäßige Generatoren verfügten, oder ob Ivans Techniker Hand angelegt hatten, konnte ich mit meinem begrenzten technischen Wissen nicht sagen. Allerdings hoffte ich für die Leute hier, dass es ausreichend Diesel gab, um sie über den nahenden Winter zu bringen.

«Hör´auf zu trödeln, Du Penner! Weiter!»

Stummelzahn riss mich abrupt aus meinen Beobachtungen, als er mich anwies, endlich weiter zu gehen und Ivans Zelt zu betreten.

Im Zelt war es dämmrig, wie üblich, und als wir eintraten, wobei uns nur der Blonde, der sich die ganze Zeit über hinter mir gehalten hatte, begleitete, während die beiden Rotärmel, die mich flankiert hatten, ihre Aufgabe dem Anschein nach als erledigt betrachteten und draußen blieben, traute ich meinen Augen nicht.

Ivan saß nicht auf seinem thronartigen Stuhl, sondern an dem Tisch, der jetzt mittig im Zelt stand. Auf dem Tisch war ein wahres Festmahl angerichtet. Er blickte mir entgegen und lächelte ein breites Lächeln, als unsere Augen sich trafen.

Aber das war es nicht, was mich so schockierte.

Rechts neben Ivan saß, angespannt und verkrampft und mit einem violetten Veilchen im Gesicht - Wanda.

Wirre Gedanken rasten durch meinen Kopf. Am Rande bemerkte ich, dass die vier Männer von Ivans Leibwache, die sich an der Rückwand des

vorderen Bereiches des Zeltes postiert hatten, sich strafften und mich aufmerksam beobachteten.

Ich zwang mich zur Ruhe und ließ meinen Blick noch einmal betont langsam durch den Raum schweifen.

Ivans furchiges Gesicht lächelte mich immer noch an, sein massiger Körper signalisierte absolute Selbstsicherheit, als er großspurig auf den Platz ihm und Wanda gegenüber deutete. Stummelzahn hatte sich zu mir herumgedreht, und grinste mich hämisch an.

«Was `ne Überraschung, was?», nuschelte er.

Den blonden Kerl hatte ich nicht im Blickfeld, ich nahm aber an, dass er hinter mir genauso aufmerksam und angespannt auf meine Reaktion wartete, wie die übrigen von Ivans Jungs.

Während ich mich langsam die wenigen Meter vom Zelteingang zu dem mir angebotenen Platz bewegte, konnte ich sehen, dass man Wanda um ihr rechtes Handgelenk einen Strick gebunden hatte, der, sich locker schlängelnd, irgendwo unter dem Tisch verschwand.

Ihr Blick suchte meinen, und in ihren Augen konnte ich Wut, Schmerz und auch ein klein wenig Angst lesen.

«Wo ist Mariam?», fragte ich Wanda und Ivan gleichermaßen, während ich mich setzte. Ich hatte den ersten Schock verdaut und versuchte jetzt, der Situation so kühl wie möglich gegenüber zu treten.

«Sie haben sie mitgenommen», antwortete Wanda mit einer unbestimmten Geste ihrer freien Hand.

«Gustav kümmert sich um sie», kam es von Stummelzahn, der gerade im Begriff war, sich ebenfalls zu setzten, aber durch einen bösartigen Blick Ivans davon abgehalten wurde und sich dann mit gesenktem Kopf irgendwo hinter mich zurückzog. Man konnte seine kindliche Enttäuschung förmlich spüren, und fast hätte ich gelächelt.

Kein Festmahl für dich, mein Freund!

«Dem Kind geht es gut.»

Ivan gab sich jetzt väterlich und wohlwollend.

«Gustav ist Arzt, und er wird alles tun, damit es dem Mädchen besser geht.»

Dann fügte er hinzu:

«Du siehst, Du stehst in meiner Schuld, was?»

Langsam wurde mir klar, dass Ivan etwas von mir wollte. Und er war bereit, Wanda und Mariam als Druckmittel einzusetzen, um es zu bekommen.

Ich wusste, dass ich beileibe nicht in einer Position war, in der ich verhandeln konnte. Dennoch erwiderte ich, so unbeeindruckt es ging:

«Das sehen wir, wenn sie wieder auf den Beinen ist. Sollte sie es nicht schaffen, Ivan, werde ich alles tun, um Dich dafür bezahlen zu lassen, dass Du mich davon abgehalten hast, ihr die Medikamente zu bringen.»

Eine leere Drohung, bar jeder Chance auf Verwirklichung.

Aber trotzdem.

Ich wusste natürlich, dass das Mädchen am Ende hier im Lager wahrscheinlich die besseren Überlebenschancen hatte, zumindest wenn es der Wahrheit entsprach, was Ivan sagte und dieser Gustav tatsächlich ein Arzt war.

Ich konnte nicht sicher sein, ob die Medikamente und mein und Wandas guter Wille alleine ausgereicht hätten, um Mariam zu helfen.

«Jajaja... hör zu», kam es von Ivan.

«Ich habe ´ne Weile nachgedacht, und Du hast vielleicht sogar ein wenig Recht, wenn Du sagst, dass ich hier Hilfe brauchen könnte. Deswegen ...»

Er kippte ein halb gefülltes Wasserglas mit einer klaren Flüssigkeit hinunter und schüttelte sich kaum merklich. Dann begann er langsam um den Tisch herum zu laufen.

«... habe ich mich entschlossen, Deine Geschichte zu überprüfen. Und siehe da ...»

Er lachte kurz und legte eine seiner Bärenpranken auf Wandas Hinterkopf, die sich unwillkürlich ein wenig wegduckte und dann den Kopf drehte und ihn funkensprühend anblitzte.

«... meine Leute haben die hier ...»

Er gab ihrem Kopf einen leichten Schubs zur Seite und nutzte seine Pranke dann, um sich sein Glas wieder aufzufüllen.

«... und dein Mädchen gefunden. Ich bin sehr, sehr glücklich, dass Du mich nicht belogen hast. Wäre wirklich schade um dich gewesen.»

Ich sagte nichts. Stattdessen legte ich meinen Zeigefinger unter mein linkes Auge, und Ivan verstand.

«Ach, das Veilchen ... Das tut mir selbstverständlich ungemein Leid, aber manchmal wissen Frauen einfach nicht, was gut für sie ist, und dann muss man sie eben überzeugen.»

Seine Augen funkelten bösartig, als er lachend hinzufügte:

«*Bisher* haben wir sie übrigens nur zum Mitkommen bewegt - und zu nichts anderem.»

Ich sagte weiterhin nichts, sondern schaute Wanda an, die mir den Wahrheitsgehalt von Ivans Aussage mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken bestätigte.

Immerhin.

Ich wartete, bis Ivan fortfuhr.

«Nun, weißt Du ... es gibt ein paar Dinge die ... erledigt werden müssen. Dinge, die für mich und meine Leute ...»

Einmal mehr die allumfassende Geste, bevor wieder mir gegenüber Platz nahm.

«... notwendig sind, damit es allen hier weiterhin gut geht. Wie Du ja selbst schon gesagt hast - ich kann mich nicht um alles selbst kümmern, so gerne ich das auch würde. Und außer dem hier ...»

Er zeigte mit seinem fleischigen Finger hinter mich, wo ich den Blondschopf vermutete.

«... haben meine Leute tatsächlich relativ wenig Eigeninitiative, womit ich eigentlich sagen will, die meisten sind entweder zu dumm, zu kapputt oder zu krank, um sie mit etwas schwierigeren Aufgaben zu betrauen ... bewach´ die Brücke, lass hier keinen durch … sowas klappt recht gut. Aber einen Befehl wie: Nimm dir ein paar Leute und schau mal, ob Du es hinkriegst, aus den Tankstellen der Umgebung noch ein wenig Diesel rauszuholen, und wenn nicht, dann klau das Zeug irgendwo, ohne dass Du hierher zurück verfolgt wirst - sowas ist mit den Jungs unbeaufsichtigt nicht zu machen.

Und das mit dem Diesel ist nur ein kleines Beispiel der schwierigeren Aufgaben, die hier anfallen. Genau genommen hat Rolf hier ...»

So musste der Blonde wohl heißen, denn er zeigte wieder hinter mich.

«... das mit dem Diesel schon sehr gut erledigt. Rolf weiß genau, warum er tut, um was ich ihn bitte. Er weiß, dass Sicherheit nur durch Masse zu erreichen ist ... je größer die Gruppe, desto sicherer ist der Einzelne. Deswegen müssen wir alle hier gut füttern. Deswegen brauchen wir eine Hierarchie, an deren Ende jemand steht, der die wichtigen Entscheidungen schnell und richtig treffen kann. Und dieser jemand ...»

Erläuterte er unnötigerweise.

«... bin ich. Und damit ich die richtigen Entscheidungen treffen kann, muss ich von den niederen Aufgaben freigehalten werden. Du nun hast bewiesen, dass Du was im Köpfchen hast, und die da ...»

Er gab Wanda wieder einen Schubs.

«... und das Kind ... die sind ganz offensichtlich Deine Motivation.»

Er grinste wieder.

«... und gleichzeitig sind sie meine Versicherung, dass Du Dich auch wirklich nach Kräften bemühen wirst, alle Dir übertragenen Aufgaben zu meiner vollsten Zufriedenheit auszuführen. Verstehst Du, was ich dir sage?»

Ich verstand es sehr gut. Er brauchte jemanden für seine Drecksarbeit. Ein Teil von mir wollte einfach aufspringen und diesen widerlichen, selbstgefälligen Mann mit bloßen Händen erwürgen. Aber zwei Dinge hielten mich davon ab. Zum einen die Anwesenheit seiner Leibwächter, und zum anderen begriff der logische Teil meines Wesens Folgendes: Wenn mir auch seine Methoden zutiefst zuwider waren - mit einigen Dingen hatte Ivan Recht.

Man brauchte eine große Gruppe, um in relativer Sicherheit leben zu können, zumindest hier und heute. Und man musste diese Gruppe hegen und pflegen. Und wenn diese Gruppe eine gewisse Größe überschritten hatte, brauchte man tatsächlich eine Hierarchie, um alles unter einen Hut zu bekommen. Auch wenn Ivan seinen Status vermutlich durch die Verteilung von Waffen, Essensrationen und Konsumgütern und der Ausübung von direkter und indirekter Gewalt sicherte, so war es ihm doch bisher offensichtlich ganz gut gelungen, seine Leute zu beschützen.

Er nutzte Wanda und Mariam als Druckmittel, um mich zur Mitarbeit zu bewegen, und ich beschloss, es mir gefallen zu lassen.

Vorerst.

Bis zum Frühjahr.

Dann werden wir sehen.

«Ich habe Bedingungen», sagte ich laut. Ivan, der versucht hatte, den Inhalt meiner letzten Gedankengänge an meinem Gesicht abzulesen, sprang brüllend auf.

«Was hast Du? Bedingungen? Du ...»

Sein Gebrüll brach plötzlich ab. Er strich seinen Bart glatt, brachte die Wodkaflasche, die er umgeworfen hatte, als er hochgefahren war, in ihre ursprüngliche Position und nahm wieder Platz. Die Wut war aus seinem Gesicht gewichen, glomm aber immer noch bedrohlich in seinen Augen. Mit betonter Freundlichkeit fragte er laut:

«Und was für ...»

Eine fahrige Geste mit den Händen.

«... Bedingungen sind das wohl?»

«Erstens: ..», fing ich an, ohne den Ivan anzusehen.

«... Wanda und Mariam werden nicht in einem dieser Zelle eingesperrt, in die Du mich gesteckt hast, und sie werden auch nicht auf den U-Bahngleisen untergebracht. Sie bekommen ein eigenes Zelt und werden von Dir und Deinen Leuten in Ruhe gelassen. Zweitens: Ich will meine Sachen wieder haben, die Armbrust, mein Messer und so weiter. Drittens: ...»

Und jetzt pokerte ich hoch.

«... ich will mich hier frei bewegen, ohne dass irgendwelche Aufpasser mir permanent hinterhertappen. Viertens: Du wirst mir jetzt einige Fragen beantworten. Es gibt noch viel, was ich über diesen Ort wissen muss, um dir von Nutzen sein zu können, und ...»

Ich brach ab. Mir fiel nichts mehr ein und ich verwünschte mich dafür. Fast hätte es geklappt, das Zurschaustellen von Selbstsicherheit.

Einige Sekunden lang schaute Ivan mich schweigend an. Der gefährliche Glanz in seinen Augen war immer noch vorhanden und in seinem Kopf arbeitete es.

«Erstens: ..», sagte er dann. «... ja, die zwei bekommen ein eigenes Zelt hier oben, als Vertrauensbonus so zu sagen. Aber dir wird doch hoffentlich klar sein, dass es die beiden sind, die für jeden Fehler, den Du machst, bezahlen werden? Sie werden ein schönes großes Zelt kriegen, in dem sie sich für´s Erste erholen können. Außenrum werden Wachen stehen, und wenn eine von ihnen die Nase ungefragt heraus streckt, dann wird sie abgeschnitten, und anschließend werden die beiden *hier* ...»

Er deutete hinter sich auf den abgetrennten Teil seines Zeltes, in dem sich seine Privaträume und wahrscheinlich auch sein kleiner Harem befanden.

«... bleiben. Bei mir. Zweitens: Ja, Du kriegst Deine Waffen und den anderen Kram wieder - aber ganz sicher nicht hier drinnen. Du bekommst Deine Sachen nur außerhalb des Lagers. Hier drinnen wirst Du keine Waffen tragen, und wenn Du mit einer erwischt wirst, werden die Damen ebenfalls bei mir ... *einziehen*. Der da ...»

Er deutete auf Stummelzahn.

«... wird deinen Kram in Verwahrung nehmen. Er wird ihn Dir aushändigen, wenn Du nach draußen gehst und dafür sorgen, dass Du ihn wieder abgibst, wenn Du ihn nicht mehr brauchst.»

Stummelzahn nickte tapfer, fühlte sich aber sichtlich unwohl bei der ganzen Sache. Man hatte ihm so eben Verantwortung übertragen.

Gefiel ihm nicht.

«Drittens: Frei bewegen fällt aus. Solange ich keine Klagen höre, kannst

Du bei den beiden im Zelt schlafen. Ansonsten wirst Du immer und überall im Lager von zwei Jungs begleitet werden, damit Du keinen Blödsinn anstellst. Wenn du etwas brauchst, kannst Du es ihnen sagen. Viertens: Ich beantworte keine Fragen, aber ich werde dir natürlich alle Informationen geben, die ich für die Erfüllung der jeweiligen Aufgabe für nötig halte.»

Okay, er gab also den Eisernen, aber ich war schon froh, vorläufige Sicherheit für Wanda und Mariam versprochen bekommen zu haben. Den Rest an Vertrauen und Privilegien würde ich mir wohl verdienen müssen.

Kommt Zeit - kommt Rat.

Zum Zeichen meines Einverständnisses nickte ich lediglich.

Wanda, die die ganze Zeit über starr auf die Tischplatte geblickt hatte, hob mit einem Mal den Kopf.

«Wenn die *Herren* dann soweit sind, will ich jetzt zu Mariam.»

Nicht laut, aber klar und deutlich.

Ivan drehte seinen Kopf in ihre Richtung, nahm betont langsam einen Schluck aus seinem zwischenzeitlich wieder gefüllten Wasserglas.

Honigsüß sagte er:

«Natürlich meine Liebe. Geht nur!», und wedelte uns lächelnd aus seinem Zelt hinaus. Wanda, die im Gegensatz zu mir keine Anstalten gemacht hatte aufzustehen, hob demonstrativ ihr gefesseltes Handgelenk und sah Ivan auffordernd an.

«Ohje... wie konnte ich das nur vergessen?»

Überraschend sanft nahm er ihre Hand in seine riesige Pranke und ich konnte sehen, dass Wanda sich zusammen reißen musste, um sich ihren Widerwillen nicht anmerken zu lassen.

Mit der anderen Hand nahm Ivan ein Messer von dem mit Speisen überladenen Tisch und fuhr damit die Innenseite ihres ausgetreckten Unterarms von der Armbeuge aus abwärts, in Richtung des Strickes, wobei die Spitze des Messers eine gerötete Linie hinterließ, ohne Wandas Haut tatsächlich zu ritzen.

Dann packte er ihre Hand fester, Wanda keuchte auf und Ivan durchtrennte den Strick mit einer schnellen, präzisen Bewegung.

Wanda war aufgesprungen, noch bevor die losen Enden ihrer Fessel die Tischplatte berührten und für einen Moment befürchtete ich, dass sie auf Ivan losgehen wollte.

Ich brauchte eine Sekunde, um erleichtert zu bemerken, dass dies nicht der Fall war.

«Hat Feuer, das Miststück. Bringt die beiden jetzt zu ihrem Mädchen», gab Ivan Anweisung und grinste.

Wanda schnaubte verächtlich, ging um den Tisch herum und wir verließen das Zelt in Begleitung von zwei Rotärmeln, während Rolf sich anschickte, meinen Platz am Tisch einzunehmen und sich Ivan gegenüber hinzusetzen. Während wir hinaus gingen, konnten wir hören, wie Ivan die verbleibenden Rotärmel anwies, ein neues Zelt aufzubauen.

Wir gingen nebeneinander und unter den aufmerksamen Augen unserer Bewacher und der Umstehenden schnurstracks auf das Lazarettzelt zu, vor dem eine weitere Wache mit roter Binde am Arm stand und uns mit mildem Interesse entgegensah.

Nachdem wir bestätigt hatten, dass wir, wie die Wache schon erwartet hatte, zu dem «neuen Mädchen» wollten, wurde uns der Zutritt gewährt.

In dem Zelt gab es acht Liegen, die offensichtlich aus Krankenwagen geplündert worden waren, und drei *echte* Krankenbetten. Vier der Liegen waren belegt. Ein Mann um die sechzig hatte wohl kürzlich eine Beinamputation über sich ergehen lassen müssen und starrte mit von Schmerzmitteln glasigen Augen an die Decke. Nebeneinander, auf der anderen Seite des Ganges, den die Liegen bildeten, lagen zwei offensichtlich schwangere junge Frauen, die ihr Getuschel unterbrachen, als wir eintraten.

Als wir weiter in das Innere des Zeltes vordrangen, warf ich noch einen Blick auf den vierten Patienten. Es war ein Junge, der so wie es aussah eine Auseinandersetzung mit einem oder mehreren wilden Hunden gerade eben so überstanden hatte.

Er schlief.

«Mariam?», rief Wanda fragend. Aus einem der hinteren Krankenhausbetten, unter einer dicken Daunendecke hervor, kam ein leises:

«Hier, ich bin hier.»

Ich war unglaublich erleichtert, Mariams Stimme zu hören, und Wanda und ich stürzten augenblicklich auf das Bett zu. Da lag sie, blass, verschwitzt, ängstlich, aber wach und bei Verstand.

Als sie Wanda und mich sah, begann sie leise zu weinen und griff nach Wandas Hand. So standen wir gut zehn Minuten, bis von hinten jemand an mich herantrat und sachte meine Schulter berührte.

Ein großer, schlanker Mann in einem weißen Kittel, den er über seiner Kleidung trug, um die fünfzig vielleicht, mit schütter werdendem, lockig-

braunem Haar und einer wohl schon mehrfach selbst geflickten, schmalen Brille stand hinter mir.

«Ich bin Gustav», sagte er. Inzwischen hatte Wanda sich auf den Rand des Bettes gesetzt, streichelte Mariams kleinen Kopf und sah mich und Gustav aufmerksam an.

«Es geht der Kleinen soweit gut», sagte Gustav, während er meine Hand schüttelte, was mich gelinde gesagt ein wenig aus dem Konzept brachte.

Gustav, der meine Überraschung ob dieser Geste bemerkte, schmunzelte und meinte augenzwinkernd:

«Ach, an irgendwas muss man heutzutage ja festhalten, und Umgangsformen sind sicher nicht das Schlechteste. Oder?»

Etwas verlegen stimmt ich ihm zu und er kam zurück zum Punkt.

«Also, das Mädchen hat immer noch hohes Fieber und ist dehydriert, aber in ein paar Tagen werden wir sie wieder aufgepäppelt haben. Ich habe ihr etwas gegen die Entzündung gegeben und werde ihr gleich noch ein leichtes Schlafmittel einflößen. Schlaf ist immer noch die beste Medizin.»

Er zeigte auf die freien Liegen.

«Sie können heute hier schlafen ..», meinte er.

«... und ich checke sie beide ...»

Er blickte uns nacheinander an, und blieb dabei kurz an dem Bluterguss in Wandas Gesicht hängen.

«... auch noch gründlich durch. Wir wollen ja nicht, dass sie uns irgendwelche Seuchen oder Ungeziefer ins Lager schleppen, nicht wahr?»

Wir nahmen sein Angebot an. Als Mariam dank des Narkotikums schnell wieder eingeschlafen war, bat Gustav jeden von uns knapp und sachlich hinter einen Sichtschutz, der aus einigen an Leinen aufgehängten Säcken, wie man sie früher für Gartenabfälle verwendet hatte, improvisiert war, und untersuchte uns rasch und gründlich.

Während er meine alten und neueren Verletzungen begutachtete, plauderte er belangloses Zeug, aber es war mir nicht unangenehm.

Diese Form von Ablenkung hatte ich vor dem Krieg schon bei anderen Ärzten beobachtet. Sie schien irgendwie zum medizinischen Standardrepertoire zu gehören.

Softskills nannte man das damals ... oder so ähnlich. Falls ja, dann hatte er welche.

Als er mit seiner Untersuchung an meinem Knöchel ankam, brach der säuselnde Strom harmloser Worte ab.

«Das würde ich morgen gerne nochmal röntgen.»
«Was ... Röntgen?»
Als er den Unglauben in meinem Gesicht wahrnahm, sah er für den Hauch einer Sekunde aus, als sei er um zwanzig Jahre gealtert. Dieser Gesichtsausdruck verflog aber augenblicklich wieder und sein gewohntes Lächeln kehrte zurück.
«Ja, der Ivan nimmt es sehr genau mit der Gesundheit seiner Leute. Ich habe hier fast alles, was man braucht. Wir müssen Ivan sehr dankbar sein.»
Ich stimmte ihm der Höflichkeit halber zu, gab mich beeindruckt vom Lebensstandard hier im Lager, aber den Moment, in dem die Maske der sorglosen Fröhlichkeit gefallen war, vergaß ich nicht.
Als er mich entließ, nahm er mir das Versprechen ab, morgen zum Röntgen wieder vorbei zu kommen.
Ich wartete an Mariams Bett, während der Arzt sich Wandas Blessuren widmete, und versuchte erfolglos, das Gespräch der beiden zu belauschen. Mariam schlief tief und fest, und inzwischen war ich sicher, dass ich mit dem Verlauf der Dinge halbwegs zufrieden sein konnte.
Mariam würde leben, Wanda hatte zwar ein blaues Auge, aber vor Degenerierten und wilden Hunden war sie hier so sicher, wie man nur sein konnte.
Wie die Dinge mit dem Ivan laufen würden, würde sich zeigen.

Die nächsten Tage verliefen so entspannt, dass es mich fast wahnsinnig machte. Das Röntgen meines Knöchels, das nicht im Lazarettzelt stattfand, sondern in einem separaten Zelt, das sich auf den Gleisen nahe an den tuckernden Diesel-Loks befand, ergab, dass nichts gebrochen war.
Gustav sagte etwas von Entlastung, schiente den Fuß dennoch und verordnete mir Ruhe. Mariam erholte sich innerhalb von drei Tagen komplett und zog dann vom Lazarettzelt in das Zelt, das Ivan für uns hatte aufstellen lassen. Wanda und ich verbrachten die Zeit bis dahin, in dem wir uns von den Dingen berichteten, die sich ereignet hatten, seit ich an jenem Morgen aufgebrochen war.
Sie und Mariam waren früh morgens von einem Dutzend von Ivans Jungs, die offensichtlich von Rolf angeführt worden waren, umstellt und überwältigt worden.
Im Verlauf des kurzen Handgemenges hatte Wanda die Beinamputation des Mannes, den wir in Gustavs Zelt gesehen hatten, mit Hilfe eines Beiles -

vielleicht dasselbe, das ich geworfen hatte, als die Degenerierten das Haus gestürmt hatten - schon zur Hälfte durchgeführt, sodass Gustav wohl nicht einmal mehr den Knochen durchtrennen musste. Der Typ hatte das Pech gehabt, ihr als erster zu nahe zu kommen, aber Rolf hatte daraufhin seine Männer so geschickt befehligt, dass sie keinen weiteren Schaden unter ihnen hatte anrichten können und sie war überwältigt worden ohne eine Verletzung davon zu tragen, wenn man von dem Veilchen absah.

Sie wirkte fast so, als würde sie sich dafür schämen.

Schmunzelnd wies ich sie drauf hin, dass es alles in allem schlimmer hätte kommen können, bereute es aber sofort, als mir klar wurde, dass Wanda gerade erst aus einer Gefangenschaft befreit worden war und sich nun schon wieder in einer befand, auch wenn sich diese - auf den ersten Blick zumindest - deutlich zivilisierter und angenehmer gestaltete als die vorherige.

Irgendwann war alles erzählt.

Auch eine Frage, die mir die ganze Zeit über im Hinterkopf herum gespukt hatte, war von Wanda beantwortet worden. Ich hatte mich gefragt, ob Wanda nicht, wie verabredet, selbst versucht hatte, Medikamente für Mariam aufzutreiben, nachdem ich nicht zur ausgemachten Zeit wieder zurückgekehrt war.

Wandas Erklärung war simpel.

Kurz nachdem ich aufgebrochen war, tauchte ein großes Rudel wilder Hunde in der Sackgasse auf und hatte begonnen, das Haus zu belagern, nachdem die Leichen der Degenerierten jenseits des Zaunes verzehrt worden waren. Wanda nahm an, dass sie Thomas´ Leiche riechen konnten.

Einer von ihnen, offensichtlich der Rudelführer, war verletzt gewesen und besonders bösartig. Er hatte mehrmals in wilder Raserei den Zaun attackiert und es sogar einmal fast darüber geschafft. Erst das Erscheinen von Ivans Leuten hatte die zähnefletschende Meute zum Rückzug bewegen können. Vollständig war dieser Rückzug allerdings nicht gewesen, denn nachdem Wanda und Mariam gefangen genommen worden waren, wurde die Truppe den ganzen Rückweg zum Lager im Bahnhof von den Tieren umschlichen und verfolgt.

Wanda hatte, während sie gefesselt vorangetrieben wurde, den nervösen Worten von Ivans Männern entnehmen können, dass die Hunde ein immer größeres Problem wurden. Der verletzte Junge, den wir schlafend im Krankenzelt gesehen hatten, ließ diesen Eindruck glaubhaft erscheinen.

Von Gustav, der Mariam immer am späten Vormittag besuchte, bekamen

wir einige Bücher geliehen, aus denen wir Mariam abwechselnd vorlasen. Mit uns allerdings wechselte er nur wenige Worte. Mariam schlief immer noch sehr viel, und so reichten uns die bedruckten Seiten einige Tage. In der lesefreien Zeit beschäftigten wir uns damit, halbwegs fit zu bleiben und motivierten uns dabei mit kleinen Wettkämpfen.

Ich war überrascht, wie viel Kraft in Wandas magerem Körper steckte, und musste mich teilweise sehr anstrengen, um mit ihr mithalten zu können.

Natürlich besprachen wir unsere Lage und schmiedeten Pläne, nur um sie kurz darauf wieder zu verwerfen, aber bald war auch dieses Thema erschöpft, und dann hing jeder für sich seinen Gedanken nach.

Wanda schirmte ihr Innenleben nach wie vor komplett vor mir und dem Rest der Welt ab, und auch wenn sie nachts im Schlaf zuckte und wirre Worte von sich gab, war ihr Gesicht tagsüber die meiste Zeit eine undurchdringliche Maske.

Kontakt zum Rest des Lagers hatten wir nicht.

Das Essen wurde zu uns gebracht, und das Zelt verlassen durften wir nur, wenn wir die öffentlichen Toiletten des Bahnhofes aufsuchen mussten, die noch voll funktionsfähig und tipptopp in Schuss waren.

Das konnte natürlich immer nur einer nach dem anderen und stets in Begleitung von zwei Rotärmeln geschehen. Hier und da schnappten wir Gespräche um uns herum auf und es stellte sich heraus, dass die übrigen Degs aus Einhands Gruppe wohl von Ivans Patrouillen entdeckt und getötet worden waren. Einhand selbst war, mit einer oder mehreren Kugeln aus einem von Ivans neuen Sturmgewehren im Leib, die Flucht gelungen.

Schade.

Auf meinen kurzen Ausflügen zu den Toiletten gewann ich insgesamt den Eindruck, dass der Grad der Organisiertheit im Lager in den vergangenen Tagen noch weiter zu genommen hatte.

Jeder schien mit irgendeiner Aufgabe betraut und war mit Eifer dabei.

Nach fünf Tagen waren alle unsere Blessuren und größeren Verletzungen weitestgehend abgeheilt, was die aufgezwungene Untätigkeit langsam aber sicher unerträglich machte. Selbstverständlich versuchten wir weiterhin so gut es ging Pläne zu machen und die kommenden Ereignisse vorherzusagen, aber weder die Gesprächsfetzen unserer Bewacher noch die der zufällig am Zelt vorbeikommenden Passanten, die wir belauschen konnten, gaben uns Aufschluss über Geschehnisse irgendeiner Art.

Ich beobachtete von meinem Feldbett aus, wie Wanda nach ihren schnell

und präzise ausgeführten täglichen Liegestützen damit begann, Mariam in den Grundbegriffen der Mathematik zu unterrichten.

Während ich den beiden zuschaute, fragte ich mich zum tausendsten Mal, was Ivan wohl von mir verlangen könnte, und vor allem *wann* das endlich passieren würde.

Mit Wanda hatte ich leise flüsternd die Situation mehr als einmal besprochen und wir waren uns inzwischen einig, dass ich versuchen sollte, den besten Handlanger abzugeben, den Ivan sich nur wünschen konnte.

Dadurch wollten wir nach und nach Privilegien und Vertrauen gewinnen, was es uns ermöglichen sollte, entweder zu einem von uns gewählten Zeitpunkt von hier zu fliehen oder es tatsächlich so weit zu bringen, dass wir Ivan überzeugen konnten, mit uns gegen Da Silva und seine Degenerierten vorzugehen. Die kleinen Ansiedlungen und Trümmergemeinden der neuen Welt hatten nur ein Chance gegen die Degs, wenn sie sich vorbereiten konnten, am besten unter einer vereinten Führung.

Einen Fluchtversuch zum jetzigen Zeitpunkt hielt keiner von uns für durchführbar. Wir wurden zu gut bewacht und das Risiko für uns, und vor allem für Mariam, wäre einfach zu groß.

Zwar hatte ich Ivan die Geschehnisse der letzten Wochen geschildert, aber er hatte sich nicht übermäßig interessiert gezeigt. Meinem Eindruck nach schien er auch zum Glück kein religiöser Mensch zu sein, wobei man das bei Typen wie ihm nie mit Sicherheit sagen konnte.

Das Buch, das *Evangelium der Neuen Welt*, hatte ich natürlich nicht mitgenommen, als ich losgezogen war, um die Medikamente zu besorgen.

Wanda bestätigte mir, dass es sich wohl noch in unserem Unterschlupf in der Sackgasse befinden musste, denn Ivans Jungs hatten sich nicht weiter mit Plünderungen aufgehalten, nachdem sie Wanda überwältigt hatten.

«Du hast es also nicht verbrannt?»

«Nein. Du warst noch nicht fertig damit. Und es ist ein Beweis, mit dem es vielleicht einfacher ist, die Leute zu überzeugen, dass die Gefahr real ist. Dass die Degenerierten mit System handeln und nicht einfach nur irgendwelche unorganisierten Plünderer sind.»

Ich nickte.

Sie hatte Recht, und die Tatsache, dass sie diese Logik über ihre Impulse gestellt hatte, gefiel mir.

Wie auch immer, unser großes Ziel war es auf jeden Fall, Frankfurt spätestens im Frühjahr zu verlassen und uns in Richtung Vatikanstadt zu

begeben, um ein Ende mit diesem wahnsinnigen Priester zu machen.

Nach allem, was wir mit den Degs erlebt hatten, stand es für uns nicht mehr zur Debatte, uns einfach nur ein warmes Plätzchen zu suchen und zu hoffen, dass uns nichts weiter passieren würde.

Was Mariam anging, waren wir uns uneinig. Wanda wollte sie mitnehmen, was ich sehr gut verstehen konnte, denn sie hatte schon zu viele Menschen verloren, während ich dem Gedanken den Vorzug gab, sie hier, vielleicht in der Obhut von Gustav - zwar in einer quasimonarchischen Gesellschaft, aber dennoch so sicher wie möglich - zurückzulassen.

Weder Wanda noch ich hatten einen Platz, an den wir gehörten und die einzige, trostlose Alternative zu unserem größenwahnsinnigen, träumerischen Plan war es, irgendwie weiterzuleben und irgendwann, irgendwo, auf irgendeine Weise, früher oder später, zu Tode zu kommen.

Zu sterben ohne eine Spur zu hinterlassen, wie so viele vor uns.

Wenn man es genauer betrachtete, wollten wir dann aber doch zwei unterschiedliche Dinge. Wanda hatte unter den Degenerierten ungleich viel stärker gelitten als ich.

Sie wollte nicht nur die Gefahr durch die Degs neutralisieren.

Sie wollte Vergeltung.

Vergeltung für ihr eigenes Leid, für den Tod ihrer Eltern, für den Selbstmord von Thomas - und für alles andere.

Es war ein undurchdringliches Geflecht aus Schuldgefühlen und Rachegelüsten, das Wanda antrieb.

Auch ich fühlte Zorn, aber mein Zorn war weniger persönlich, mein Bedürfnis gegen Da Silva vorzugehen von einer grundsätzlicheren, logischeren Natur und auf meinen Moralvorstellungen basierend. Und in stillen Momenten, wenn ich vollauf ehrlich zu mir selbst war, dann begriff ich, dass ich einfach nur irgendeinen Sinn in meinem Dasein suchte, und unter anderem deswegen Wandas Sache zu meiner machte.

In dieser kargen, hoffnungslosen Zeit konnte so etwas Destruktives wie der Plan, ein Attentat auszuführen, durchaus etwas sein, dass Kraft zum Weitermachen gab, und Wanda und ich klammerten uns daran wie Ertrinkende an einen Strohhalm, auch wenn man das Wanda durch die stählerne Maske ihres Gesichtes hindurch niemals ansehen würde.

Aber bevor wir uns Da Silva widmen konnten, würden im Hier und Jetzt weitere Aufgaben zu meistern sein, und wir konnten bestenfalls erahnen, was die Welt um uns herum und vor allem, was der Ivan für uns bereit hielt.

Vorwelt II
Toni

Toni hatte geheult vor Schmerzen. Der Mann hatte ihn schon wieder windelweich geprügelt. Er hatte keine Ahnung wie er hieß, nur dass seine Mutter ihn von früher her kannte, aus ihrer Zeit in Rom, und dass er nicht - mit niemandem - über ihn sprechen durfte. Als seine Mutter ihm das eingebläut hatte, war ihr Gesicht so ernst gewesen, dass die Schläge eigentlich gar nicht nötig gewesen wären.

Als Toni gefragt hatte, wie er ihn nennen sollte, hatte er nur gesagt: *nenn mich Azrael.*

Azrael war einfach irgendwann aufgetaucht und seitdem hatte er das Haus nicht ein einziges Mal verlassen. Toni wusste, dass Azrael der Name eines Dämons oder so etwas war. Es war ihm nicht unpassend vorgekommen, diesen Herrn so zu nennen. Azrael hatte einen merkwürdigen Akzent. Toni konnte ihn nicht direkt zuordnen, aber er glaubte nicht, dass es sich bei dem Mann um einen Italiener handelte. Seine Mutter schlug er auch, aber das störte Toni nicht besonders. Oft hätte er es selbst gerne getan.

Vorsichtig, um sich selbst nicht durch eine unbedachte Bewegung noch mehr Schmerzen zuzufügen, zog Toni seine Kleidung wieder an. Er musste sich immer ausziehen, wenn er im Keller geschlagen werden sollte.

Irgendwie seltsam.

Er glaubte nicht, dass der Mann dasselbe fühlte, wie es Toni tat, wenn er Lucas Schwestern beim Baden beobachtete. Die Nacktheit musste einen anderen Grund haben.

Überhaupt war der Mann sehr seltsam. Er las seltsame Bücher und hatte seltsame Ansichten, die er vehement vertrat, und es nicht duldete, wenn man ihnen widersprach. Für italienische Lebensart, für Fußball und die Kirche schien er nur Verachtung übrig zu haben. Normale Menschen bezeichnete er stets als Schafe, Pfarrer und die Kirche waren für ihn Lügner und ihr Lügengeflecht. Ständig sprach er von *Energie*, die freigesetzt werden musste.

Toni war sich nicht sicher, ob der Mann - Azrael - wirklich so viel schlauer war, als alle anderen, oder ob er einfach nur nicht ganz dicht war. Er war

schon von Anfang an herrisch und gewalttätig gewesen.

Auch Tonis Mutter bekam das zu spüren. Anders als ihm jedoch, schien es ihr nicht viel auszumachen. Toni hatte sogar den Verdacht, dass es ihr gefiel, wenn sie ausgezogen und geschlagen wurde. Anders als bei Toni hatte dieses tägliche Ritual der beiden stets sexuelle Akte zur Folge.

Immer öfter befahl der Mann, dass Toni dabei zusehen sollte. Dass er versuchen sollte, die *Energie* zu sehen, die angeblich zwischen den beiden ausgetauscht wurde, während Azrael seine Mutter fickte. Danach jedes Mal die ewig gleiche Frage: *Hast Du es gesehen? Sag, Toni, konntest Du die Energie sehen?*

Toni wusste, welche Antwort der Mann sich erhoffte, aber *Ja* gesagt hatte er bislang noch nicht. Bislang hatte er gar nichts gesehen. Nada. Nichts außer dem striemenübersäten Arsch seiner Mutter und den groben Händen Azraels, die sich in ihr Fleisch krallten, während er sie von hinten stieß. Oft musste seine Mutter geknebelt werden, weil sie sonst zu laut geschrien hätte, entweder vor Schmerz oder vor Geilheit.

Bei Azrael war das anders. Er wirkte konzentriert. Murmelte vor sich hin. Er sah eher aus wie ein Mann, der eine besonders komplizierte und anstrengende Aufgabe zu lösen hatte. Oft malte er mit dem Blut von Ratten und Mäusen, von denen es im Keller mehr als genug zu fangen gab, seltsame Symbole auf den Körper seiner Mutter, bevor er sie nahm.

Als Toni sich fertig angezogen hatte, hörte er Azrael nach ihm rufen.

Es war wohl wieder so weit.

«Ich komme gleich!», rief Toni zurück. Er beeilte sich nicht. Azrael war so böse gewesen, weil Toni die Aufmerksamkeit des Dorfpredigers auf sich und seine Mutter - und damit auch auf Azrael selbst - gezogen hatte, dass er ihn besonders hart verprügelt hatte. Für einen Augenblick hatte Toni sogar so etwas wie Angst im groben, schlecht rasierten und seltsam dreieckigen Gesicht des Mannes erkennen können.

Wovor *der* wohl Angst haben könnte?

Ein Mann wie er, groß und stark, der sich als schlauer als alle anderen betrachtete?

«Beeile Dich Toni, es ist wirklich wichtig!»

Das war die Stimme seiner Mutter gewesen. Es nervte Toni, dass sie alles gut fand, was Azrael tat. Ständig redete sie ihm nach dem Mund und wiederholte fast schon papageienhaft, was er predigte.

Ja, er predigte.

Wie der Pater.

Nur, dass es andere Dinge waren, die er sagte. Und wenn er nicht predigte, versuchte er, auf andere Art auf Toni einzuwirken. Azraels Lebensphilosophie nach musste man sich nehmen, was man wollte - egal wie groß das Risiko war. Nur ein solches Leben war eines *Gottgewordenen* würdig.

Gottgeworden.

Dieses Wort hatte Toni schon gestört, als er es zum ersten Mal im Zusammenhang mit Azraels Lebensphilosophie gehört hatte. Er gab sich den Namen eines Dämons und lehnte die Kirche ab, bezeichnete sich selbst aber mit Begriffen, die von eben jener Kirche, die er als Lügengeflecht verunglimpfte, ersonnen worden waren.

Genau genommen hatte Azrael die Probleme, die Toni mit nach Hause gebracht hatte, zu einem guten Teil selbst verursacht.

Mit seinen ewigen Reden.

Du musst ein Raubtier sein.

Du darfst keine Reue kennen.

Du musst schlauer sein als die anderen und härter zuschlagen.

Fühle keine Schuld, für keines Deiner Gelüste darfst Du Dich jemals entschuldigen.

Idiotisches Gewäsch, oder nicht?

Als er beim Abendessen erzählt hatte, wie er das Höschen von Lucas Schwester gestohlen und sich damit vergnügt hatte, hatte seine Mutter ihn gelobt. Azrael hatte nur gefragt:

«Wieso nimmst Du kleiner Idiot den Schlüpfer, wenn Du doch eigentlich das Mädchen willst?»

Dann hatte er Toni hart geohrfeigt. Als Toni erzählt hatte, dass Benno beim Fußball gefoult hatte, hatte Azrael gesagt:

«Er hat Dich betrogen. Er hat Dir den Sieg genommen. Gehe hin und nehme ihm, was ihm am meisten Freude macht.»

Dabei hatte er geschaut, als habe er gerade eine göttliche Eingebung. So ähnlich war es auch mit Pietro und Fillipe gewesen. Dennoch kam es Toni nicht ungerecht vor, für das Auftauchen des Priesters blutig geprügelt zu werden, auch wenn es Azrael gewesen war, der Toni zu seinen Aktionen ermutigt hatte. Toni war einfach nicht gut genug gewesen.

Zwar hatte Toni alles irgendwie hinbekommen, was Azrael verlangt hatte, aber er war eben offensichtlich *nicht* schlauer gewesen als alle anderen.

Andernfalls wäre dem Pfaffen ja nichts aufgefallen.

Toni stieg im Halbdunkel der seltsam riechenden Kerzen, die in kleinen Messingschalen auf den Stufen der Holztreppe brannten, aus dem Keller nach oben. Azrael hatte die Berichte, die Aufsätze von Tonis Intimfeinden im Ofen verbrannt, damit niemand mehr sie lesen konnte. Langsam und etwas zaghaft öffnete Toni die Tür zur Küche. Sie saßen am Tisch. Azrael zog Tonis Stuhl ein Stückchen nach hinten und tätschelte auf die Sitzfläche.

«Komm, Toni. Setz Dich hin.»

Toni gehorchte zögernd. Er wusste, dass es selten etwas Gutes war, wenn Erwachsene diesen offiziellen Tonfall an den Tag legten. Argwöhnisch nahm Toni Platz und versuchte, dabei außer Reichweite von Azraels großen Händen zu bleiben. Die eigenen Hände faltete er unter der Tischplatte zusammen. Seine Mutter bemerkte es und sagte:

«Gib mir Deine Hände, Schatz.»

Als Toni nicht reagierte, sondern sein Blick nur ängstlich zwischen den beiden Erwachsenen hin und her glitt, ergriff sie die Initiative und kam zu ihm herüber. Ihre Berührung war überraschend sanft, als sie seine Handgelenke nahm und schließlich ihre Hände die seinen umschlossen. Toni versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen, als sie vor ihm in die Hocke ging, und, seine Hände haltend, tief in seine Augen sah.

«Azrael und ich haben die ganze Sache durchgesprochen. Du darfst diesen Kerlen nicht durchgehen lassen, was sie getan haben. Sie haben Dir nicht nur verweigert, was Du haben wolltest. Sie haben Dich auch gedemütigt und dann darüber hinaus noch bei diesem elenden Pfaffen angeschwärzt. Dieses Spiel, Toni, musst Du für Dich entscheiden, hörst Du? Sonst wird es auf ewig Deine Energie binden und Dein Leben überschatten. Vielleicht bist Du noch zu jung, um das zu verstehen … um zu verstehen, wie wichtig das ist ...»

Sie hatte Recht. Toni verstand nicht genau, was sie von ihm wollte. Aber eines verstand er langsam aber sicher, ohne zu wissen, wann genau ihn diese Erkenntnis ereilt hatte: Azrael hatte richtig gelegen. Er hatte nicht das Höschen gewollt, sondern das Mädchen. Er war nur zu feige gewesen. Er hatte beim Fußballspiel nicht gewinnen wollen. Er hatte die gegnerische Mannschaft vernichten wollen. Er war nur zu schwach gewesen. All das und mehr hatte er gewollt. Aber er hatte sich stattdessen besiegen und demütigen lassen.

«Toni, wenn Du jemals ein Leuchtender, ein Gottgleicher werden willst, dann musst Du zuschlagen, hörst Du? Keine Milde. Keine Reue. Nur der

Wille zu siegen. Du musst das absolute Recht in Anspruch nehmen, Du selbst zu sein», mischte sich auch Azrael in das Mutter-Sohn-Gespräch. Toni sah in Azraels eingefallenes Gesicht. Die tief in den Höhlen liegenden Augen glühten von einem unheimlichen Feuer.

«Diesmal werde ich Dir nicht dabei helfen. Ich werde Dir keinen Rat geben. Du wirst es alleine schaffen und Du wirst sie fertig machen. Nicht nur die Jungs. Auch der Pfaffe hat für seine Unverschämtheit einen ordentlichen Dämpfer verdient. Hast Du gehört?»

Seine Stimme klang weich, kindgerecht auf perverse Weise. Die Drohung, die in ihr lag, konnte Toni mehr als deutlich wahrnehmen. Er sagte nichts. Er nickte nur.

«Gut. Ich glaube, Du hast verstanden. Geh´ jetzt in Dein Zimmer und schmiede Deine Pläne.»

Toni gehorchte, allerdings nur träge und langsam. Er wollte nicht, dass Azrael dachte, dass er Angst vor ihm hatte.

«Gute Nacht Mutter. Gute Nacht Azrael.»

«Geh.»

Toni tat, was Azrael ihm befohlen hatte. Als er auf seinem Bett lag und an die Decke der kleinen Kammer starrte, die er bewohnen musste seit der seltsame Mann so plötzlich bei ihnen eingezogen war, sah er die Gesichter von Benno, Luca, Pietro und Fillipe vor sich. Die Prügel, die sie ihm verpasst hatten, hatten körperlich nicht halb so weh getan wie das, was Azrael mit ihm anstellte, wenn er schlecht gelaunt war oder erreichen wollte, dass Toni eine bestimmte Lektion nicht vergaß. Trotzdem, das erkannte Toni jetzt, hatte ihm die Niederlage - die Machtlosigkeit - deutlich mehr zugesetzt. Azraels Schläge waren nicht voll Wut und Hohn und Spott gewesen. Sie waren nur sein Werkzeug. Und Azrael hatte Recht. Das dürfte Toni diesen Pissern nicht durchgehen lassen. Sie durften sich nicht überlegen fühlen. Er musste cleverer sein als sie. Er musste sie in Sicherheit wiegen. Sie durften nichts ahnen. Morgen würde er wieder in die Schule gehen.

Im Großen und Ganzen verliefen die folgenden zwei Wochen ruhig. In der Schule benahm Toni sich unauffällig und auch Luca, Benno und Pietro und Fillipe ignorierten ihn, so gut es ging. Lediglich der Pater zeigte Anzeichen von erhöhter Wachsamkeit. Ständig schien sein Blick auf Toni zu ruhen und wenn er das nicht tat, dann beobachtete er vor allem Benno mit Argusaugen.

Die anderen Schüler schien diese ganze Angelegenheit kaum zu berühren. Einige mieden ihn, andere, die von deren Gründen nichts wussten, drückten ihm ihr Mitgefühl ob der Fesselung an den Ochsen und der Prügel aus, was er mit teilnahmsloser Miene über sich ergehen ließ, aber die allermeisten benahmen sich schlicht und einfach so wie immer.

In dieser Zeit verabredete Toni sich sogar zweimal mit anderen Kindern, um zu lernen. Diese Nachmittage verliefen ruhig, konzentriert und freundlich. Aber in Toni brodelte es noch. Die Schmach ließ ihm keine Ruhe. Und auch Azrael tat sein Übriges. Es war nicht so, dass er Toni direkt unter Druck setzte, aber wenn sie im selben Raum waren, beobachtete er ihn mit seinen dunklen und doch irgendwie glutartigen Augen mindestens so intensiv, wie der Pater es im Unterricht tat. Das allerdings kam etwas seltener vor als sonst, da Azrael sich immer öfter in sein Zimmer zurückzog.

Er würde dort *Studien* betreiben, sagte er. Toni hatte einmal, als Azrael die Zimmertür versehentlich offen stehen gelassen hatte, gesehen, dass er dort stapelweise Bücher hatte. Die hatten Tonis Neugier geweckt und er wünschte sich, dass der Mann wenigstens ab und zu das Haus verlassen würde, damit er einen Blick ins Zimmer und auf die Schriften werfen konnte, die sich dort befanden.

Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Azrael blieb, wo er war und so hatte Toni keinen Grund, an dessen Aussage zu zweifeln. Mehr als einmal hatte Azrael ihm in den Naturwissenschaften ausgeholfen und schien sich gut auszukennen. Bei diesen Gelegenheiten hatte Toni überrascht festgestellt, dass der seltsame, bösartige und gewalttätige Mann ein überraschend guter Lehrer war. Daraufhin hatte Toni versucht, seinen Worten mehr Gewicht beizumessen. Dass er ihm jetzt nicht dabei helfen wollte, für einen Ausgleich zwischen Toni und den Jungs und dem Pater zu sorgen, schien zu bedeuten, dass Toni mit dieser Aufgabe geprüft werden sollte.

Nun gut, dachte Toni, soll er mich doch prüfen.

Beim Fußballspielen hielt er sich zurück und blieb meistens freiwillig auf der Bank. Im Unterricht war er still und folgsam und so unauffällig, wie er konnte. In seinem Kopf jedoch drehten sich die Rädchen. In seinen Tagträumen sah er sich triumphierend mit nach oben gerissenen Armen über seinen am Boden liegenden Peinigern stehen. Je öfter Toni diesen Tagtraum hatte, desto verwüsteter sahen die Körper seiner besiegten Gegner aus und

desto mehr dunkles, rotes Blut rann von seinen Händen über seine Unterarme hinab nach unten und tropfte auf den vom imaginären Kampf aufgewühlten Boden.

Ja, das war es, was er wollte. Was er mit all seiner Seele wollte. Nur - wie sollte er dieses Ziel erreichen?

So gerne er sich auch geistig innerhalb seiner Allmachtsfantasien bewegte, so wusste er doch, dass die Idee, seine Peiniger an einen abgelegenen Ort zu locken und sie dort in so etwas wie einem großen Endkampf zu besiegen, utopisch war. Und dann gab es da auch noch Pater Bianchi. Wie sollte er ihm beikommen?

Abgesehen davon hatte Azrael nicht ausdrücklich verlangt, dass er sie tötete. Einen *Dämpfer* sollte er ihnen verpassen. Je länger Toni darüber nachdachte, desto sicherer wurde er sich, dass er selbst mit einem *Dämpfer* nicht zufrieden sein würde.

Es musste etwas Großes sein.

Etwas Glorreiches.

Er musste an das tapfere Schneiderlein denken. Ein Märchen, das seine Mutter ihm hin und wieder vorgelesen hatte, als er noch klein gewesen war.

Sieben auf einen Streich.

Fünf in seinem Fall.

Wenn das Schneiderlein sieben schaffte, dann musste es ihm doch auch irgendwie gelingen, fünf zu erledigen.

Vielleicht mit Gift?

Oder ein Verkehrsunfall?

Nein. Das war Quatsch.

Zwei Wochen lang überlegte Toni weiter, aber so wirklich wollte ihm keine seiner Ideen geeignet erscheinen.

Vielleicht könnte ich ...

So verging die Zeit, und Toni kam es vor, als wären die Stunden und Tage deutlich länger geworden als früher. Irgendwann war die zweite Schulwoche seit dem Besuch des Paters zu Ende gegangen und das Wochenende stand vor der Tür. Samstag verließ Toni zeitig das Haus. Noch immer hatte er keinen konkreten Plan gefasst, wie er seine Prüfung bestehen und sich Azraels Respekt verdienen sollte. Er hoffte, dass er im Laufe des Tages eine Lösung für dieses Problem finden würde. Um auf andere Gedanken zu kommen, überlegte er, ob er zum See laufen sollte. Vielleicht wären ja Luca und seine Schwestern wieder da. Enttäuscht stellte Toni wenig später fest, dass dies

nicht der Fall war. Missmutig suchte er eine geschützte Stelle, setzte sich und ließ seine Füße im kristallklaren Wasser baumeln. Der Fußmarsch war zwar nicht besonders lang gewesen, aber dennoch tat ihm das kalte Wasser gut und erfrischte ihn. Nachdem er sich auf diese Weise etwas erholt hatte, machte sich Unruhe in ihm bereit. Schon wieder.

Er stand auf, zog seine Socken und Schuhe wieder an und machte sich auf den Weg zurück ins Dorf.

Als Toni bereits zehn Minuten gelaufen war, blieb er abrupt stehen. Die Härchen an seinen Armen hatten sich aufgerichtet. Er drehte sich um. War da jemand? Ein Rascheln von Blättern. Das leise Knacken eines kleinen Zweiges. Eine verschwommene Bewegung am Rande seines Sichtfeldes, zwanzig Meter entfernt. Jemand war von dem kleinen Kiespfad hinunter ins Unterholz gehuscht, um nicht von ihm entdeckt zu werden. Toni ging weiter. Eine Minute. Zwei Minuten. Drei Minuten. Dabei lauschte er angestrengt nach hinten. Er war sich jetzt sicher, dass er verfolgt wurde.

Bald würde der Weg einen beinahe rechtwinkligen Knick machen, überlegte Toni. Mit seinem Vorsprung von zwanzig Metern würde er dann für einige Momente aus dem Blickfeld seines Verfolgers verschwinden. Diesen Moment wollte er abpassen, sich, wie sein Verfolger gerade eben, ins Unterholz schlagen und dort versteckt auf die Lauer legen. Er wollte wissen, wer es war, der ihm nachschlich.

Toni fand es merkwürdig, dass er in diesem Moment nicht wie in der Hitze des schicksalhaften Fußballspieles von Adrenalin durchflutet wurde. Nein, es war eher eine kalte Art von Wut, die sich in ihm breitmachte. Als der richtige Zeitpunkt gekommen war, setzte Toni seinen Plan in die Tat um.

Anders als seinem tollpatschigen Verfolger gelang es ihm, dabei keinen unnötigen Lärm zu machen. Er verbarg sich hinter dem dicken Stamm eines Baumes und wartete. Er konnte hören, wie die leisen Schritte seines Verfolgers langsam näher kamen. Während er sich auf die Geräusche konzentrierte, wunderte sich erneut ein Teil von ihm, wie ruhig sein Herz schlug. Sein Blick fiel auf einen knorrigen Ast, der aus einem Farn herausragte. Der kam ihm gerade recht. Sollte er ihn jetzt an sich nehmen? Würde der andere das Geräusch hören? Die Entscheidung wurde ihm abgenommen, als ein Flugzeug in geringer Höhe über ihn hinweg flog. Er nutzte die Gelegenheit. Das Dröhnen der Motoren verbarg sein Tun vor den Ohren seines Verfolgers. Es überlagerte das leise Rascheln und der knorrige

Ast lag beruhigend schwer in Tonis Händen.

Allerdings konnte Toni nun auch die Schritte seines Verfolgers nicht mehr hören. Er wartete. Erst als der Motorenlärm langsam verklang, lugte er um den Stamm des Baumes, der ihn vom Weg abgeschirmte, herum. Es war Benno. Und er war schon ungefähr fünfzehn Meter an Tonis Versteck vorbei gegangen.

Benno.

Dieses Arschloch.

Und dämlich noch dazu. Er lief einfach weiter, drehte seinen Kopf nach links und dann wieder nach rechts und hatte noch nicht bemerkt, dass Toni sich jetzt in seinem Rücken befand. Toni wägte seine Optionen ab. Er würde wohl oder übel auf den Weg zurückmüssen, wenn er nicht wollte, dass Benno seinen Vorsprung weiter ausbaute und wenn er ihn nicht durch Blätterrascheln auf sich aufmerksam machen wollte. Er setzte seine Schritte sorgsam. Der leuchtend weiße Stoff von Bennos T-Shirt war wie eine Zielmarkierung für Toni.

Der Abstand zwischen Jäger und Beute verringerte sich quälend langsam.

Noch fünf Schritte.

Noch vier.

Noch drei.

Noch zwei.

Toni holte weit über Kopf aus. Der Ast fühlte sich gut an. Stark. Gleich würde er ihn auf Bennos Hinterkopf nieder fahren lassen. Beim letzten Schritt stieß Toni mit dem Fuß ein kleines Steinchen an, das etwas größer als die anderen war, die den Belag des Kiesweges bildeten. Erschrocken machte Benno einen Satz nach vorn und drehte sich um.

Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sein Blick zuerst auf den hoch erhobenen Ast in Tonis Hand und dann auf dessen Gesicht fiel. Sein Mund wollte sich zu einem erschrockenen Schrei öffnen, da schlug Toni zu.

Bennos Ausweichbewegung kam zu spät, um dem Treffer ganz zu entgehen, dennoch rettete sie ihm das Leben. Anstatt ihn von oben direkt auf den Kopf zu treffen, streifte das knorrige, schwere Holz seine Wange und riss sie auf. Ein erstickter Schmerzenslaut entrang sich seiner Kehle. Der Schmerz sorgte auch dafür, dass die Schockstarre von dem Jungen abfiel. In Panik wandte er sich um und begann zu rennen. Der Schwung des Schlags hatte Toni für einen Moment aus dem Gleichgewicht gebracht. Bis Toni sich wieder gefangen hatte, hatte Benno schon einige Schritte Vorsprung

gewonnen und rannte. Während er sich die blutige Wange hielt und Äste in sein Gesicht peitschten, als er sich ins Unterholz schlug, baute er seinen Vorsprung weiter aus.

Jetzt setzte auch Toni sich in Bewegung und begann ebenfalls zu rennen. Synchron mit dem Schwung seiner Arme tauchte das blutige Ende seiner Waffe immer wieder für den Bruchteil einer Sekunde rechts in seinem Blickfeld auf. Einen Moment lang war Toni versucht, innezuhalten und mit der Zungenspitze das nasse Rot von dem Stock zu lecken. Er widerstand dem Impuls. Er musste Benno kriegen. Bennos weißes T-Shirt war wie ein Leuchtfeuer für Toni. Es schimmerte und blitzte vor seinen Augen durchs Unterholz und wies ihm den Weg. Es kam Toni sehr zupass, dass sein erster Schlag Benno in eine urtümliche Angst, ja, in Panik versetzt hatte.

Benno rannte in einer geraden Linie immer tiefer in den Wald hinein. Weder schlug er Haken noch versuchte er, taktische Entscheidungen zu treffen. Es war die Flucht eines waidwunden Tieres. Eines Tieres, das langsamer war als sein fiebernder, tollwütiger Jäger. Toni verringerte den Abstand zwischen Benno und sich immer weiter. Ein Teil von ihm wunderte sich darüber, dass Benno nicht um Hilfe schrie. Dieser Teil fand dafür zwei mögliche Erklärungen. Entweder hatte der Schlag ihm den Kiefer gebrochen oder aber, Benno konnte einfach nicht glauben, dass er wirklich in Lebensgefahr war. Vielleicht dachte er, dass Toni ihn lediglich verprügeln wollte.

Da hatte er sich geirrt.

Erst als Toni diese Gedanken in seinem Kopf ausformuliert hatte, wurde er sich selbst bewusst, dass er den anderen Jungen heute töten würde. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ihn lediglich der Wunsch angetrieben, ihm weh zu tun. Das war jetzt anders. Er wollte dieses ekelhaft weiß-leuchtende T-Shirt mit Bennos Blut tränken.

Wie Blitze durchzuckten Erinnerungsbilder Tonis Hirn während er rannte und sein eigenes Seitenstechen nur ganz weit hinten und seltsam dumpf wahrnahm. Erinnerungen daran, wie er das Fohlen getötet hatte. Wie die Klinge des Beils durch das Fell hindurch in das Fleisch des jungen Tieres geglitten war. Die Panik in den großen, braunen Augen. Wie es im Todeskampf mit den dürren Beinchen gestrampelt hatte. Seine eigene Erregung, als er all das beobachtet hatte. Das Machtgefühl. Dann die Stute. Wie die Stöcke in sie gefahren waren. Wie Azraels Schwanz in seine Mutter.

Toni bemerkte, dass er auch jetzt erregt war. Eine ganze Minute lang führte

Tonis Körper mechanisch die Bewegungen aus, die zur Verfolgung notwendig waren. Dann stürzte Benno über eine Wurzel und schrie auf.

Als Toni sich vor ihm aufbaute, hatte er mit beiden Händen seinen linken Knöchel umschlungen und wimmerte, während er mit weit aufgerissenen Augen in Tonis Gesicht starrte. Es war Toni, als sollte er etwas sagen, so, als sollte er die Angelegenheit mit einer großen Geste abschließen.

Es wollte ihm nichts einfallen.

Er schlug einfach nur zu.

Wieder und wieder und wieder.

Er färbte Bennos T-Shirt rot, so wie er es gewollt hatte. Irgendwann war er fertig. Ihm war etwas schwindelig und er setzte sich vor dem toten Körper auf den weichen, duftenden Waldboden. Vögel begannen zaghaft, wieder zu zwitschern. Er betrachtete Benno. Gesicht und Kopf waren schrecklich deformiert. *Wie hässlich man auf einmal ist, wenn man keine Zähne mehr im Kiefer hat und ein Auge fehlt*, dachte Toni. Dann streckte er sich lang aus und sah an den Ästen der über ihm aufragenden Bäume vorbei in den Himmel hinauf. Während die Wolken über ihm vorbei zogen, horchte er in sich hinein.

Er fühlte sich gut.

Ruhig.

Zufrieden.

Und er hatte eine Erektion.

Als er damit fertig war die Leiche zu beschmutzen, wie er das Höschen von Lucas kleinster Schwester beschmutzt hatte und wie Azrael seine Mutter beschmutzte, zog er sich seine Hose wieder hoch, richtete sich auf und klopfte sich Dreck und Tannennadeln aus der Kleidung. Dabei fiel sein Blick auf seine Hände. Blutverschmiert. Er würde warten müssen. Warten, bis es dunkel war. So konnte er unmöglich durchs Dorf hindurch nach Hause gehen. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen war es ungefähr Mittagszeit. Wieder schaute er auf Bennos Körper. Toni hatte ihn ausgezogen und auf den Bauch gedreht. Bis heute Abend hatte er noch viel Zeit, sich mit ihm zu beschäftigen.

Er war sich sicher: Hier, mitten im Wald würde ihn niemand dabei stören.

Wieder und wieder fuhr Azraels Gürtel auf Toni nieder, traf jede Stelle seines nackten Rumpfes. Wie immer achtete er darauf, dass keine Spuren im Gesicht oder an Armen und Händen zurückblieben. Toni hatte keine Schmerzen. Zu zufrieden war er mit sich, zu berauscht von dem, was er getan hatte. Auch wusste er, dass Azrael ihn nicht dafür bestrafte, dass er getötet und sich ausgelebt hatte, sondern für die unvorsichtige, ungeplante Art und Weise.

Der Mann und seine Mutter hatten bereits auf ihn gewartet, als er nach Einbruch der Dämmerung nach Hause geschlichen war. Toni hatte buchstäblich fühlen können, wie ihre Blicke über sein Gesicht, seine blutbeschmutzte Kleidung und seine nicht minder verräterischen Hände geglitten waren. Er hatte ihnen nicht erklären müssen, was er getan hatte. Azrael hatte lediglich wissen wollen, wer sein Opfer gewesen war.

«Benno.»

Das war das einzige Wort gewesen, das Toni gesagt hatte, bevor er sich auf seinen Stuhl am Küchentisch gesetzt hatte und mit einem ihm unerklärlichen Heißhunger das bereits erkaltete Abendessen in sich hineinstopfte. Schweigend sahen ihm die beiden Erwachsenen zu. Erst, als Toni noch eine zweite Portion restlos vertilgt hatte, hatte Azrael begonnen Fragen zu stellen. Als Toni alle seine Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, war der Mann aufgestanden. Er schien verärgert. Dann hatte er, zum ersten Mal seit er hier war, im Schutze der Dunkelheit das Haus verlassen.

Vier Stunden später war die Tür zu Tonis kleiner Kammer aufgeflogen und Azrael hatte ihn in den Keller zitiert, wo er ihn zu bestrafen pflegte. Das Schlagen hatte Azrael wortlos begonnen, nachdem er Toni befohlen hatte, sich auszuziehen. Als der Mann endlich von Toni abließ, konnte dieser sehen, dass sein Gesicht schweißüberströmt war.

«Du darfst jetzt aufstehen.»

Toni erhob sich vorsichtig und langsam aus seiner knienden, vornübergebeugten Position und sah Azrael erwartungsvoll an. Normalerweise wurde Toni nach einer solchen Tracht Prügel auf sein Zimmer geschickt, aber heute war es anders. Der Blick des Mannes glitt über Tonis nackten, striemenbedeckten Körper. Mit einer blassroten, belegten Zunge fuhr Azrael sich über seine fleischlosen Lippen.

«Weißt Du, warum ich Dich geschlagen habe? Weil Du nicht nachgedacht hast. Nicht einmal die Leiche dieses dämlichen Balgs hast Du versteckt. Nicht einmal mit Ästen abgedeckt. Du hast ihn einfach so liegen lassen. Und ich musste Dir hinterherräumen. Ich darf hier nicht gesehen werden. Was denkst Du denn, warum ich das Haus nicht verlasse? Du hast uns alle in Gefahr gebracht. Zum zweiten Mal, wohlgemerkt. Aber ich bin trotzdem stolz auf Dich, Toni.»

Ein merkwürdiges Flehen lag jetzt in Azraels Blick.

«Als Du es getan hast, hast Du da die Energie gefühlt, die Du freigesetzt hast?»

Azraels glühende Augen bohrten sich jetzt direkt in Tonis Gehirn.

«Nein, hast Du nicht. Ich kann es Dir ansehen. Wie schade. Was für eine Verschwendung von Potenzial. So viel kostbare Kraft, die Du entfesselt hast, und Du hast sie einfach so in den Kreislauf zurückkehren lassen, ohne sie für Dich zu nutzen. Aber vielleicht erwarte ich auch zu viel von Dir. Du bist noch zu jung, um die dunklen Mysterien zu begreifen. Aber vielleicht …»

Azrael brach die Musterung ab. Enttäuschung hatte sich in seinem Gesicht breitgemacht.

«Ach, vergiss es. Ich bin vielleicht zu ungeduldig. Komm mit.»

Der Mann führte Toni ins Schlafzimmer seiner Mutter. *Er muss es mit ihr abgesprochen haben,* dachte Toni, als er sie, ebenfalls nackt, auf dem Bett liegen sah. Es war offensichtlich, dass sie die beiden erwartet hatte.

«Setz Dich dahin.»

Azrael zeigte auf einen schäbigen Holzstuhl in einer Ecke des Zimmers. Toni gehorchte. Dann begann Azrael seine Mutter zu benutzen. Es dauerte lange und er beschmutzte sie oft. Und alle paar Minuten fragte er Toni, ob er nun endlich die Energie sehen könne. Toni konnte es nicht, und nachdem Azrael sich zum siebten Mal in irgendeine Öffnung seiner Mutter ergossen hatte, die das Geschehen schamlos genoss, und Toni die ewige Frage zum wiederholten Male verneint hatte, reichte es Azrael schließlich.

«Das ist wohl genug für heute. Du wirst es schon noch lernen, Junge. Ich habe die Überreste übrigens in einen alten Silberstollen gebracht. Stillgelegt. So schnell wird die Leiche wohl nicht gefunden werden. Mir ist dabei übrigens eine Idee gekommen, wie wir diese Angelegenheit mit dem Pfaffen und den drei übrigen Jungs ein für alle Mal abschließen können.»

Dann begann Azrael, es Toni zu erklären.

Am nächsten Tag, dem Sonntag, kam Azrael nicht aus seinem Studienzimmer heraus. Toni sprach mit seiner Mutter hin und wieder über Belangloses, auch wenn sie gar nicht so recht anwesend zu sein schien. Genau genommen schien sie schon seit einigen Monaten nur am Leben zu sein, wenn Azrael in Ihrer Nähe war und mit ihr Energie freisetzte.

Humbug, dachte Toni. Sie verrichtete zwar die Hausarbeiten mit einer gewissen Routine, so ganz da war sie aber nicht.

Was Toni erst jetzt auffiel, war die Tatsache, dass ihre Sauf-Exzesse immer seltener wurden. Nicht einmal daran hatte sie noch Spaß. Azrael hatte sie verändert. Ob zum Guten oder zum Schlechten - das konnte Toni nicht sagen. Immer noch tat ihm alles weh, aber er schwelgte in Erinnerungen. In Erinnerungen an seine Tat und den daraus resultierenden erotischen Fieberträumen.

Als er am nächsten Tag in die Schule kam, beachtete ihn niemand. Die ganze Klasse und der Pater befanden sich in heller Aufregung. Bennos Platz würde leer bleiben, freute sich Toni, und niemand konnte etwas dagegen tun. Auch nicht der Pater. Dessen rot geäderte Augen wirkten müde und besorgt. Er schleppte sich mehr durch den Unterricht, als dass er ihn aktiv gestaltete, machte unpassende Pausen und Fehler beim Vorlesen der Texte und beim Vorrechnen der mathematischen Aufgaben und immer wieder sah er sorgenvoll aus dem Fenster, ganz so, als hoffe er, dass Benno über den Schulhof spazieren und doch noch am Unterricht teilnehmen würde.

Kaum einer der Schüler folgte der Karikatur von Bildungsvermittlung, die der Pater ihnen an diesem Tag angedeihen ließ. Sie tuschelten und flüsterten leise und besorgt miteinander und Toni erging sich freudig darin, die Sorgenfalten im Gesicht seines Lehrers tiefer und tiefer werden zu sehen, je mehr Zeit verging, ohne dass Benno auftauchte. Natürlich hatte es sich in dem kleinen Ort herumgesprochen, dass das Arschloch am Samstagabend nicht wie üblich von seinem Ausflug zurückgekommen war. Bereits am Sonntag, so erfuhr Toni in den leisen, geflüsterten Gesprächen von seinen Banknachbarn, die er belauschte, waren einige Eltern und Kinder und andere Erwachsene losgezogen, um nach Benno zu suchen.

Niemand hatte ihn oder auch nur eine Spur von ihm entdecken können.

Ja, Pfaffe. Dein Spion ist aufgeflogen.

Toni grinste, und ruhig erwiderte er den Blick des Paters, als dieser später am Vormittag durch den Klassenraum immer wieder in seine Richtung starrte. Er versagte es sich, ihm zuzuzwinkern. Das wäre etwas zu viel des

Guten gewesen. Aber der Pater hatte begriffen, dass etwas passiert war, etwas Schreckliches, und dass Toni damit zu tun hatte. Was er nicht wusste, war, dass Azrael, als er Bennos Leiche fortgeschafft hatte, den Zettel, den der Pater Benno hatte zukommen lassen, gefunden hatte. Der dämliche Pfaffe hatte Benno gebeten, sich vor Tonis Haus auf die Lauer zu legen und jeden Schritt, den Toni tun würde, zu verfolgen und nach *dem fremden Mann* Ausschau zu halten. *Im Grunde ist also der Pater Schuld an Bennos Tod*, grinste Toni erneut in sich hinein. Er würde es ihm noch sagen. Aber noch war es nicht so weit.

Bald kam die Zeit für die große Pause. Wenn sonst Ball gespielt oder sich gerauft wurde, um überschüssige Energie abzubauen, und gelacht oder gestritten, so war es jetzt auf dem Schulhof gespenstisch ruhig. Toni hielt sich abseits und beobachtete die Grüppchen von Schülern, die sich wie von selbst zusammengefunden hatten, aus einigem Abstand.

Kleintiere.

Er war sich nicht sicher, ob dieses Wort seinen eigenen Gedanken entsprungen war, oder ob er es von Azrael übernommen hatte. Als die Schulglocke das Ende der Pause signalisierte und Toni hinein gehen wollte, wurde er an der Schulter gepackt.

Der Pater war hinter ihn getreten und hielt ihn jetzt mit eisernem Griff fest.

«Was hast Du mit Benno gemacht? Was weißt Du? Wo ist der Junge? Rede, Toni, rede!»

Obwohl die Finger des Paters sich tief und schmerzhaft in seine Schulter gruben, erwiderte Toni dessen Blick mit einer Arroganz und Gelassenheit, wie sie einem Dreizehnjährigen nicht zustanden. Sie wirkten einfach falsch. Betont langsam ließ Toni seinen Blick wegwandern, weg vom Gesicht des Priesters und hin zu dessen Händen.

Als der Pater sich klar wurde, dass er im Begriff war, eine Szene zu machen, wenn nicht sogar einen schweren Fehler zu begehen, ließ er Toni los.

«Toni, bitte! Es ist noch nicht zu spät. Ich weiß von dem Mann bei Euch zu Hause. Bedroht er Dich? Ich kann Dir helfen Toni. Dir und Deiner Mutter. Aber dazu musst Du mit mir reden, verstehst Du?»

Toni hörte die Worte, die aus dem Mund des Priesters kamen, aber ihr Inhalt hatte keinerlei Bedeutung für ihn. Das Dorf, die Schule, ja die ganze Welt hatte keine Bedeutung mehr für ihn. Was diesen seltsamen Leuten um

ihn herum so wichtig schien, was ihr Handeln, ihr Leben bestimmte - all das interessierte Toni nicht mehr. Ihn beschäftigten nur noch die Erinnerungen an seine Tat und die Lust, die er dabei empfunden hatte und sein Bemühen, sie so lange wie möglich frisch zu halten, so dass er sie genießen und sich an ihnen laben konnte.

Und während er den Pater mit ausdruckslosen, toten Augen anstarrte, bis dieser seine Ansprache entnervt abbrach, wurde ihm noch etwas klar: Er würde es wieder tun müssen. Er würde es wieder tun *wollen*. Auch nachdem er die Sache mit Luca, Pietro, Fillipe und dem Pater erledigt haben würde. Azraels Plan war ziemlich gut. Aber heute war es noch nicht an der Zeit. Sollten die Lämmer sich ruhig weiter Sorgen machen und sich auf der Suche nach Benno aufreiben. Dann würden sie ihn wenigstens in Ruhe lassen.

Wie sehr er sich mit dieser Annahme geirrt hatte, stellte sich im Morgengrauen des nächsten Tages heraus. Wütendes Klopfen und die Rufe der Polizei rissen Toni aus dem Schlaf.

«Wir haben einen Durchsuchungsbefehl! Öffnen Sie sofort die Tür!»

Er warf die Decke ab und glitt aus dem Bett hinaus zum Fenster, um nach draußen auf die Straße zu spähen. Fünf uniformierte Beamte hatten sich dort aufgebaut. Einer hielt einen schweren Rammbock aus Metall in Händen und die anderen hatten ihre Pistolen gezogen. Hinter den Uniformierten standen der Pater, der dämliche Ortsvorsteher Costa und ein weiterer Mann, den Toni nicht kannte. Er trug einen billig wirkenden Anzug und die Krawatte wehte locker und schlampig über seinem kaffeefleckigen, cremeweißen Hemd.

Aus dem Schlafzimmer konnte Toni die hysterischen Schreie seiner Mutter hören. Schrill und hoch und überdreht. Dann das Klatschen von Azraels Hand in ihrem Gesicht, als er das Geschrei beendete. Dann Poltern, Türenschlagen und Knarzen auf der Treppe. Schnelle Schritte. Ängstliche Schritte. Und doch irgendwie zögernd. Dann die zittrige Stimme seiner Mutter, wie sie durch die geschlossene Tür hindurch nach draußen rief.

«Einen Moment bitte. Ich mache gleich auf. Nur einen kleinen Moment.»

Der Pater und der Mann im Anzug kamen einige Schritte näher heran.

Beide sprachen gleichzeitig, als sie dem Polizisten, der den schweren Rammbock hielt, Anweisung gaben, die Tür aufzubrechen. Der Mann trat vor und Toni konnte ihn nicht mehr sehen. Dann ein dumpfes Krachen.

Einmal.

Zweimal.

Dreimal.

Das Bersten von Holz. Noch mehr hysterisches Geschrei von seiner Mutter. Dann brüllten die Polizisten durcheinander und die Schritte schwerer Stiefel polterten durchs Haus. Tonis Gedanken rasten. Überschlugen sich geradezu.

Hatte seine Mutter die blutverschmutzte Kleidung, die er getragen hatte, als er Benno erledigte, schon gewaschen?

Würde man ihn verhaften?

Er war erst dreizehn. Sie konnten ihn doch nicht verhaften, oder?

Das Lärmen der Beamten, das Geschrei seiner Mutter und das hölzerne Krachen, als Möbel umgeworfen wurden, hinderten ihn daran, diese Gedanken weiter zu denken. Er legte sich zurück ins Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Wenn der Pfaffe dachte, dass Toni ein Opfer war, das Hilfe brauchte, konnte es nur von Vorteil sein, genau so zu wirken. Mit einem Mal hörte das Poltern schlagartig auf und für eine oder zwei Sekunden erhob sich Azraels wütende Stimme.

«Ihr kriegt mich nicht, ihr verdammten …»

Beinahe gleichzeitig krachten drei Schüsse. Danach wurde unten nicht mehr gepoltert.

Die Stille war beinahe gespenstisch.

Gespenstisch und endgültig.

Irgendwann knarrte die Treppe, die nach oben führte unter den schweren Schritten mehrerer Männer und die Tür wurde geöffnet. Toni hatte sich die Decke bis über die Nase hochgezogen, so dass nur seine Augen hervorlugten. Es waren der Mann im Anzug, der Pater und ein weiterer Polizeibeamter in Uniform, die sein Zimmer betraten und sich mit bleichen, betroffen wirkenden Gesichtern vor ihm aufbauten.

«Francesco Santoro ist tot. Du hast nichts mehr zu befürchten, Junge!»

Es war der Mann im Anzug mit der schlampigen Krawatte, der sprach.

«Ihr habt wahnsinniges Glück gehabt. Du und Deine Mutter. Der Mann wurde in ganz Italien wegen mehrfachen Mordes gesucht. Er war ein Wahnsinniger und ihr könnt von Glück sagen, dass ihr noch am Leben seid. Deine Mutter wird zwar noch einiges zu erklären haben, aber ich denke, das

Schlimmste für Euch ist jetzt vorbei.»

Toni sagte kein Wort während die Gedanken in seinem Gehirn durcheinanderwirbelten. Aber ein Teil von ihm war in der Lage, den Worten des Polizisten zu folgen, als dieser berichtete, was er über Azrael wusste.

Francesco Santoro.

Auftragsmörder.

Todesengel.

Ganze Familien hingerichtet.

«Aber jetzt ist er tot und die Gefahr für Dich und Deine Mutter ist vorüber. So wie ich die Sache sehe, habt ihr Pater Bianchi euer Leben zu verdanken. Zuerst habe ich ihm nicht geglaubt, aber dann habe ich Santoro durchs Fenster gesehen. Verdammter Scheißkerl. Nett von ihm, dass er sich widersetzt hat.»

Der Bulle erhob sich aus seiner knieenden Haltung, warf Toni einen letzten Blick zu und wandte sich um, um den Raum zu verlassen.

«Halt, Herr Kommissar», hob der Pater, der die ganze Zeit über still in einer Ecke von Tonis kleiner Kammer gestanden und mit blassem Gesicht zugehört hatte, seine Stimme.

«Was ist mit den vermissten Jungen. Was ist mit Benno? Wollen Sie Toni denn nicht verhören, wie wir es besprochen haben?»

«Doch, natürlich, auch wenn ich nicht glaube, dass da ein Zusammenhang besteht. Später. Jetzt will ich erst einmal sicherstellen, dass die Leiche aus dem Haus geschafft wird, damit Frau Da Silva und ihr Sohn sich wieder halbwegs unbefangen bewegen können.»

Das Verhör fand auf der Polizeiwache statt. Eigens dafür hatte der Pater einen Vertretungslehrer aus der Nachbargemeinde kommen lassen und Toni und seine Mutter in einen klapprigen VW gepfercht und war mit ihnen zum Gebäude der Mordkommission in Bologna gefahren. Dort wurden sie vom Kommissar erwartet und mit Kaffee und Keksen bewirtet. Tonis Mutter übernahm das Reden. Mit gebrochener, weinerlicher Stimme berichtete sie, wie Azrael - Francesco Santoro - eines Nachts an ihre Tür geklopft hatte und

alles, was danach passiert war. Warum er gerade Frau Da Silva ausgesucht hatte, konnte sie auch nicht sagen, nur dass sie früher - viel früher, kurz nach ihrer gemeinsamen Schulzeit - einmal eine Affäre gehabt hatten. Vermutlich habe Azrael schlicht und einfach nicht gewusst, wo er sonst hätte hingehen sollen, nachdem es ihm in Rom zu heiß geworden war.

Nachdem die ersten Angaben zu den Geschehnissen im Haus der Da Silvas aufgenommen worden waren, ließ der Kommissar, der vor Mitgefühl geradezu triefte und mit Tonis Mutter zu flirten schien, einen Arzt und einen Fotografen kommen, die die Spuren der Misshandlungen, die Toni und seine Mutter erlitten hatten, begutachten und dokumentieren sollten. Toni musste sich zusammenreißen, damit er nicht kicherte, als er in die betroffenen Gesichter dieser Idioten schaute, während er in einem Nebenraum seine Kleidung ablegte.

Der Kommissar und der Pater stellten dann abwechselnd ergänzende Fragen, aber die meiste Zeit über hörten sie Tonis Mutter nur schweigend zu, während eine junge Protokollantin mit hübschen Beinen, wie Toni bemerkte, alles abtippte, was in dem lichtdurchfluteten Raum gesagt wurde. Irgendwann wurde das Verhör mit der Bemerkung beendet, dass es für heute genug gewesen sei, aber noch weitere Frage zu klären wären, und der Pater fuhr mit Toni und seiner Mutter zurück zu ihrem Haus.

«Und Du weißt wirklich nicht, was mit Benno geschehen ist?»

Toni verneinte genau so knapp und emotionslos, wie er es auch während des Verhörs getan hatte.

«Na gut. Der Kommissar hat mir gesagt, dass die Habseligkeiten von Francesco Santoro in den nächsten Tagen abgeholt werden. Ich komme morgen wieder vorbei.»

Damit wandte sich der Pater um und stieg in seinen klapprigen Wagen. Toni wusste, dass er ihm nicht glaubte. Aber das machte nichts. Vielleicht war das seinen Plänen sogar zuträglich. Nach allem was Toni wusste, waren immer noch Trupps aus Eltern, Schülern und hilfsbereiten Dritten auf der Suche nach Benno.

In den nächsten beiden Tagen besuchte Toni nicht den Unterricht, sondern blieb im Haus, um Azraels Arbeitszimmer zu untersuchen. Die Bücher, die er dort fand, faszinierten ihn im höchsten Maße. Fiebernd las er eines nach dem anderen, machte sich Notizen, schrieb ganze Kapitel ab, die ihm besonders interessant vorkamen.

Er war so sehr in die okkulten Schriften vertieft, so sehr von ihnen

gefangen, dass er gar nicht bemerkte, dass seine Mutter nichts tat, als apathisch auf ihrem Bett zu liegen. Das Dunkle und Geheimnisvolle, die seltsamen Philosophien und Ansichten in den Werken, aus denen Azraels Bibliothek bestand, nahmen ihn vollständig in Beschlag. So sehr, dass er in der Nacht des zweiten Tages seiner Studien gar nicht bemerkte, wie leise die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Am Morgen des dritten Tages, zur Zeit der großen Pause klopfte es und er erwachte, den Kopf auf Seite einhundertneunundvierzig von LaVeys «Die satanischen Essays».

Als er widerwillig die Treppe hinunterstieg, um zu sehen wer ihn störte, war es der Pater, der an seine Tür geklopft hatte.

Toni stellte fest, dass die Sorgenfalten in dessen Gesicht noch deutlich tiefer geworden waren, als der Mann ihm mit gebrochener Stimme erklärte, dass seine Mutter im See ertrunken war.

Verwundert bemerkte Toni, dass die behutsam gesprochenen Worte und der fürsorgliche, besorgte Blick des Paters nichts in ihm auslösten außer Widerwillen gegen diesen Mann und alles, wofür er stand.

Ekelhaft.

Dennoch willigte Toni ein paar Tage später, nach der Beerdigung seiner Mutter ein, in das kleine Häuschen des Paters zu ziehen und mit ihm zu leben, bis er die Volljährigkeit erreichen würde.

Es kam Toni vor wie der größte, nein, der großartigste Streich, der jemals von einem Kind in seinem Alter ausgeheckt worden war: Den braven Jungen zu spielen, während der Pater ihm Lektionen angedeihen ließ, die ihn zu einem guten Opferlamm machen sollten. Einzig den Verlust von Azraels Bibliothek bedauerte Toni sehr. Eine Woche auf den Selbstmord seiner Mutter hin waren sie gekommen. Mit einiger Verspätung, zugegeben. Sie hatten alles mitgenommen. Aber es waren nur Bücher, sagte Toni zu sich selbst. Er würde sich neue besorgen, wenn er hier fertig war. Er musste jetzt vorsichtiger sein, jetzt wo er unter der wohlmeinenden Bewachung des Priesters stand.

Trotzdem gelang es ihm zu einigen Gelegenheiten, sich in Nächten, in denen der, mit einem Mal deutlich gealterte, Prediger zu viel Wein zu sich genommen hatte, aus dem Haus zu schleichen und seinen letzten Streich vorzubereiten.

Es dauerte zwei Monate, bis er seine Vorbereitungen in aller Heimlichkeit

getroffen hatte.

Dann beschloss er, dass es endlich an der Zeit war, den Köder auszulegen.

'In den frühen Abendstunden ereignete sich im kleinen Bergwerksstädtchen Mircin ein tragisches Unglück. In einem stillgelegten Stollen, eines von der heute insolventen Firma Monti-Farrina betriebenen Silberbergwerkes, ist es zu einer Explosion gekommen. Vermisst werden drei Knaben aus der Ortschaft sowie der Pfarrer und Dorflehrer Bianchi. Es wird angenommen, dass sie im Stollen, den die Verunglückten im Rahmen einer privaten, unerlaubten Exkursion besucht haben, verschüttet wurden. Die Bergungsarbeiten sind in vollem Gange. Unsere Reporter vor Ort werden Sie auf dem Laufenden halten.'

Nachwelt 2018 wird fortgesetzt in Band 2
«Unter Ivans Knute».

Vorwelt III

Hier beginnt die XXL-Leseprobe von Band 2 “Unter Ivans Knute”

Toni

Der Fahrer, der Toni Da Silva zusammen mit einer Handvoll anderer Jugendlicher vom Bahnhof abholte bemühte sich gar nicht erst, die Fahrt auf irgendeine Weise unterhaltsam zu gestalten. Er hakte ihre Namen auf seiner kleinen Liste ab, verfrachtete ihr Gepäck in den geräumigen Kofferraum des Kleinbusses und brachte sie ins Internat. Drei Jahre waren vergangen, seitdem sieben Menschen in dem kleinen Bergdorf ihr Leben verloren hatten. Zwei dieser drei Jahre hatte Toni in einem Heim für schwer erziehbare Kinder verbracht, bis er schließlich doch noch Glück gehabt hatte.

Lange hatte er es in der Pflegefamilie, die ihn aus diesem Loch befreit hatte, allerdings nicht ausgehalten.

Zu weichherzig waren sie gewesen. Blödköpfige Wollschafe, permanent grinsende Debile, die ihn mit ihren Weisheiten über das Gute im Menschen auf die Nerven gingen. Eigentlich wollte er nur in Ruhe gelassen werden, nur seine okkulten Studien fortsetzen, aber sie konnten das Missionieren einfach nicht lassen. Also hatte er Maßnahmen ergriffen.

Am Ende waren sie mehr als froh über seinen Vorschlag, ihn - als seine «letzte Chance», wie sie betonten - in ein Internat zu stecken.

Für ihn galt dasselbe. Sobald er in den Zug gestiegen war, fühlte er die Fesseln des engen, tödlich langweiligen Familienlebens von sich abfallen. Für seine „Leidensgenossen“ wiederum galt das wohl nicht so sehr. Alle bis auf einen - einen schwarzhaarige Jungen namens Antoine, dessen Mutter ursprünglich aus der französischen Schweiz kam - wirkten mehr oder weniger unglücklich. Drei Jungen und zwei Mädchen. Toni hatte ihre Gesichter im Zug eingehend gemustert. Verstoßene Bälger, die den Leben ihrer Eltern durch ihre bloße Existenz im Wege standen, oder die aktiv für Ärger sorgten und deswegen «ausgelagert» wurden.

Ein Mädchen hatte versucht, ein Gespräch in Gang zu bringen. Allerdings war es nach wenigen Sätzen, die mit leisen Stimmen gewechselt worden waren, schnell wieder versiegt. Zu sehr schienen alle

damit beschäftigt zu sein, sich in ihrem Selbstmitleid zu suhlen. Toni hatte ohnehin keine Lust gehabt, sich daran zu beteiligen. Vielmehr hatte er interessiert gelauscht, sich das geistlose Geschwätz mit ausdruckslosem Gesicht angehört und es genutzt, um sich eine erste Meinung über seine neuen Kameraden zu bilden. Nachdem er sie recht schnell als allesamt uninteressant abgestempelt hatte, verlegte er sich darauf, sich vorzustellen, was er gerne mit den beiden Mädchen anstellen wollte, wenn niemand zusehen würde.

Erst nachdem er sie im Geiste mehrfach missbraucht und gedemütigt hatte, fiel ihm auf, dass der Schwarzhaarige, der sich nur mit unwillig gemurmelten Worten vorgestellt hatte, es genau so zu machen schien wie er. Er hörte zu, verarbeitete die Informationen, die er aus den Gesprächen entnehmen konnte und hielt sich ansonsten zurück. Einmal trafen sich ihre Augen und hielten für den Bruchteil einer Sekunde Kontakt.

Auf die Frage eines der Mädchen hin antwortete der Busfahrer mit den genuschelten Worten:

«Wir brauchen noch knapp zwanzig Minuten.»

Dann wurde wieder geschwiegen und aus den Fenstern gesehen. Rings um das Internat befanden sich fruchtbare Felder, so weit das Auge reichte. Korn und Mais und Pflanzen, von denen Toni nicht wusste, wie sie hießen. Der Fahrer brummte etwas Unverständliches und zeigte nach rechts. Die Blicke Tonis und der anderen folgten seinem ausgestreckten Zeigefinger, und dann konnten sie das große Internatsgebäude mit den zahlreichen Nebenbauten schon aus großer Entfernung erkennen, da es auf einem sanft ansteigenden Hügel lag, der sich etwas über die sonst flache Landschaft erhob. Unterhalb des majestätischen Hauptgebäudes schmiegte sich ein kleines Städtchen an die Erhebung, umspülte das Internat wie brackiges Wasser eine ungastliche Insel.

Die Direktorin war eine stark geschminkte Frau Mitte fünfzig. Eher klein, mit dichten blonden Haaren und in ein ordentliches Kostüm mittlerer Preisklasse gekleidet. Sie erwartete ihre neuen Schutzbefohlenen bereits im Hof, als der Bus auf das Gelände rollte. Das eindrucksvolle, U-förmige Gebäude umschloss den Hof, der durch die geschickte Platzierung von sorgsam gepflegten Büschen und Bäumen recht freundlich wirkte. *Man gibt sich hier wohl Mühe mit dem Ersteindruck*, ging es Toni durch den Kopf, als er ausstieg und anschließend seinen Koffer in Empfang nahm.

«In einer Reihe aufstellen», bellte der Busfahrer, der, wie Toni wenig später erfahren sollte, gleichzeitig einer der drei Hausmeister des beeindruckenden, alten Bauwerkes war. Als sie sich alle in Position gebracht hatten, ließen sie die freundliche aber knappe Willkommensansprache der Direktorin über sich ergehen.

Man freue sich über ihre Anwesenheit und lege Wert auf gute Leistungen im Unterricht und ebenso gutes Benehmen.

Schon diese ersten Sätze, die den Mund der Direktorin verließen, langweilten Toni.

Zu gewöhnlich.

Zu vorhersehbar.

Er machte sich einen Spaß daraus, im Geiste vorherzusagen, wie ein Satz enden würde, sobald die Frau ihn begonnen hatte.

Er lag sehr oft richtig.

Während sie sprach, flanierte sie vor ihm und seinen Leidensgenossen mit hinter dem Rücken verschränkten Händen auf und ab, musterte die blassen Gesichter und verschaffte sich auf diese Weise einen ersten Eindruck von den Verstoßenen. Als die kleine Ansprache beendet war, wies sie den busfahrenden Hausmeister an, jedem der Neuankömmlinge ein Exemplar der Hausordnung auszuhändigen und sie anschließend auf ihre Zimmer zu bringen. Inständig hoffte Toni, dass er nicht mit einem *völligen* Idioten zusammengesperrt werden würde. Seine Hoffnung erfüllte sich, als der Hausmeister sagte:

«Toni Da Silva und Antoine Neri: rechter Flügel, zweiter Stock, Zimmer siebzehn.»

Bevor die Schüler ins Internatsgebäude geführt wurden, bemerkte Toni eine kleine Gruppe von Lehrern und Schülern, die am Rande des Schulhofes einen Kreis bildeten. Verwundert versuchte er zu ergründen, was dort vor sich ging. Die Szene strahlte eine irgendwie ungreifbare Aura von Gewalttätigkeit aus, die Toni faszinierte, auch wenn er noch nicht genau erkennen konnte, was genau sich dort abspielte. Er bemerkte erst, dass er stehen geblieben war um besser sehen zu können, als sich die Hand der Direktorin auf seine Schulter legte. Rüde befahl sie ihm weiter zu gehen und gab ihm einen Schubs. Dann besann sie sich eines Besseren und sagte:

«Halt. Es ist vielleicht gar nicht so schlecht, wenn Ihr Euch das gleich zu Anfang anseht. Alle mit mir mit!»

Erhobenen Hauptes, mit durchgedrücktem Rücken und weit ausladenden Schritten ging sie voran. Als die, die da im Kreis standen die anrückende Direktorin bemerkten, unterbrachen sie ihr Tun und öffneten den Kreis, den sie rings um einen schmächtigen Jungen gebildet hatten. Dass es sich bei dieser seltsamen Ansammlung von Lehrern und Schülern um eine Strafmaßnahme handelte, konnte Toni erst jetzt erkennen.

Der Oberkörper des Jungen war nackt und jeder der Anwesenden, mit Ausnahme der Direktorin und der Neulinge, hielt eine frisch geschnittene Weidenrute in der Hand. Befehlsgewohnt ergriff die Direktorin erneut das Wort:

«Herr Feretti. Was ist der Anlass hierfür?»

Sie machte eine vage Handbewegung. Toni konnte sehen, dass alle außer den neuen genau wussten, was mit *hierfür* gemeint war. Es war nicht das erste Mal, dass so etwas stattfand. Die Antwort kam prompt und ohne eine Spur von Verlegenheit oder Unrechtsbewusstsein.

«Guiseppe hat seinem Stubenkameraden Geld gestohlen und es für schmutzige Heftchen ausgegeben. Damit hat er nicht nur seinem Freund geschadet, sondern auch dem Ansehen des Internats und damit uns allen. Deswegen wird die Strafe gemeinschaftlich vollzogen. Möge der Herr ihn Demut lehren!»

Bis jetzt war der Junge im Kreis noch halbwegs gefasst gewesen. Als seine Sünden nun aber vor aller Ohren laut ausgesprochen wurden, verzog sich sein Gesicht und er begann erbärmlich zu heulen.

«Sehet seine falsche Reue! Wir werden sie in etwas Echtes verwandeln!»

«Amen, Herr Feretti. Vollziehen Sie jetzt die Strafe», beendete die Direktorin die etwas übertrieben vollmundige Ansprache des dürren Kerls.

Er musste der Religionslehrer sein, schloss Toni, oder wenigstens ein Priester oder irgendetwas in der Art.

Dann begann das Zischen der Weidenruten in geordneter Manier. Toni fiel auf, dass die Schüler, die die Strafe vollziehen sollten, ihrem Alter nach geordnet begannen. Zuerst waren die jüngsten an der Reihe. Ihnen wurden zwei Hiebe zugestanden.

Bald wimmerte der Delinquent und sein Oberkörper war von roten Striemen überzogen, manche von ihnen kurz davor, aufzuplatzen. Als jeder an der Reihe gewesen war und anschließend die verwendete Weidenrute bei dem dürren Mann abgeliefert hatte, war Guiseppe in die

Knie gebrochen und brachte es kaum über sich, den Kopf zu heben.

Der Lehrer kniete sich vor ihn hin, griff nach seinem Kinn und hob seinen Kopf an, so dass er ihn direkt ansehen konnte.

«Guiseppe, Deine Sünden sind Dir hiermit vergeben. Aber wisse: Solltest Du für dasselbe Vergehen ein zweites Mal belangt werden, so wird die Strafe ungleich schlimmer werden.»

Im Anschluss wurde der Junge zur Schulkrankenschwester geschickt und die Direktorin setzte zu einer Rede an. Vermutlich, so dachte Toni, wollte sie so etwas sagen wie: *Habt ihr alle gesehen, was passiert, wenn Ihr nicht spurt?*

Allerdings beließ sie es dann doch bei einem tiefen Luftholen. Dann betrachtete sie die Gesichter. Sie merkte, dass ergänzende Worte überflüssig waren.

Alle hatten es gesehen.

Hätte schlimmer kommen können, dachte Toni, als es weiterging und er einen Blick auf seinen Zimmergenossen warf. Auch Antoine schien weder von dem, was sie gerade beobachtet hatten betroffen, noch ihm gänzlich abgeneigt zu sein, denn er nickte Toni knapp zu, bevor er sich bückte und seinen Koffer wieder an sich nahm.

Irgendwie lustig. Die Schäferin geht voraus und der Hütehund sorgt dafür, dass keine Nachzügler zurückbleiben, ging es Toni durch den Kopf, als sie, angeführt von der Direktorin, auf den doppeltürigen Haupteingang des Internats zu liefen.

Die Direktorin dozierte:

«Die Mädchen werden im linken Flügel wohnen, die Jungs im Rechten. Die unteren zwei Stockwerke sind für Schüler und Klassenräume. Das obere Stockwerk beherbergt die Lehrerwohnungen, das Sekretariat und mein Büro. Für die Jungs ist der Mädchenflügel tabu und für die Mädchen der Jungenflügel. In Euren ersten zwei Wochen hier dürft Ihr das Gelände nicht verlassen. Ihr seid Heranwachsende, fast schon junge Männer und Frauen und mögt unsere Regeln eventuell für antiquiert oder albern halten. Seid versichert, dass wir Mittel und Wege haben sie dennoch durchzusetzen.»

Toni bemerkte, dass Antoine sein Gesicht zu einem abfälligen Lächeln verzerrte, das sich sogleich wieder verflüchtigte, als die Direktorin in der Eingangshalle anhielt und sich wieder zu ihnen umdrehte.

«Mein Name ist Ginerva Constantini. Eure Eltern zahlen mir gutes

Geld, damit Ihr unter meiner Aufsicht die bestmögliche Ausbildung erhalten dürft. Sie setzen hohe Erwartungen in uns Lehrer, aber auch in Euch. Gebt Euer Bestes. Enttäuscht sie nicht. Wenn Ihr *Euer* Bestes gebt, werdet Ihr *unser* Bestes erhalten:»

Ein kleine Kunstpause, dann fuhr sie fort.

«Wissen nämlich - das Rüstzeug für ein erfolgreiches Leben. So. Aber jetzt genug davon. Geht auf Eure Zimmer, richtet Euch ein und lernt Euch kennen. Der Unterricht beginnt morgen. Mittagessen gibt es pünktlich um zwölf Uhr, das Abendessen um sechs. Die Mädchen folgen bitte mir und unser freundlicher Hausmeister Piras wird die Jungs auf ihre Zimmer bringen.»

Die Mädchen brauchten keine zweite Aufforderung. Sie mühten sich mit ihren Taschen ab und versuchten, mit den schnell stöckelnden Schritten der Direktorin mitzuhalten. Der Hausmeister legte ein deutlich gemütlicheres Tempo vor. Dafür sprach er weniger.

Guter Mann.

Zehn Minuten später waren Antoine und Toni in ihrem Zimmer angelangt. Es war nicht besonders groß und - wohl der Gerechtigkeit halber - war jedes Möbelstück doppelt vorhanden. Exakte Duplikate. Ein schmales Bett, ein kleiner Schrank und ein Schreibtisch.

«Was ist mit dem Badezimmer?», fragte Antoine den Hausmeister.

«Hinten auf dem Flur.»

Mit dieser, Tonis geringe Hoffnungen auf ein eigenes Bad vollends zerstörenden Antwort drehte der Mann sich um und ließ die beiden Jungs allein. Während sie ihre Habseligkeiten in den Schränke verstauten und das bereitliegende Bettzeug über die fadenscheinigen Steppdecken zogen, stellte Antoine sich Toni offiziell vor, wobei Toni es bemerkenswert fand, dass er einen Tonfall an den Tag legte, als sei es eben ein notwendiges Übel, sich bekannt zu machen.

«Was denkst Du über die Direktorin? Ganz schöner Drachen, was?»

Toni zuckte nur mit den Schultern, und als Antoine klar wurde, dass sein Gegenüber nichts zu sagen hatte, fuhr er fort.

«Naja, egal. Mit der werden wir schon fertig. Hatte schon mit ganz anderen Kalibern zu tun. Dieser Laden hier ist bereits das siebte Internat, auf dem mich meine Alten parken. Irgendwie haben wir nie zueinandergefunden. Verstehen einfach nicht, dass ich ab und zu einfach ein bisschen Spaß brauche. Er ist Banker und Mutter verkauft sauteuren

Schmuck an Idioten und ihre dämlichen Weiber. Außer Geld haben die nichts im Kopf. Mein großer Bruder ist da ganz genau so. Der kommt ganz nach denen. Schrecklicher Langweiler. Wieso bist Du hier?»

Antoine hielt mit dem Beziehen seines Bettes inne, um Toni aufmerksam zu mustern, als dieser seiner Antwort gab.

«Ich bin ein armer, kleiner Waisenjunge. Vom Pech verfolgt und von Gott verschmäht.»

Ein ironisches Grinsen hatte sich auf Tonis Gesicht gestohlen, als er diese Worte sprach und um zu bekräftigen, dass er sich der Melodramatik bewusst war, zwinkerte er Antoine noch zweimal zu. Der lächelte kurz, bevor er sagte:

«Das scheint Dir nicht viel auszumachen. Schön. Irgendwie habe ich Waisenkinder schon immer beneidet. Sie müssen es niemandem mehr recht machen. Können niemanden mehr enttäuschen.»

«Macht Dir das was aus? Deine Eltern enttäuschen?»

«Früher schon. Aber ich hab mir das abgewöhnt. Man kann seine Natur nicht verleugnen, was?»

Sie unterhielten sich noch eine Weile, bis sie beschlossen, den Rest des Gebäudes zusammen zu erkunden.

Toni war froh, mit einem halbwegs brauchbaren Zimmergenossen gesegnet worden zu sein. Sie würden viel Spaß haben.

Weil Antoine vehement die Meinung vertrat, dass es in den Kellern von Internaten stets am spannendsten sei, willigte Toni ein, die Erkundungstour dort zu beginnen. Schließlich hatte Antoine bereits Erfahrungen mit Internaten und Toni nicht.

Sie mussten eine ganze Weile suchen, bis sie den Zugang zu einem Treppenhaus fanden, das ins Untergeschoss führte. Zu allem Überfluss war die Tür auch noch abgeschlossen, aber das war ein Problem, das Antoine mit Hilfe eines Drahtstücks schnell gelöst hatte, als für eine Minute niemand in ihrer Nähe war. Als er Tonis Erstaunen hierüber bemerkte, sagte er nur:

«Hab immer ein paar Werkzeuge bei mir. Und in langweiligen Fächern lerne ich gerne praktischere Sachen. Wenn Du magst, bringe ich Dir bei, wie man das macht.»

Wie Toni bald herausfand, hatte sein Stubengenosse Recht gehabt mit seiner Aussage bezüglich der Keller. Sie lokalisierten den Heizungsraum, die Öltanks, deren Dämpfe Toni angenehm in der Nase kitzelten, die

Werkstatt der Hausmeister und mehrere Lagerräume - manche für Lebensmittel, manche für Getränke und einige für Glühbirnen und andere technische Verschleißteile.

Ihre Schritte hallten leise von den nackten Betonwänden wieder, obwohl sie sich stets bemühten, keinen unnötigen Lärm zu verursachen. Nach einer ganzen Weile, Toni kam das permanente Summen der flackernden Neonröhren, die den Keller in künstliches Licht tauchten langsam aber sicher äußerst unangenehm vor, entdeckten sie, zwischen zwei Schränken gut versteckt, eine Tür, die sie noch nicht untersucht hatten.

Anders als die meisten anderen Türen, die sie auf ihrem Streifzug im Keller gesehen hatten, war diese nicht aus Sperrholzplatten und wirkte nicht wie vom Hausmeister selbst gezimmert. Diese Tür war aus schwerem Metall. Eine Brandschutztür. Die beiden Jungs sahen sich an und Antoine nickte Toni zu. Dieser legte vorsichtig seine Hand auf die Klinke und drückte sie sachte hinunter. Auch das war anders als bei den anderen Türen. Im Gegensatz zu diesen war die Brandschutztür sehr gut geölt. Sie schwang leise auf. Sofort stieg Toni der Geruch von Zigarettenrauch, von frischem und von altem und der nach etwas anderem in die Nase, von etwas, das er bis zu diesem Zeitpunkt noch nie gerochen hatte.

«Toni! Die kiffen!», flüsterte Antoine mit einem breiten Grinsen.

«Du meinst … Drogen?»

Toni stellte diese Frage, obwohl er natürlich wusste, was *Kiffen* bedeutete.

«Na klar. Was sonst? Ist doch super. Wir haben gleich am ersten Tag den Spielplatz für die großen Kinder entdeckt!»

Ein triumphierendes Lächeln umspielte Antoines Lippen. Toni erwiderte es, und spähte den schlecht beleuchteten Gang hinunter, der an einer weiteren Tür endete. Wenn sich hier unten Internatsschüler trafen, um gemeinsam Drogen zu nehmen, dann mussten die Hausmeister, deren Reich der Keller ja offensichtlich war, darüber Bescheid wissen. Vermutlich wurden sie von den anderen Kindern dafür bezahlt, dass sie ihr Wissen für sich behielten. Oder waren es am Ende vielleicht sogar die Hausmeister, die hier unten Gras oder Haschisch rauchten?

So oder so. Antoine hatte Recht. Eine überaus spannende Entdeckungen hatten sie da gemacht. Erstens wollte Toni schon immer

mal wissen, wie es war, einen Drogenrausch zu erleben und zweitens würde er womöglich Macht über die- oder denjenigen ausüben können, die er hier unten beim Konsum verbotener Substanzen erwischen würde. Seine Handflächen begannen zu kribbeln.

«Na, dann komm!», flüsterte Toni. Antoine nickte eifrig, ließ Toni aber den Vortritt. Die ungefähr zehn Meter, die sie von der hinteren Tür trennten, legten sie angespannt zurück, mühsam ihre euphorische Abenteuerlust unterdrückend.

Es gelang ihnen, die Tür zu erreichen ohne ein verdächtiges Geräusch zu verursachen. Toni machte einige Gesten, die besagten, dass man zunächst einmal lauschen sollte, was sich hinter der Tür abspielte, bevor man die Klinke drücken würde. Dann gab Antoine nickend seine Zustimmung, und Toni drückte sein Ohr ans Holz der Tür und versuchte so leise wie möglich zu atmen, damit er so viel wie möglich hören konnte. Vier Stimmen konnte er voneinander unterscheiden. Den Inhalt des leise geführten Gespräches jedoch verstand er nicht.

Vier gegen zwei, ging es ihm durch den Kopf. Ein Blick zu Antoine, der ihn beobachtete und seine Ungeduld mit bettelnden, drängenden Gesten kommunizierte. Für eine Sekunde zögerte Toni noch, dann drückte er die Klinke hinunter und öffnete die Tür mit einer schnellen, schwungvollen Bewegung.

Licht strömte in den Gang und drei Jungs und ein Mädchen sprangen erschrocken von den Werkzeugkisten, Putzeimern und umgedrehten Holzkisten auf, auf denen sie sich in geselliger Runde niedergelassen hatten. Einer, der größte und kräftigste von ihnen, ein rothaariger, sommersprossiger Junge, hielt noch den Joint in der Hand. Es dauerte einen Moment, bis er bemerkte, dass er nicht von Lehrern oder den Hausmeistern überrascht worden war, sondern von Mitschülern. Als dieser Denkprozess abgeschlossen war, verflüchtigte sich der Schreck aus seinem Gesicht und machte einer aggressiven Bosheit Platz.

«Was soll das? Seid Ihr noch ganz dicht? Uns so zu erschrecken?»

Seine blauen Augen musterten die Neuankömmlinge jetzt eingehender.

«Ach so. Neue. Ihr kennt Euch hier noch nicht aus, nicht wahr?», sagte er gedehnt.

«Ihr könnt noch gar nicht wissen, wie der Hase hier läuft. Ich denke, in dem Fall können wir gnädig sein und euch nur ein bisschen verdreschen. Was meint Ihr Jungs?»

Auch seine beiden Freunde plusterten sich jetzt auf. Sie waren nicht so stark gebaut wie er, aber beide waren immer noch deutlich kräftiger, als es Toni und Antoine waren. Sie hatten sich gestrafft, als er sie direkt angesprochen hatte, während das Mädchen mit dem blassen Gesicht und den kurzen köterbraunen Haaren sich in eine Ecke zurückgezogen hatte. Als Toni das aufgefallen war, entdeckte er auch eine weitere Tür, die sich auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes befand, und die mit einem alten Teppich teilweise abgehängt worden war.

Konnte es sein?

Er grinste innerlich.

Konnte es wirklich sein, dass der Jungs- und der Mädchenflügel über den Keller miteinander verbunden waren? Das eröffnete ihm ja ganz neue Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Fast hätte er vor Vorfreude vergessen, dass ihm soeben eine Tracht Prügel angedroht worden war.

Gerade überlegte Toni noch, ob er versuchen sollte zu verhandeln, da war Antoine schon vorgesprungen und verpasste dem Kerl links des Rothaarigen einen schweren Schlag direkt in den Solarplexus. Als der Junge vornüberkippte, packte Antoine ihn am dunklen Schopf und rammte ihm sein Knie ins Gesicht. Der getroffene Gegner ging sofort zu Boden. *Recht so*, dachte Toni. *Angriff ist die beste Verteidigung*. Allerdings hatten sie beide nicht mit dem animalischen Jähzorn des Rothaarigen gerechnet. Als dieser sah, was seinem Freund widerfahren war, sprang er vor, Richtung Antoine. Dieser brachte seine Hände in Verteidigungsposition, doch im letzten Moment schwenkte der Rothaarige herum, weg von Antoine und verpasste Toni zwei schnelle Schläge, einen auf den rechten Wangenknochen und einen in den Magen, die Toni die Sterne sehen ließen. Zuerst wurde ihm schlecht, dann wurde es schillernd schwarz vor seinen Augen.

Als er langsam wieder zu sich kam, kniete Antoine neben ihm und redete leise auf ihn ein.

«Komm schon. Steh auf, wir müssen weg hier.»

Toni brauchte einen Moment, bis er sich wieder orientieren konnte. Sie befanden sich immer noch im Kifferversteck. Der Rothaarige, seine Freunde und das Mädchen waren nicht mehr da. Mühsam setzte Toni sich auf. In Antoines Gesicht konnte er ein beginnendes, langsam erblühendes Veilchen erkennen, so eines, wie er sicher auch eines hatte.

«Guter Blitzangriff! Hast Du viel abbekommen?», wollte Toni wissen.

«Sicher mehr als Du. War Dein Glück, dass Du gleich umgeklappt bist.»

Ja, hätte schlimmer sein können, dachte Toni.

«Wo hat es Dich erwischt? Vom Auge abgesehen, meine ich», fragte er.

«Hauptsächlich die Rippen, und einen fiesen Tritt gegen den Oberschenkel habe ich kassiert.»

Das kam Toni noch recht milde vor, wenn er an das wutverzerrte Gesicht des rothaarigen Sommersprosslings dachte.

«Du hast also verloren, ja? Dafür siehst Du aber noch ganz frisch aus.»

«Natürlich habe ich verloren. War ja zwei gegen einen. Aber nach dem ersten Schlagabtausch bin ich dazu übergegangen, die anderen auf Distanz zu halten und ihren Freund, den ich am Anfang ausgeknockt habe, immer wieder zu treten. Irgendwann haben sie es mit der Angst zu tun bekommen und um einen Waffenstillstand gebeten.»

«Clever», sagte Toni knapp.

In Wahrheit fand er es allerdings mehr als clever. Es war auf eine bösartige Art und Weise skrupellos, sich so zu verhalten, die gegenseitige Loyalität der drei Kiffer auf diese Art auszunutzen. Er und Antoine würden sich bestens verstehen.

Toni streckte Antoine die Hand hin und sagte:

«Komm. Hilf mir hoch.»

Toni war immer noch etwas wackelig auf den Beinen, deshalb stützte ihn Antoine, als sie sich zurück auf ihr gemeinsames Zimmer schlichen. Dort verbrachten sie den Rest des Tages damit, abwechselnd mit kaltem Wasser getränkte Handtücher aus dem Gemeinschaftsbad am Ende des Flures zu holen und ihre Blessuren zu kühlen. Sie redeten nicht viel, aber wenn sie sprachen, dann stellten sie beide eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zwischen sich fest. Toni gefiel Antoines Art die Dinge zu sehen und anzugehen, und auch Antoine schien Sympathie für Toni zu empfinden, obwohl dieser nicht wusste, woran das lag. Als es langsam dunkel wurde, zog Antoine einen verkrüppelten Joint aus der Tasche und präsentierte ihn stolz.

«Schau mal. Ich habe Beute gemacht, trotz allem!»

Sie rauchten das Gras gemeinsam am Fenster. Toni konnte später nicht sagen, ob es daran lag, dass es für ihn das erste Mal war, dass er kiffte, aber seine Träume in dieser Nacht waren blutiger als sonst. Er befand sich

nachts auf einer Weide. Eine Herde toter Fohlen mit ihren toten Müttern trampelte ihn zu Brei, obwohl sie alle keine Hufen mehr hatten, sondern nur noch faserige Beinstümpfe, aus denen zerfetzte Sehnen und scharfkantige Knochen hervorragten.

Als er schweißgebadet aufwachte, fühlte er einen Hunger, den er so noch nicht kannte. Draußen war es noch dunkel und das Frühstück somit noch in weiter Ferne. Irgendwann gelang es ihm, wieder einzuschlafen.

Der Religionslehrer, Herr Feretti, war ein hagerer, schiefer Typ mit grauem Haarkranz, der eher mit einem Rabenkrächzen als mit einer richtigen Stimme sprach. In dieser Unterrichtsstunde schien er sich vorgenommen zu haben, das Gleichnis mit dem Splitter und dem Holzbalken im Auge bis zum Erbrechen durchzuexerzieren.

Die Tatsache, dass jeder der Schüler diese Geschichte schon von Kindesbeinen an kannte, oder wenn nicht, dass er sie schon verstanden hatte, als er sie jetzt zum ersten Mal gehört hatte, hielt den Mann nicht von seinem Vorhaben ab, und spätestens nach der dritten Erläuterung zum Thema Heuchelei wurde es zusehends unruhig in der Klasse.

Eine solche Dummheit seitens eines Erwachsenen ärgerte Toni nicht nur, nein, sie erzeugte regelrechte Hassgefühle in ihm. Hatte er anfangs hauptsächlich auf die Stimme des Lehrers geachtet, so nahm er ihn jetzt als Ganzes in Augenschein.

Ihm fielen die vielen kleinen Flecken auf, die unregelmäßig, aber doch omnipräsent über den dunklen Kord seines Anzugs verteilt waren. Die schlecht gepflegten, teilweise bis zum Nagelbett abgekauten Fingernägel und die gelblichen Zähne. Die Schuhe waren abgelaufen und an einer Stelle nahe der Ferse löste sich bereits die Sohle des linken Schuhs ab.

Toni fragte sich, wie lange der Mann wohl diesen Anzug schon besaß. *Eine Dekade wohl mindestens*, schätzte er. Dann blieb Tonis Blick an einer Stelle am Jackett des Religionslehrers hängen. Etwas dort glitzerte im Licht der summenden Neonröhren. Eine Anstecknadel aus Metall. Der Kopf der Nadel war in etwa so groß wie eine Zwanzig-Lire-Münze und ganz genau so rund geformt. Irgendetwas in Toni erwachte, als er diese Anstecknadel wahrnahm. Als Herr Feretti bei einem seiner Rundgänge durchs Klassenzimmer, während denen er unaufhörlich vor sich hin monologisierte, nahe an Tonis Tisch vorbei kam, konnte er einmal mehr

einen Blick darauf werfen und Details erkennen. Es war eine Art Kreuz, das über zwei Querbalken verfügte, der untere länger als der obere, und an dessen Fuß eine seitlich liegende Acht angefügt worden war. Das ganze war sehr fein gearbeitet, und, als das Licht richtig darauf fiel, weil Feretti sich weiterbewegte, erkannte Toni, dass das seltsame Symbol in einen Kreis mit einem Pentagramm hineingraviert worden war.

Toni hatte dieses Symbol schon einmal gesehen. Auf einem von Azraels Büchern. *LaVey*, schoß es ihm durch den Kopf. Toni war verwirrt. Was hatte ein Mann wie Azrael mit einem wie diesem hier gemeinsam? Toni stupste Antoine an, der sich, wie in allen anderen Unterrichtsstunden auch, neben ihn gesetzt hatte.

«Siehst Du das?»

Toni nickte in Richtung der Anstecknadel und flüsterte dann weiter.

«Was ist denn das für ein Ding?»

«Keine Ahnung. Noch nie gesehen, so was», antwortete Antoine in ebenso leisem Tonfall.

Den Rest der Unterrichtsstunde nutzte Toni dazu, eine Skizze des Symbols anzufertigen, wobei er jedes Mal ein neues Detail hinzufügte, wenn Herr Feretti wieder an seinem Tisch vorbeikam. Für Antoine war die Sache bereits abgehakt, aber Tonis Gedanken drehten sich nur noch im Kreis. Sie kreisten um das seltsame Symbol. *Merkwürdig*. Es wirkte auf ihn gleichermaßen anziehend wie bedrohlich, aber auf alle Fälle geheimnisvoll.

Der Rest des Tages verging quälend langsam. Beinahe kam es Toni vor, als würde die Zeit sogar rückwärts laufen, nur um ihm eins auszuwischen.

Am Nachmittag stellte er fest, dass das Internat über zahlreiche Möglichkeiten für die jungen Schüler verfügte, sich sportlich zu betätigen. Es gab einen Fußballplatz, einen Raum mit Gewichten, einen Basketballplatz, eine Aschebahn, eine Weitsprunggrube und viele Sportmöglichkeiten mehr. Allerdings stand ihm nicht der Sinn nach Toben und Schwitzen. Seine Blessuren taten ihm noch weh und er hatte schlichtweg anderes im Kopf. Kurz überlegte er, eine der freiwilligen Unterrichtsstunden zu besuchen, die am Nachmittag angeboten wurden. Es wurde von jedem Schüler erwartet, dass er sich nachmittags um die Fächer bemühte, in denen er am schlechtesten war. Das stand in der Hausordnung, die sie alle bei ihrer Ankunft erhalten hatten. So richtig betraf Toni diese

Order nicht, denn er war rundum ein Einserschüler. Der Nachteil seiner schnellen Auffassungsgabe war, dass er sich ebenso schnell langweilte, wie er Zusammenhänge verstehen und Fakten verinnerlichen konnte. Dennoch entschied er sich - Symbol hin oder her - die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen, indem er die Aufbaustunde in Mathematik besuchte. Nicht in Religion. Der eintönige Sermon von Herrn Feretti war wirklich eine Zumutung, die zu ertragen er momentan nicht bereit war.

Als er den nur halb gefüllten Klassenraum betrat, in dem Herr Donati die Formeln und Rechenwege, die heute Morgen durchgenommen worden waren, noch einmal detaillierter und deutlich geduldiger erklärte als zuvor, stellte er mit Überraschung fest, dass der Rothaarige und seine zwei Spießgesellen, die nebeneinander an der östlichen Wand des Klassenraumes saßen, offensichtlich gerade kein Interesse daran hatten, irgendwelchen Blödsinn hinter dem Rücken des Mathelehrers zu veranstalten.

Antoine hatte ganz schön ausgeteilt. Vor allem der, den er zuerst niedergeschlagen hatte, sah ziemlich verbeult aus. Gestern, als Toni mit Antoine zusammen seine Wunden geleckt hatte, hatte er seinen neuen Zimmergenossen gefragt, ob sie Ärger von den Lehrern bekommen würden. Denn dass eine Keilerei stattgefunden hatte, das war offensichtlich, wenn man in die jungen Gesichter blickte und bemerkte, wie vorsichtig die Jungs sich bewegten.

Antoine hatte diese Frage leichtfertig abgetan.

«Ach was, das ist doch mehr oder weniger normal. Die Lehrer sind üblicherweise froh, wenn wir unsere Differenzen untereinander austragen und ihnen nicht damit auf die Nerven gehen.»

Damit hat er Recht, hatte Toni gedacht, als ihm in der dritten Schulstunde endgültig klar geworden war, dass keiner der Lehrer ihren lädierten Visagen Beachtung schenkte.

Genauso handhabte es auch der Mathematiklehrer. Auch das universelle, ungeschriebene Gesetz, dass man Erwachsene nicht in interne Streitigkeiten mit hineinziehen durfte, schien hier im Internat Geltung zu haben, denn seine Gegner von gestern zuckten nicht mit der Wimper, als Toni den Raum betrat. Erleichtert darüber nahm er an einem von den Tischen Platz und holte sein Heft heraus.

Dieses Abkommen, das alle Kinder und Jugendliche der Welt miteinander eingegangen waren, hinderte den rothaarigen Bastard

allerdings nicht daran, ihm hin und wieder einen giftigen Blick zuzuwerfen. Toni tat sein Bestes, um eine Maske eisiger Überlegenheit in sein Gesicht zu zaubern, und begegnete den Blicken - so dachte er zumindest - mit majestätischer Gelassenheit. Herr Donati schloss die Unterrichtseinheit ab, indem er eine komplizierte und unnötig aufgeblähte logarithmische Gleichung an die Tafel zeichnete, die in Gruppenarbeit gelöst werden sollte.

Der Rothaarige hielt sich sogar so weit an die stille Übereinkunft, niemanden etwas merken zu lassen, dass er gut mit Toni zusammenarbeitete. Toni wusste nicht genau, wie er das bewerten sollte. War das ein echter Waffenstillstand? War das lediglich Wahrung der Etikette? Oder versuchte der Sommersprossling nur, ihn in Sicherheit zu wiegen?

Als Toni gegen Abend den überfüllten und entsprechend lauten Speisesaal, in dem das Abendessen serviert worden war, in Richtung seines Zimmers verließ, hatten sämtliche Gedanken in diese Richtung sich wieder verflüchtigt. Sie kreisten jetzt erneut um das geheimnisvolle Symbol am Revers des Religionslehrers. Gedankenversunken stieg er die Treppe in den zweiten Stock hinauf und betrat seines und Antoines Zimmer. Der Schweizer lag nur mit seiner Unterhose bekleidet auf seinem Bett und las. Er sah auf, als Toni eintrat.

«Sag mal, hast Du keinen Hunger gehabt?», fragte Toni seinen Zimmergenossen, den er im Speisesaal vermisst hatte.

«Nein. Alles in Ordnung. Ich hab mir etwas vom Mittagessen aufbewahrt.»

Antoine zeigte auf einen ratzeputz leeren Teller auf dem Boden vor dem Bett, der Toni vorher gar nicht aufgefallen war.

«Ich hätte Lust auf einen feinen Gutenacht-Joint.“

Antoine machte eine Bewegung mit den Händen, die das Rauchen imitierte.

«Wir haben aber nichts mehr», zuckte Toni gleichgültig mit den Schultern. Nach dem Traum der letzten Nacht und des elenden Hungergefühls, das ihm gefolgt war, war er nicht besonders begeistert von dem Gedanken, erneut Gras zu rauchen.

«Das wird sich schon sehr bald wieder ändern. Keine Sorge.»

«Du hast also einen Plan?»

«Ja, natürlich. Ich habe immer einen Plan.»

Toni nickte daraufhin nur und ließ sich vorsichtig auf dem Bett nieder. Er war sich noch nicht sicher, ob er erneut mit Drogen experimentieren wollte und wusste folglich nicht, ob er echtes Interesse an Antoine Plänen diesbezüglich hatte.

Die Tatsache allerdings, dass sein neuer Begleiter über kriminelle Energie, Ambitionen und offensichtlich eine etwas andere Weltsicht verfügte, als die dämlichen Bauerntrampel, mit denen Toni bis dato seine Jugend hatte verbringen müssen, gefiel ihm außerordentlich. Lang auf dem Rücken ausgestreckt und mit geschlossenen Augen erzählte Toni ihm von dem Verhalten des Rothaarigen, der, wie er ebenfalls in der Mathematikstunde erfahren hatte, Fabrizio hieß, und fragte Antoine, was er davon hielte.

Antoine zuckte nur mit den Schultern.

«Wer weiß das schon? Aber wenn ich schätzen sollte, dann würde ich sagen, dass die Sache mit Fabrizio noch nicht vorbei ist.»

Dann setzte Antoine sich auf und sah Toni direkt an.

«Komm, lass mich noch mal nach Deinen Verletzungen sehen.»

Die beiden lagen noch eine Weile auf ihren Betten, und jeder hing seinen Gedanken nach. Als Antoines Atmung Toni verriet, dass er tief und fest schlief, stahl er sich leise aus der Stube.

Der Gang lag in einem leicht desorientierenden Halbdunkel, und wurde lediglich von dem schwachen, gelblichen Licht, das ganz am Ende des Ganges im Gemeinschaftsbad brannte, beleuchtet. Toni hatte sich Gedanken darüber gemacht, was er tun sollte, falls man ihn erwischen würde. Deswegen hatte er davon abgesehen, sich seine Schuhe anzuziehen. Auch auf seine andere Kleidung hatte er weitestgehend verzichtet. Mit nackten Füßen und nur mit einer Pyjamahose am Leib setzte er vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Schlafwandeln - das war seine vorgefertigte Entschuldigung für den nächtlichen Ausflug.

Natürlich kannten die Direktorin und die anderen Lehrer seine Vorgeschichte. Sie würden ihm glauben, dass er Schlafprobleme hatte. Er fragte sich, wie dick seine Akte wohl war, und was darin alles über ihn gesagt wurde. Dann musste er schmunzeln. Egal, was darin stand, die ganze Wahrheit war nirgendwo niedergeschrieben worden.

Während er auf Geräusche achtete, und versuchte, selbst keine zu

machen, dachte er über Antoine nach. Seine Berührungen, als er den großen Bluterguss an Tonis Oberkörper untersucht und dann mit einem nassen Handtuch, das er eigens dafür aus dem Badezimmer geholt hatte, gekühlt hatte, waren überraschend zärtlich gewesen. Toni fand, dass er die offensichtliche Zuneigung des Jungen zu ihm ausnutzen sollte. Wenn er es richtig anstellen würde, konnte er ihn vielleicht in ein ähnliches Verhältnis manövrieren, wie es Azrael mit Tonis Mutter getan hatte.

Toni erreichte das Treppenhaus. Die Wohnräume des Religionslehrers befanden sich oben, im dritten Stock. Toni lauschte in alle Richtungen. Von unten, aus dem Erdgeschoss, war ein quietschendes Geräusch zu hören, so, als ob jemand einen Stuhl oder einen Tisch über den Boden schieben würde. Sicher einer der Hausmeister. Auf Zehenspitzen brachte er die Treppe hinter sich. Der große, halbdunkle Flur, den entlang die Türen zu den Lehrerwohnungen aufgereiht waren, war gänzlich anders als der, der zu den Stuben der Internatsschüler führte. Waren dort die Wände weiß gestrichen und mit Abschürfungen und kleinen Schmierereien übersät, gegen die zu kämpfen die Lehrerschaft schon längst aufgegeben hatte, so war hier oben eine farbenfrohe Tapete mit großflächigem Blumenmuster angebracht worden. Kleine, edel wirkende Kommoden und Schränkchen waren in unregelmäßigen Abständen an beiden Seitenwänden verteilt worden. Hier ein Spiegel, dort die Kopie eines Rembrandt, dort hinten die eines Bosch. Auch war der Gang nicht so düster wie der ein Stockwerk tiefer, sondern wurde stattdessen von recht weit heruntergedimmten Lämpchen erhellt, die in regelmäßigen Abständen rechts und links an der Wand etwas über Kopfhöhe angebracht waren.

Toni wagte sich tiefer in den Flur hinein. Als er an der ersten Türe angekommen war, beschlich ihn ein Gefühl von unangenehmer Erkenntnis. Keine Namensschilder. Nicht so wie unten bei den Schülern. Verdammt. Er hätte an so etwas denken müssen. Wie sollte er herausfinden, welches der Zimmer das des Religionslehrers war? Davon abgesehen befand sich der Mann ja momentan eben dort drinnen. In seinem Zimmer. Und wie sollte es Toni gelingen dieses Zimmer zu durchsuchen, wenn der dämliche Kerl darin war? Er konnte ja schlecht einfach das Licht einschalten und *Hallo* sagen, mitten in der Nacht.

Nein, er war eindeutig zu voreilig, zu unüberlegt - zu *dumm* - vorgegangen. *Ich bin ein unglaublicher Idiot*, dachte er. *Keinen Deut besser als all die anderen*.

Gerade wollte er den Rückzug antreten und zurück in sein Zimmer schleichen, in Gedanken noch immer damit beschäftigt, sich selbst zu beschimpfen, da öffnete sich, kaum fünf Meter vor ihm eine der Türen. Panisch suchte er nach einer Möglichkeit, sich zu verstecken. So flink und leise er konnte, huschte er in eine Ecke, die von einer Kommode mit daran angebrachten, beinahe armdicken Spiegel und der rechten Wand des Ganges gebildet wurde, und kauerte sich zusammen. Die leisen, kaum verständlichen Stimmen von einem Mann und einer Frau drangen an sein Ohr. Obwohl die beiden sich bemühten, wirklich sehr leise zu sein, erkannte er sie trotzdem. Die Stimme der Frau war die der Direktorin. Die Stimme des Mannes war eindeutig das Rabenkrächzen des Religionslehrers.

Vorsichtig und Zentimeter um Zentimeter schob Toni seinen Kopf nach vorn, gerade so weit, bis er mit seinem linken Auge die beiden Gestalten im Dämmerlicht erkennen konnte. Herr Feretti trug den selben staubigen, abgetragenen Anzug, den er schon den ganzen Tag getragen hatte. Sein Hemd hing aus der Hose und die Enden des Gürtels baumelten lose herab. Die Direktorin war in ein kurzes Spitzennachthemd mit weitem Ausschnitt gekleidet. Die Hände von Herrn Feretti ruhten seitlich an ihrem Körper, irgendwo zwischen ihrer Hüfte und ihrem Gesäß.

Die Umarmung der beiden war schnell und verstohlen, aber doch eindeutig. Toni zog seinen Kopf zurück, als Herr Feretti schnell den Gang hinauf- und hinunter spähte, um sicher zu sein, dass die intime Berührung von niemandem gesehen worden war. Das leise Schmatzen eines flüchtigen Kusses, das Rascheln von Stoff und das Versprechen der Direktorin, morgen Nacht wieder bereit zu sein und Herrn Feretti, den sie Nicolo nannte, wieder zu empfangen, drangen ebenfalls an Tonis Ohr. Dann wurde die Tür leise geschlossen und die Schritte von Herrn Feretti entfernten sich.

Da war Tonis Gelegenheit.

Morgen Nacht.

Er spähte wieder hinter der Kommode hervor und beobachtete, wie der feine Herr Feretti auf der anderen Seite des Ganges, vier Türen weiter, seine eigenen Räumlichkeiten betrat.

Toni musste grinsen.

Das Internatsleben war spannend.

Lange war Toni noch wach gelegen in dieser Nacht und hatte Pläne geschmiedet. Mit ihrer Umsetzung begann er, als er bemerkte, dass Antoine sich langsam regte. Immer öfter begann der Junge im Bett gegenüber von Tonis eigenem sich im Schlaf zu bewegen und seine Position zu verändern. Er würde bald aufwachen. Das war gut.

Langsam begann Toni seine Augen zu reiben. Gerade so fest, dass es nicht weh tat, aber trotzdem bunte Sterne in seinem Blickfeld erschienen. Dann versuchte er, auf Kommando zu weinen.

Ihm, als jemandem, der in seinem Leben fast noch nie geweint hatte, schon gar nicht in den letzten zehn oder zwölf Jahren, fiel das schwer. Er versuchte es mit Erinnerungen an seine Mutter. Es funktionierte nicht. Wie sollte es auch? Er hatte ja nicht mal etwas gefühlt, als Pater Bianchi ihm berichtet hatte, dass sie ins Wasser gegangen war. Es gelang ihm einfach nicht, zu fühlen, was, wie Toni dachte, ein anderer Sohn in seiner Situation gefühlt hätte. Toni suchte nach etwas, das ihm helfen konnte. Dann streifte sein Blick seinen Kulturbeutel.

Ja. Eine winzige Menge Zahnpasta würde ausreichen. Nur ganz wenig. Toni schraubte die Verschlusskappe von der Tube und strich mit dem kleinen Finger an der Innenseite entlang. Dann brachte er ihn nahe an sein Gesicht. Es roch leicht nach Minze, nach einer chemischen Variante davon. Es funktionierte. Nachdem Toni sich einen Hauch davon in beide Augen gerieben hatte, begannen sie zu brennen und zu tränen. Als Antoine erwachte, sah Toni genau so aus, wie er es geplant hatte.

Er ließ den schwarzhaarigen Jungen nur für eine Sekunde sein verheultes Gesicht sehen. Dann wandte er sich ab. An Antoines Tonfall konnte Toni sofort hören, dass sein Plan funktioniert hatte.

«Was hast Du?», fragte Antoine besorgt, noch mit Schlaf in der Stimme. Toni antwortete nicht, sondern produzierte einen unterdrückten Schluchzer.

«Na, komm schon, so schlimm kann es nicht sein, oder?»

Toni hörte, wie Antoine sich im Bett aufsetzte und die Decke zurückschlug. Dann begann er langsam und stockend zu reden. Toni erzählte dem Jungen alles. Alles, was er getan hatte, und alles, was Azrael getan hatte. Am Ende war es Antoine, dem wirkliche Tränen in den Augen standen. Aber, wie Toni es vorausgesehen hatte, wandte er sich nicht vor

Abscheu ab, sondern ihm in Zuneigung zu.

Er hat wohl ein Herz für kaputte Dinge. Vermutlich weil er selbst ein kaputtes Ding ist.

Die ganze Zeit hatte Toni mit dem Gesicht zur Wand gelegen, abgewandt von Antoine, weil er es sich nicht zutraute, seine Mimik im Griff zu behalten. Erst als er geendet hatte, hatte er sich zu seinem Stubenkameraden umgedreht. Noch bevor dessen Tränen auf seinem Gesicht getrocknet waren, fragte Toni ihn leise:

«Und Du? Wenn wir schon beichten, dann sollten wir es vielleicht richtig machen. Was ist mit Dir?«

«Weiß nicht. Aber fast alle von den Psychologen, zu denen meine Eltern mich geschickt haben, sagen, dass ich mit meiner Dealerei, meinen Drogeneskapaden und Schlägereien nach Aufmerksamkeit suche. Genauer gesagt, dass ich die Aufmerksamkeit meiner Eltern erzwingen will. Idioten. Ich hasse die beiden. Geldgeile Spießer. Das einzig Gute daran ist, dass ich die ganze Kohle einmal erben werde, sobald sie endlich tot sind. Nein, Toni, ich kann Dir nicht mit so einer schrecklichen Geschichte dienen, wie Du sie mir gerade erzählt hast. Ich bin einfach nur ein bisschen anders, als die anderen Kinder.»

Er lachte sarkastisch.

«Einfach ein bisschen … hungriger, denke ich.»

Ja, dachte Toni. *Du bist ein bisschen hungriger. Ein bisschen skrupelloser. Ein bisschen mehr Wolf als Lamm. Nicht ganz so sehr wie ich vielleicht, aber immerhin.*

«Okay. Danke, dass Du mir das erzählt hast. Weißt Du, vielleicht bringt es ja gar nichts, sich ständig über die Vergangenheit Gedanken zu machen. Vielleicht sollten wir nach vorn sehen.»

Beim Frühstück im großen, lauten und mit zweihundert Internatsschülern aus allen Nähten platzenden Speisesaal, saßen Antoine und Toni zwar beieinander, doch sie redeten nicht viel. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und Toni warf nur hin und wieder einen Blick auf Antoines Gesicht und versuchte zu ergründen, ob die Gefühlswelt des Franko-Schweizers sich in die richtige Richtung bewegte. Das allerdings gelang ihm nicht. Antoine hatte sich wieder seine Maske aus Coolness und Unantastbarkeit übergestreift.

Na gut, dachte Toni. *Soll mir recht sein. Einmal heulen muss ja auch reichen*. Er wollte ja schließlich kein bedürftiges Weichei zum Freund, sondern jemanden, der zu handeln wusste.

Den Unterricht an diesem Tag nahm Toni als bleischwer und stumpf wahr. In Biologie und Physik wurde jeweils ein unangekündigter Test geschrieben. Toni beantwortete die lächerlichen Fragen ohne größere Probleme, war als erster fertig, und es gelang ihm sogar, Antoine durch geschicktes Überreichen eines Zettels in einem unbeobachteten Moment unter die Arme zu greifen. Nicht, dass Antoine dumm war. Toni schätzte, dass auch er diese Tests mit links hätte bestehen können, wenn er nur in der Lage wäre, sich zu konzentrieren. Dass das oft nicht der Fall war, schob Toni auf mangelnde Weitsicht. Alles Wissen konnte einmal wichtig werden, war Toni klar. Das hatte Antoine noch nicht begriffen. Er beteiligte sich nur an den Themen, die ihn von Natur aus interessierten. Aber selbst damit überflügelte er achtzig Prozent der anderen Schüler, was die beiden auf lange Sicht wohl nicht gerade beliebter machen würde.

Die Mehrheit tritt eben gern nach denen, die dafür sorgen, dass sie sich ihrer Gewöhnlichkeit bewusst wird, dachte Toni und sonnte sich in seiner Einzigartigkeit. Dann war es einmal mehr an der Zeit für Religion.

Unter Ivans Knute

Ich muss gestehen: Es tat mir gut, endlich einmal der Jäger zu sein und nicht der Gejagte. Ich verfolgte die Männer, die sich im Gänsemarsch - die jeweils linke Schulter hin und wieder die Wand streifend, um nicht die Orientierung zu verlieren oder über die nutzlos gewordenen Schienen zu stolpern - vor mir her bewegten, mit einem großzügig bemessenen Sicherheitsabstand durch die verwaisten Gänge.

Sie machten es mir nicht besonders schwer.

Unter der Last ihrer vollgepackten Rucksäcke, jeder von ihnen mit weiteren und ebenso vollgestopften Taschen behangen, waren die drei weder in der Lage, sich besonders schnell durch die Dunkelheit zu bewegen, noch musste ich selbst besonders leise sein. Ihr eigenes angestrengtes Keuchen machte es den Männern unmöglich, meine Schritte zu hören. Man merkte sofort, dass diese Leute hierher gehörten, denn sie bewegten sich mit offensichtlicher Sicherheit und Ortskenntnis durch die Tunnel des Frankfurter U-Bahn-Netzes, das Ivans Gemeinde auf vielfältige Weise mit dem Rest der zerstörten Stadt verband. Nur dann und wann ließ derjenige, der voran ging seine Taschenlampe für einige Sekunden aufblitzen, damit sie sich orientieren konnten. Aber dieses kurze Leuchten reichte mir aus, um ihre Umrisse zu erkennen und den Abstand zwischen uns konstant halten zu können. Ich konnte nur hoffen, dass die Lampe auch noch ein weiteres Mal aufblitzen würde, um mir den Punkt zu markieren, an dem die drei Diebe das U-Bahn-Netz verlassen würden.

Um meine Sicherheit machte ich mir momentan wenig Sorgen. Zum einen hatte mir Stummelzahn, wie angeordnet, meine Ausrüstung vollständig übergeben, als er mich von Ivans Befehl, den Tunnel zu überwachen, in Kenntnis gesetzt hatte, und zum anderen fand ich in meinem Rucksack neben Verbandszeug, Desinfektionsmittel, einer Taschenlampe und Reservebatterien in ein schmutziges Stück Stoff eingeschlagen, noch neun Bolzen für die Armbrust, die ich jetzt schussbereit an einem zerschlissenen Riemen über der Schulter trug. Das waren nicht meine Bolzen. Sicher waren sie auf Befehl Ivans hin in meinem Rucksack gelandet. Auch mein Fahrtenmesser und eine neue Machete war dabei gewesen.

Was aber in noch größerem Maße zu meinem Selbstvertrauen beitrug, war das Wissen, dass die drei Männer vor mir zwar durchaus bewaffnet, aber alle so dermaßen schwer mit Diebesgut beladen waren, dass ich - falls sie mich tatsächlich durch einen dummen Zufall entdecken sollten - schneller das Weite gesucht haben würde, als sie ihre Gewehre in Anschlag bringen konnten.

Ich hatte im Schatten eines Zeltes auf den U-Bahngleisen versteckt, dort, wo die Versehrten untergebracht waren denen Ivan Obdach gewährte, nur die Umrisse ihrer Waffen erahnen können, als die drei sich in die Tunnel davon stahlen. Dennoch war ich mir ziemlich sicher, dass es sich um Karabiner oder geplünderte Sportwaffen handelte und nicht um Exemplare der Sturmgewehre, die ich entdeckt hatte und die Ivan sich inzwischen unter den Nagel gerissen und an seine Jungs verteilt hatte.

Auch die drei vor mir im Tunnel hatten Anfangs die rote Armbinde getragen, die die Männer und Frauen kennzeichnete, die das besondere Vertrauen des hünenhaften Osteuropäers genossen. Im Tunnel hatten sie sie dann abgenommen. Schwer musste der Verrat wiegen, den sie an ihm begingen. Ich persönlich war mit Ivans Eigentum nicht so knauserig. Schließlich taten sie genau das, was Wanda und ich auch tun wollten, sobald wir uns genug Handlungsspielraum verdient hatten. Ich wollte mir gar nicht ausmalen, was er mit den Männern anstellen würde, wenn ich zurück käme, um ihm Bericht zu erstatten. Aber zuerst musste ich herausfinden, wohin sie die Lebensmittel, die Ausrüstung und die Munition brachten, die sie gestohlen hatten.

Ich wurde aus meinen Gedanken gerissen, als der vorderste der Männer einmal mehr für einen, diesmal etwas längeren Moment seine Taschenlampe einschaltete und mir auf diese Weise unwissentlich die Stelle markierte, an der sie einen Notausgang aus dem U-Bahn-Netz nahmen, um an die Oberfläche zu gelangen.

Ich hoffte inständig, dass sie mir die Verfolgung in den Straßen genauso einfach machen würden wie hier unten in den Tunneln. Als das Licht der Lampe wieder erloschen war, zählte ich bis zehn. Dann beschleunigte ich meine Schritte, um den Vorsprung, den sie hatten, nicht zu groß werden zu lassen. Ich durfte es mir nicht erlauben, sie zu verlieren. Ebenfalls meine linke Schulter dann und wann gegen die Tunnelwand drückend, um mich zu vergewissern, dass sie noch da- und ich in der Dunkelheit nicht abgedriftet war, hastete ich hinter ihnen her. Als ich nach

einer kleinen Weile der Meinung war, dass sie das unterirdische Bahn-Netz verlassen haben mussten, wagte ich es, meine eigene Lampe anzuknipsen.

Ich sah, dass auch ich beinahe schon den Notausgang erreicht hatte, und schickte mich an, die verwitterten Betonstufen hinauf zu steigen. Noch während ich die Lampe wieder ausschaltete und die Armbrust von der Schulter nahm, dachte ich einmal mehr über die vergangenen Ereignisse nach.

Die Zeit, in der Wanda, Mariam und ich in unserem Zelt, das, verglichen mit den allgemeinen Zuständen in Ivans Lager eine Art goldenen Käfig darstellte, zur Tatenlosigkeit verdammt waren, schien sich endlos hingezogen zu haben. Und, neben Leibesertüchtigungen, improvisiertem Schulunterricht für die kleine Mariam und irgendwie wortkargen und aufs Nötigste beschränkten Gesprächen zwischen Wanda und mir, hatte nur eine bleierne, erdrückende Langeweile mein Denken bestimmt. Ich weiß nicht, ob Ivan das beabsichtigt hatte, aber als er mich dann schließlich auf die erste Patrouille hatte mitnehmen lassen, war die Erleichterung, die ich spürte, überwältigend.

Endlich heraus aus dem verdammten Zelt, endlich damit beginnen, unseren Plan in die Tat umzusetzen. Fast löste diese Erleichterung so etwas wie eine verquere Dankbarkeit in mir aus.

Fast.

Ich wusste, dass es Wanda genau so sehr unter den Fingern brannte, etwas zu tun, wahrscheinlich sogar noch mehr als mir. Aber ich konnte nichts tun, um ihr zu helfen. Ivan betrachtete sie nicht als *relevant*, sondern lediglich als Mittel, um sich meine Mitarbeit zu erpressen. Und so blieb sie, mehr oder weniger zum Nichtstun gezwungen, im Zelt zurück.

Ich wurde also auf Patrouillen geschickt. Manchmal tagsüber, manchmal nachts. Manchmal auch für einen ganzen Tag am Stück. Mir war völlig klar, dass diese ersten Patrouillen Tests waren und dass das stetig wechselnde Team nicht nur den Auftrag hatte, diese oder jene Straße zu bewachen oder den Holbeinsteg oder die Tunnel zu sichern, sondern dass die Männer vor allem anderen auch Anweisung hatten, mir auf den Zahn zu fühlen.

Ich gab mich ernst, wortkarg und unwillig, reagierte auf Provokationen nur mit einem Schnauben oder mit, wie ich hoffte, bösen Blicken. Von diesen Provokationen gab es reichlich und sie zielten meistens auf Wanda

ab. Als ein schmächtiger, rothaariger Kerl, dessen Namen ich nicht einmal mehr wusste, in Aussicht stellte, dass sich mehrere von Ivans Jungs Wanda und auch Mariam *vornehmen* wollten, während ich mit der Gruppe auf Patrouille war, und es wagte, mich direkt zu fragen, wie es sich wohl anfühlen würde, nichts dagegen tun zu können, hatte ich ihm bereits mehrere Zähne ausgeschlagen und das Jochbein mit einer blechernen Feldflasche zertrümmert, bevor es seinen Freunden gelang, mich zurückzuhalten.

Er hatte einen Nerv getroffen, denn ich war tatsächlich mehr als besorgt und über die Gebühr angespannt ob der ganzen Situation. Und so hoffte ich - während ich ihm nachblickte, wie er gedemütigt, schmerzgebeugt und alleine, zurück zum Lager im Hauptbahnhof geschickt wurde und ich mit den restlichen Männern auf Posten bleiben musste - dass die wilden Hunde, die in den letzten Wochen zunehmend zu einem immer größeren Problem geworden waren, das Blut, das aus seinem zerschlagenen Gesicht tropfte, riechen und den verdammten Scheißkerl in Stücke reißen würden.

Und tatsächlich, bisher hatte ich den Mann nicht wieder gesehen.

Langsam glaubte ich dann, das System hinter Ivans Prüfungen zu verstehen, denn das nächste Team seiner Jungs, mit dem ich ausgeschickt wurde, gab sich gänzlich anders. Als ob ich Ivan bewiesen hätte, dass mir tatsächlich an Wanda lag und er mich dadurch in der Hand hatte, versuchten die Männer jetzt, sich mit mir zu verbrüdern, fragten nach meiner Vergangenheit, murrten über Ivans Führungsstil, gaben abfällige Kommentare über die Versehrten auf den Gleisen von sich und so weiter und so weiter. Ich war mir bewusst, dass jede meiner Reaktionen sofort zum Ivan oder zu seinem Hauptmann Rolf weitergegeben werden würde und ich gab ihnen, was sie hören wollten und blieb dabei so nahe an der Wahrheit, wie möglich.

Ja, ich sei nicht besonders glücklich über meine Lage, schon richtig, aber ich wusste, dass ich es auch schlechter hätte treffen können. Der Ivan nötige mir widerwilligen Respekt ab, wie er das Leben in seinem Lager lenkte und am Ende mochte es so sein, dass ich ihm *wirklich* mein Leben verdankte. Von meinen Fluchtplänen freilich ließ ich nichts verlauten.

Im Gegenteil.

Je größer die Zahl der absolvierten Einsätze mit seinen Jungs, desto mehr taute ich anscheinshalber auf und dann und wann lachte ich auch mit

den anderen über diesen oder jenen zotigen Witz. Ab und an trank ich auch mit den Männern, anstatt, wie zuvor, sofort nach dem Einsatz zu Wanda und Mariam ins Zelt zurückzukehren. Meine Waffen musste ich bei Betreten des Lagers immer noch an Stummelzahn abgeben, der sie, wie immer kleine Gemeinheiten nuschelnd, in Empfang nahm und stets genau zu wissen schien, wann wir zurückkehren und welchen Eingang wir nehmen würden. Nach den Patrouilleneinsätzen berichtete ich Mariam und Wanda, was ich erlebt, gesehen, und über den politischen Mikrokosmos, in dem wir uns befanden, gelernt hatte. Zum Glück waren die Patrouillen selbst meistens recht ereignislos und bis auf wenige Zusammenstöße mit Mitgliedern anderer Gruppen, die bisher glücklicherweise ohne Tote oder ernsthaft Verletzte auf irgendeiner der beiden Seiten verlaufen waren, beschränkten wir uns darauf, die wilden Hunde zu dezimieren, wenn sich eine Gelegenheit ergab und darauf, das uns anvertraute Gebiet im Auge zu behalten.

Anfangs waren Wanda und Mariam jedes Mal überglücklich, mich an einem Stück wieder zu sehen, aber über die Wochen hatte sich dann eine gewisse Routine eingestellt. Bald war es fast, als würde ich morgens zur Arbeit gehen und am Abend wieder heim kommen. Ein kleines, falsches Stückchen Vorkriegs-Glück, wenn man so will.

Wanda setzte die Untätigkeit immer mehr zu, und schließlich, nachdem sie meine Rückkehr für Stunden ignoriert hatte, gab sie ihrer Frustration Ausdruck.

Ob ich einer von *denen* werden würde?

Ob ich unseren Plan vergessen hätte?

Ob ich Da Silva und seine Häscher vergessen hätte, denn falls das so sei, würde sie sich den Weg aus dem Lager frei schießen, und zwar hier und heute, und wäre nicht traurig, wenn ich ihr dabei im Weg stehen sollte.

Ich versicherte ihr, dass dies nicht der Fall war.

Als ich den nächsten Einsatz - eine Wachschicht in den Tunneln an eben der Barrikade, an der ich von Stummelzahn und dem Brückenmann gefangen genommen worden war - hinter mich gebracht hatte, bat ich den Patrouillenführer, der wie ich inzwischen wusste, mit dem blonden Rolf befreundet war, um eine Unterredung mit Ivan.

Wanda brauchte definitiv etwas zu tun und mit ein wenig Glück würde auch sie sich bald etwas Bewegungsfreiheit im Lager erarbeiten und

unsere Fluchtpläne an einer weiteren Front vorantreiben können. Aber im Moment sah es so aus, als würde die von mir gewünschte Unterredung nicht stattfinden. Der Ivan habe Wichtigeres zu tun, hieß es. Stattdessen kam Rolf auf die nächste Patrouille mit.

All das verbannte ich jetzt aus meinem Kopf, als ich die letzte Treppenstufe nach oben stieg und nach den Männern Ausschau hielt, die ich jagte.

Mir gegenüber auf der anderen Seite der zweispurigen Straße, die merkwürdig intakt und still im vom Schnee reflektierten Licht des Mondes da lag, erkannte ich eine Tankstelle mit angeschlossenem Fast-Food-Restaurant. Drei der Zapfsäulen zeichneten sich in bizarren Winkeln wie umgestoßen Grabsteine vor dem zerbombten Gebäude ab. Doch den größten Schaden hatte die Burgerklitsche genommen, die nahezu völlig in Trümmern lag. Das golden-gelbe Logo war vom Dach auf den kleinen Vorplatz gefallen. Eine ironische Erinnerung an bessere Zeiten, auch wenn ich schon vor dem Krieg kein besonders großer Freund von Fast-Food gewesen war. Zwei weitere Zapfsäulen waren unzerstört, zumindest äußerlich, und von der letzten fehlte jede Spur. Ich markierte den Ort in meinem Hirn, denn eventuell gab es hier noch Brennstoff zu plündern. Würde mir sicherlich Pluspunkte beim Ivan einbringen.

Leicht erschrocken erinnerte ich mich an den Grund meines Hierseins, drehte mich einmal im Kreis.

Schilder, kaum lesbar. Deutsche Bibliothek. Eckenheimer Landstraße. Vierspurig. Grünstreifen, wild überwuchert. Dahinter Bewegung. Das leise Knirschen von Füßen im Schnee. Ein großer Vogel flog an mir vorbei. Muss eine Eule gewesen sein.

Die drei schlugen sich jenseits des Grünstreifens ins Dickicht. Was einmal ein Park gewesen war, hatte sich inzwischen in einen schneebedeckten Dschungel verwandelt, und genau da hinein wollten sie sich verdrücken.

Es war mir ein Leichtes, ihren Geräuschen und Fußspuren im Schnee zu folgen, wobei ich, um mich nicht zu verraten, stets darauf achtete stehenzubleiben, wenn auch sie das taten. Durch das Dickicht und all die großen, alten Bäume, die umrundet werden mussten, kamen wir nur langsam voran und ich glaubte, dass wir uns in östlicher Richtung

bewegten.

Nach einigen hundert Metern öffnete sich das Dickicht und die Zahl der alten Bäume wurde schlagartig kleiner. Ich beobachtete sie, wie sie die etwas lichtere Fläche überquerten. Waren diese dunklen Flecken zwischen den geduckten Sträuchern etwa Grabsteine? Nachdem ich beobachtet hatte, wie die drei zwischen den Bäumen auf der anderen Seite verschwanden und das Knacken kleiner Zweige an meine Ohren drang, machte auch ich mich daran, vorsichtig diese Fläche zu überqueren. Mein erster Eindruck war richtig gewesen. Es waren Grabsteine, die hier in Reih und Glied zwischen dem Gesträuch emporragten. Wir befanden uns auf einem großzügig angelegten Friedhof.

Die Grabsteine als Deckung nutzend und auf jeden meiner Schritte achtend, setzte ich meiner Verfolgung fort. Als der Baumbewuchs wieder dichter wurde, hatte ich meine Beute aus den Augen verloren. Ich blieb stehen und lauschte, aber in den ersten Sekunden hatte ich nur meinen eigenen, angestrengten Atem in den Ohren.

Da!

Ein entferntes Rascheln.

Das Knirschen von Schnee unter einem schweren Stiefel. Ich hatte meine Richtung wieder gefunden. Als ich die drei wieder in mein Sichtfeld bekam, machten sie sich gerade daran eine mannshohe Mauer zu übersteigen, die den Friedhof vom restlichen Frankfurt abgegrenzte. Sie schienen sich jetzt etwas sicherer zu fühlen, denn ich konnte hören, dass sie leise, geflüsterte Worte austauschten, ohne sie verstehen zu können. Sie streiften ihre Rucksäcke und Taschen ab, lockerten ihre vom Tragen der Last verspannten Muskeln und atmeten einen Moment lang durch, während ich mich langsam weiter an sie heranschlich.

Die Männer lehnten ihre Gewehre an die Mauer und begannen ihre Beute hinüber zu werfen. Ob sich auf der anderen Seite wohl jemand befand, der die Taschen in Empfang nahm? Waren noch andere an der Sache beteiligt? Ich hoffte nicht. Und es deutete zunächst auch nichts darauf hin, denn als alle Taschen und Rucksäcke ihren Weg über die Mauer gefunden hatten, schulterten sie ihre Waffen und überkletterten das Hindernis. Nachdem auch der Letzte von ihnen auf der anderen Seite und damit aus meinem Blickfeld verschwunden war, setzte auch ich mich in Bewegung. Als ich die Mauer gerade erreicht hatte, konnte ich von der anderen Seite Geräusche hören, die mich vermuten ließen, dass die drei

ihre Last wieder aufnahmen und ihren Weg fortsetzen wollten. Da das Geräusch ihrer Schritte mir bald sagte, dass sie sich von der Mauer entfernten, wagte ich es, mich ein Stück weit nach oben zu ziehen und über den Rand zu spähen, wobei ich genau die Stelle wählte, die die drei durch ihre Kletteraktion bereits vom Schnee befreit hatten.

Auf der anderen Seite der Mauer befand sich der Hinterhof eines Autohauses. Rechts von mir ein rundum verglaster Schauraum, dann einige Meter Hof und links von mir verschwanden die Männer gerade um die Ecke eines ziemlich großen Bürocontainers. Soweit ich es sehen konnte, war der ganze Komplex von den vergangenen Kampfhandlungen weitestgehend verschont geblieben. Die Glasscheiben des Schauraumes waren allesamt noch intakt und auch Plünderer hatten hier offensichtlich noch nicht zugeschlagen. Die trendigen, kleinen Stadtflitzer, die hier herumstanden, waren heutzutage etwas ... out.

Auch die Umrisse der anderen Fahrzeuge, die auf dem Hof in Reih und Glied standen, schienen unter der dicken Schneeschicht, unter der sie sich abzeichneten, genau so zu unversehrt zu sein wie damals, als sie von den Förderbändern gerollt waren.

Ich tat es meiner Beute gleich, warf mir die Armbrust auf den Rücken und überkletterte die Mauer – nicht sehr elegant, aber dafür fast lautlos.

Als ich, unten angekommen, die Ecke des Containers erreichte und um sie herum spähte, sah ich, dass sich in rechtem Winkel ein weiterer Schauraum an den Container anschloss. In dem sich so ergebenden Innenhof standen noch weitere Fahrzeuge, ebenfalls schneebedeckt. Tief geduckt und die Armbrust gespannt und im Anschlag, bewegte ich mich auf dem Pfad, den die drei Schnee hinterlassen hatten auf die Tür in der Ecke des L-förmigen Gebäudes zu.

Ein schwacher Lichtschein drang durch die Ritzen der mit Brettern und Gerümpel verbarrikadierten Glasfront, und als ich die Tür leise geöffnet hatte und vorsichtig hindurchgeschlüpft war, sah ich, dass alle paar Meter eine kleine Öllampe auf dem Boden stand und schwächliches, sachte flackerndes Licht spendete. Ich verfolgte, aufs Äußerste gespannt, diese Lichtspur nach links und als ich die drei wieder in den Blick bekam, schrak ich zurück.

Sie hatten ihre Lasten abgelegt und mitten in dem ehemaligen Büro, dessen Tische, Kopierer und Computer scheinbar ohne ein bestimmtes System zu verfolgen an einer Wand zu einem lieblosen Haufen nutzloser

Dinge zusammen geschoben worden waren, verteilt.

Einer der Männer - der, der vorausgegangen war - kniete an einer Liegestätte und schien leise mit einer Person zu sprechen, die sich dort unter einem Berg von Kissen und Decken begraben befinden musste. Die anderen beiden begannen ihre Beute - nach dem, was ich in dem schummerigen Licht erkennen konnte, handelte es sich hauptsächlich um Wasserflaschen und Konserven - auszupacken und in Armeslänge um die Lagerstatt zu drapieren.

Ich hatte großes Glück gehabt, dass keiner von ihnen in dem Moment in meine Richtung schaute, in dem ich im Türrahmen erschienen war und ich presste mich schnell in den Schatten, den ein hochkant aufgestellter Bürotisch spendete.

Was war hier los?

Offensichtlich kümmerten sich die drei hier um jemanden, der auf irgend eine Art und Weise hilflos sein musste. Ob alt, krank oder verletzt, konnte ich nicht sagen. Ich legte leise meine Armbrust auf den Boden, um mit der doch recht sperrigen Waffe nirgends anzustoßen und ein Geräusch zu verursachen und spähte wieder aus meinem Versteck hervor.

Das Auspacken der Beute war beendet. Nun saßen zwei der Männer, einer rechts und einer links am Krankenlager und sprachen leise mit der hilflosen Kreatur. Der dritte hatte seine dicke Jacke abgelegt und schickte sich an, etwas, das wohl eine Art Nachtgeschirr sein musste mit lang ausgestreckten Armen in Richtung einiger Türen zu tragen, die sich an der Rückwand des Büroraumes befanden. Vermutlich gab es dort irgendwo eine Art Toilette.

Ich ließ meinen Blick einmal mehr wandern und versuchte, den Raum komplett zu erfassen. Die Gewehre der Männer lehnten an der linken Wand, aber ich vermutete, dass die beiden am Krankenlager es demjenigen, der seine Jacke ausgezogen hatte, gleichtaten und wie er noch eine zusätzliche Pistole am Gürtel trugen.

Was hatten diese Männer eigentlich gestohlen?

Ich sah diverse Konservendosen und andere, meist eingeschweißte, kulinarische Relikte einer vergangenen Zeit, die ich sofort erkannte - waren sie doch schon so lange Teil des Alltags eines jeden von uns gewesen und auch nach dem großen Krieg stellten sie noch den Hauptbestandteil der Ernährung dar. Zum Glück konnte man das Meiste davon noch zu sich nehmen, nachdem das Haltbarkeitsdatum schon längst

überschritten war.

Was war da noch?

Warme Kleidung, noch mehr Decken, die mit Sicherheit für den Pflegling gedacht waren, etwas Werkzeug, Batterien, auch welche für Autos, und ein paar Flaschen, die mit irgendetwas befüllt waren. Wahrscheinlich hatten sie darin das Öl, mit dem sie die Lampen betrieben. Alles in allem, sah es hier so aus, als würden die drei demnächst ihren Abschied von Ivans Regime nehmen wollen.

Aber warum gingen sie dann nicht einfach?

Nun, vermutlich weil der oder die Kranke - so genau konnte ich das wegen des schlechten Lichts und der Vielzahl von Decken, unter denen sich die Gestalt befand, nicht sagen - nicht stark genug für eine solche Reise war. Oder vielleicht auch, weil sie noch nicht wussten, wohin ihre Reise gehen sollte.

Ich selbst befand mich in einem Dilemma. Die drei Männer beim Ivan anzuschwärzen, würde mich ein gutes Stück voranbringen, was sein Vertrauen in mich anging. Aber auf der anderen Seite konnte ich es den dreien nicht im Geringsten verübeln, dass sie sich seinen Methoden nicht länger beugen wollten. Dass sie hier jemanden umsorgten, dass sie sich um jemanden kümmerten, machte sie mir fast schon sympathisch.

Sollte ich dem Ivan erzählen, dass ich sie verloren hätte? Auf meiner ersten eigenen Mission gleich versagt? Würde er mir eine weitere Chance geben? Würde Wanda mein Versagen ausbaden müssen, wie er es angedroht hatte?

Gerade als ich meinen Kopf zurückziehen und, hinter dem Tisch verborgen weiter darüber nachdenken wollte, ertönte ein Schrei.

«Achtung, da ist einer!»

Eine Sekunde lang Geraschel von Kleidung, unterdrücktes Fluchen und das Trampeln von Stiefeln. Und dann schlugen, vom in dem kleinen Raum unmenschlich lauten Krachen der Schüsse begleitet, die ersten Kugeln in die Tischplatte ein. Während mir Holzsplitter um die Ohren flogen, griff ich nach meiner Armbrust.

Ich schrie, dass sie aufhören sollten, aber sie hörten mich nicht.

Wanda

Wanda träumte schlecht. Als sie aufwachte, konnte sie nicht mehr

genau sagen, wovon. Allerdings waren da wirre und beunruhigende Bilder, die vor ihrer Netzhaut tanzten, auch nachdem sie ihre Augen schon längst geöffnet hatte. Bilder von Hunden, die ihre Zähne in das Fleisch von Gefangenen schlugen. Bilder von den Fratzen der Degenerierten, die Münder zu grässlichem Lachen verzogen. Die Gesichter von Männern, die sie immer und immer wieder vergewaltigt hatten. Die ausgemergelten Gestalten der anderen Gefangenen. Der zerfetzte Unterleib eines Mädchens, das nicht mehr schreien konnte, weil eine Degenerierte ihr die Zunge abgebissen hatte, nachdem sie mit einer Glasflasche wieder und wieder in das arme Ding eingedrungen war. Und auch Thomas war da gewesen. Thomas, der einen Lebensmitteldiebstahl an seinen Bewacher meldete, jämmerlich um Belohnung heischend. Thomas, in dessen Blick nach und nach das Entsetzen und die Angst von Geilheit und Schadenfreude ersetzt wurden.

Wanda schob diese Bilder mit aller Gewalt von sich.

Beinahe jede Nacht hatte sie einen Traum wie diesen, und jedes Mal, wenn sie aufwachte, war sie erleichtert, wenn sie zu der Liege hinüber sah, auf der Mariam unter eine Decke gekuschelt schlief.

Sie hatte es geschafft, sagte sie sich. Bis hierher, und sie würde es noch deutlich weiter schaffen.

Sie setzte sich neben Mariam auf die Liege und das Mädchen murmelte unruhig im Schlaf. Sanft strich sie dem Kind durchs Haar. Die Tatenlosigkeit machte ihr immer mehr Probleme, darüber hatte sie mit ihm gesprochen. Aber dass sie Mittel und Wege gefunden hatte, etwas besser damit umzugehen, hatte sie ihm nicht gesagt.

Sie lauschte nach draußen. Nur die üblichen Lagergeräusche. So leise sie konnte zog sie das Bündel unter ihrer Liege hervor. Wenn sie schon bis auf Weiteres dazu verurteilt war, hier im Zelt festzusitzen und zu warten, bis er zurück kam um seinen täglichen Bericht abzuliefern und um danach völlig erschöpft auf seiner Liege einzuschlafen, konnte sie doch wenigstens Vorbereitungen treffen.

Vorbereitungen für den richtigen Moment. Für den Moment, in dem sie endlich das Zelt und Ivans verdammtes Lager verlassen konnten. Natürlich hatte er Recht. Hier gefangen zu sein, bot eine gewisse Sicherheit. Aber nichtsdestotrotz war es eine Gefangenschaft. Und davon hatte sie bereits mehr als genug für mehrere Leben gehabt. Sicher, es war gefährlich, was sie tat und es war auch irgendwie nicht richtig, Mariam da

mit hinein zu ziehen. Aber hier, wo es wenigstens noch ein wenig Ordnung und einer Art von Zivilisation gab, auch wenn es immer weniger zu werden drohte, funktionierte der, dem Menschen eigene Welpenschutzreflex noch halbwegs. Deswegen machte Wanda sich keine besonders großen Sorgen, dass dem Kind etwas passieren könnte, falls man es auf frischer Tat ertappen sollte.

Auch heute war die, jetzt wieder zufrieden schlummernde, Mariam unterwegs gewesen. Unter der Zeltplane hindurchgeschlüpft, wenn sie hören konnten, dass die Wächter sich auf der anderen Seite leise unterhielten und mehr mit sich selbst beschäftigt waren, als damit, ein Auge auf Wanda und Mariam zu haben.

Mariam war zurückgekommen, mit einigen Kleidungsstücken aus robustem Stoff, eher dreckige Lumpen als irgendetwas anderes, aber sie würden ihren Zweck erfüllen. Die Strapazierfähigkeit war deutlich wichtiger als ein angenehmes Tragegefühl und Mariam hatte auch schnell begriffen, wonach sie auf ihren Ausflügen suchen sollte.

Gestern war anscheinend etwas passiert, über das die Kleine noch nicht gesprochen hatte. Aber Wanda hatte dem stolzen Kleinmädchengesicht, das Mariam gemacht hatte, als sie ihre Beute ablieferte, ansehen können, dass sie etwas beschäftigte. Bei ihrem kleinen Zubettgehritual, das hatte Wanda darüber hinaus bemerkt, hatte Mariam zweimal angesetzt, etwas zu fragen. Aber offenbar hatte sie sich nicht so recht getraut. Sie würde heute, vielleicht nach Gustavs Besuch, versuchen, ein wenig mehr aus dem Mädchen herauszubekommen. Vorerst aber würde sie sich ans Nähen machen.

Vom plötzlichen Kugelhagel reflexartig zurückschreckend, rettete ich mich um die Ecke in den Eingangsbereich des Bürocontainers und aus dem direkten Schussfeld der drei. Sie stellten das Feuer ein, sobald ich außer Sicht war und an den charakteristischen Geräuschen konnte ich feststellen, dass sie die Magazine ihrer Pistolen wechselten und einer von ihnen flüsternd Anweisungen gab, die ich nicht verstehen konnte. Ich kroch, vor Adrenalin zitternd, einige Meter rückwärts und nahm die Ecke ins Visier. Was sollte ich jetzt tun? Der Gedanke, mich Ihnen zu ergeben und auf ihre Dialogbereitschaft zu hoffen, behagte mir gar nicht. Zu schnell waren sie mit den Waffen bei der Hand gewesen.

Leises Rascheln.

Sie bewegten sich offenbar vorsichtig auf die Ecke zu.

Scheiße, wenn sie zu dritt um die Ecke stürmen würden, hatte ich keine Chance. Mit der Armbrust konnte ich höchstens einen von ihnen erwischen, bevor die anderen mich durchsieben würden. Gerade hatte ich mich entschlossen, schlicht und einfach die Flucht zu ergreifen und darauf zu hoffen, dass keiner der drei mein Gesicht zu sehen bekommen hatte, da ertönte von draußen - *von außerhalb des Containers* - ein gebellter Befehl.

«Feuer!»

Als das höllische Getöse automatischer Waffen einsetzte, warf ich mich auf den Boden, schlug die Hände über die Ohren und wusste nicht, wo ich hin sollte. Aus Versehen musste ich dabei in meiner Panik den Abzug der Armbrust ausgelöst haben und der Bolzen durchschlug einen stromlosen Kopierer. Aber angesichts der Vielzahl von heulenden Querschlägern, umherfliegenden Kugeln und Splittern, war das das geringste Problem. Überall um mich herum surrte, blitzte, klirrte und krachte es. Ein Tisch wurde von einer Salve herumgerissen und drehte sich, wie von Geisterhand bewegt, durch den Raum, bevor er gegen einen weiteren Tisch stieß und der sich darauf befindende Monitor herunterfiel und darauf hin, nur noch von Kabeln gehalten, hin und her schaukelte. Etwas zupfte am Kragen meines Parkas und es roch verbrannt, und direkt vor mir auf dem Boden war plötzlich ein Loch vom Durchmesser meines Zeigefingers, das einen Sekundenbruchteil zuvor noch nicht da gewesen war. Über mir zerplatzte eine Neonröhre und von der Decke regneten feine Glassplitter auf mich herab. Ich kann nicht sagen, wie lange der höllische, nicht enden wollende Kugelhagel andauerte, aber kurz vor Ende des unerwarteten Infernos begann mein Gehirn wieder halbwegs zu funktionieren.

Diese Stimme, die den Schießbefehl gegeben hatte, kam mir bekannt vor. Und als die Schüsse seltener wurden und schließlich ganz ausblieben, war ich mir sicher, dass es sich um die Stimme des blonden Rolf handelte.

Ivans Hauptmann.

Und als ich von draußen die Worte: «Drei Mann mit mir, der Rest sichert draußen!» vernahm, erhielt ich die endgültige Bestätigung. Rolf musste mir mit ein paar von Ivans Jungs gefolgt sein, wahrscheinlich um mich zu kontrollieren. Ärgerlich und entsetzt über meine eigene Nachlässigkeit, fragte ich mich, wie sie es geschafft hatten, nicht von mir

bemerkt zu werden.

Vorerst schob ich es auf das Jagdfieber, das mich bei der Verfolgung der drei Abtrünnigen gepackt hatte. Das Geräusch schwerer Stiefel hinter mir, die kleine Glas- und Plastiksplitter unter ihren dicken Sohlen zertraten, brachte mich zurück ins Hier und Jetzt. Ich musste mich sofort zu erkennen geben, wenn ich nicht von Rolf und seinen Leuten über den Haufen geschossen werden wollte. Ich rappelte mich auf meine Knie und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

«Rolf! Nicht schießen! Ich bin´s! Ich bin hier!»

Zu meinem großen Glück hatte der Kugelhagel einige der mickrigen Öllampen zersplittern lassen, so dass im Innenraum des Containers mehrere kleine Feuer ausgebrochen waren, die zwar noch keine Gefahr darstellten, aber im Vergleich zu vorher doch einen deutlichen Zugewinn an Helligkeit bedeuteten. Rolf müsste eigentlich in der Lage sein, mich zu erkennen, und ich wandte mein Gesicht der Tür zu, in deren Rahmen in eben diesem Moment sein grimmiges Gesicht erschien. Seine Augen tasteten die für ihn neue Umgebung ab und obwohl sein Blick nicht länger auf meinem Gesicht ruhte als auf dem Rest des Raumes, war ich mir sicher, dass er mich tatsächlich wiedererkannt hatte.

Den Lauf seines Sturmgewehrs stets hin und her wandern lassend, tat er einen Schritt in den Raum hinein und winkte drei von Ivans Jungs, die ebenfalls mit Sturmgewehren bewaffnet waren, hinter sich her. Einen Moment lang kam es mir so vor, als ließe er den Lauf der Waffe absichtlich lange auf mir verweilen, dann ordnete er an:

«Ihr drei, los, seht nach, ob noch einer lebt.»

Erst als er Antwort in Form eines, irgendwie ernüchtert klingenden:

«Die sind alle tot», erhielt, ließ er seine Waffe sinken und bedeutete mir mit einer knappen Geste, aufzustehen und ihm voranzugehen. Ich gehorchte ihm mit weichen Knien. Als wir um die Ecke bogen, verstand ich sofort, warum die Antwort auf Rolfs Frage so verhalten geklungen hatte. Derjenige von Ivans Jungs, von dem sie gekommen war, stand versteinert vor den völlig zerfetzten Leibern der drei Abtrünnigen und starrte auf sie hinunter. Der Kugelhagel, den Rolf auf den Container herabbeschworen hatte, hatte die blecherne Außenwand in ein Sieb verwandelt und kalte Winterluft vertrieb den Geruch von alter Krankheit und frischem Tod.

Der Tisch, der mir Deckung vor den, im direkten Vergleich mickrig

wirkenden, Pistolenschüssen der drei Abtrünnigen gespendet hatte, lag in handtellergroßen Trümmern im Raum verstreut. Genauso verhielt es sich mit etlichen Körperteilen der drei. Die Männer waren buchstäblich in Fetzen geschossen worden und auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes war die zersiebte Blechwand rot getüncht von ihrem Blut, Knochensplittern und Hautfetzen, die man den ursprünglichen Besitzern nicht mehr zuordnen konnte.

Während ich meinen Blick, von unterdrückten Würgegeräuschen des Mannes vor mir begleitet, über die entstellten Leichen gleiten ließ, trat Rolf hinter mich. Seine Hand legte sich schwer auf meine Schulter und schob mich zur Seite.

«Mach Platz, Du verdammter Glückspilz.»

Der Blick, den er mir zuwarf, war so nüchtern und sachlich und stand in so großem Kontrast zu dem des Mannes neben uns, der immer noch um seine Selbstbeherrschung rang, dass ich nicht anders konnte, als seinen Worten Folge zu leisten. Er ging an mir vorbei, als ließe ihn all der Tod zu seinen Füßen und der sich ausbreitende Gestank nach Blut und zerrissenen Därmen völlig kalt, und schritt, dreckig-rote Fußspuren hinterlassend, auf die Liegestatt zu.

Erst in diesem Moment wurde mir wirklich klar, dass Rolf den Feuerbefehl nicht erteilt hatte, um mich zu retten. Für ihn hatte es keine Rolle gespielt, ob ich ebenfalls in Stücke geschossen worden wäre oder nicht. *Billigend in Kauf nehmen* nennt man das. Mir wurde ganz kalt, als ich das tatsächliche Ausmaß meines Glücks begriff.

War es etwas Persönliches für Rolf?

Hatte er mich tot gewünscht?

Oder hatte er sich lediglich auf diese Weise verhalten, um das Risiko für die ihm anvertrauten Männer möglichst klein zu halten? Seine Stimme riss mich aus meiner verspäteten Schockstarre.

«Los, komm her. Kennst Du den hier?»

Er stand, von den anderen Männern umringt neben der Lagerstatt und winkte mich heran. Und während der Rotärmel neben mir bei den Leichen seinen Mageninhalt nun doch noch von sich gab, ging ich tiefer in den Raum hinein, auf das Krankenbett zu.

Ich kannte sie tatsächlich, diese blasse, fiebernde, kränkliche Gestalt, die ich da liegen sah, und obwohl das Gesicht, das unter den Decken hervor schaute, jetzt eher mitleiderregend als furchteinflößend aussah,

ballten sich meine Hände zu Fäusten.

Es war Einhand, der mir hier entgegenblickte und als auch er mich erkannte, atmete er tief ein, räusperte sich krächzend und spukte blutigen Schleim in meine Richtung. Eine Kugel oder ein Splitter hatte seine rechte Wange zerfetzt und durch das Loch konnte ich den gelblichen Schimmer seiner Backenzähne sehen. Auch er war, wie durch ein Wunder, nicht in dem aberwitzigen Feuersturm getötet worden, den Rolf befohlen hatte. Sein großes Glück waren die im Raum aufgestapelten Vorräte und Möbel gewesen, die den Kugeln im Weg gestanden und sie abgelenkt hatten und die jetzt im ganzen Raum verstreut herumlagen.

Mit einem Mal ertrug ich das Chaos, diesen Sturm von Erinnerungsfetzen und neuen Sinneseindrücken nicht mehr, drehte mich um und ging, unendlich langsam, so schien es mir, nach draußen.

Während ich meine verdreckte Kleidung auf der Liege in dem uns zugeteilten Zelt ablegte und begann mich zu waschen, erzählte ich Wanda, was sich ereignet hatte. Inzwischen war es Morgen geworden, denn mit dem gefangenen Einhand auf einer Bahre und dem Diebesgut der Abtrünnigen kamen wir nicht besonders schnell zurück ins Lager und das, obwohl wir insgesamt ein Dutzend Frauen und Männer waren und den Weg diesmal oberirdisch zurücklegten.

Die drei mussten schon seit einer ganzen Weile Waffen und Vorräte aus Ivans Beständen abgezweigt und in dem ehemaligen Autohaus gebunkert haben, so dass es deutlich mehr zurück zu tragen gab, als das, was sie in der vergangenen Nacht dorthin geschleppt hatten.

Während mein Blick über die, zum Glück immer noch friedlich schlafende, Mariam glitt, die sich heute wohl wieder einmal zu Wanda auf deren Feldliege gekuschelt hatte, äußerte ich Zustimmung zu dem, was Wanda gerade gesagt hatte.

Ja, warum halfen drei von Ivans Jungs einem Degenerierten, der, so wie es aussah, vor einiger Zeit von ihren eigenen Patrouillen angeschossen worden war?

Gab es eine persönliche Verbindung zwischen ihnen?

Waren diese Männer vielleicht Agenten der Degs gewesen, die einen Angriff auf Ivans Lager vorbereiten sollten?

Nein. Unwahrscheinlich.

Oder hatten sie Einhand im Zuge ihrer Fluchtpläne durch Zufall entdeckt und ihn dann aus Mitleid gesund pflegen wollen?

Das war mindestens ebenso absurd.

Zu dumm, dass wir sie nicht mehr verhören konnten, aber der brachiale Angriff, den Rolf befohlen hatte, hatte uns dieser Möglichkeit beraubt. Irgendetwas beunruhigte mich, wenn ich länger darüber nachdachte und ich war ziemlich sicher, dass es nicht allein die Tatsache war, dass Rolf meinen Tod in Kauf genommen hatte, als er den Feuerbefehl gab.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof war niemand wirklich gesprächig gewesen. Besonders schweigsam waren Ingo und Jörn, zwei Männer, die ich von früheren Patrouilleneinsätzen her kannte. Vermutlich war ihnen klar geworden, dass sie mich mit Leichtigkeit hätten erschießen können und es nur ein Glücksfall gewesen war, dass Rolfs Befehl sie nicht zu Kameradenmördern gemacht hatte. Aber das war es eigentlich gar nicht, was mich am meisten interessierte und ich hegte auch keinen Groll gegen die beiden, deren Blicke den meinen ausgewichen waren, so gut es ging. Was mich viel mehr interessierte, und worüber sich auch Wanda Gedanken machte, war die Frage, warum Rolf mir überhaupt nachgekommen war.

Mir fiel im Moment keine Antwort darauf ein, außer dass er mich eventuell hatte kontrollieren wollen. Dass er mir mir misstraute. Und so trocknete ich mich ab, warf das fadenscheinige Handtuch mit Bärchenmotiv über eine quer im Zelt gespannte Leine und zog mich wieder an.

Ich machte mich bereit, vor den Ivan zu treten und meinen Bericht abzugeben.

Als ich von zwei von Ivans Jungs und einem, wie immer übellaunigen Stummelzahn abgeholt wurde, konnte ich erahnen, dass Wanda, die sich inzwischen auf der Liege neben Mariam ausgestreckt hatte ohne sie zu wecken, ihre Gedanken immer wieder und wieder um die ganze Geschichte kreisen ließ, während sie an die Zeltdecke starrte und beiläufig Mariams Kopf streichelte.

Rolf musste Ivans Zelt kurz vor mir betreten haben, denn ich bekam gerade noch mit, wie er nach einer großen Tasse mit Kaffee griff, einen guten Schuss Wodka hinzugab und sich, Ivans thronartigem Sessel gegenüber, an die von den Resten eines opulenten Frühstücks bedeckte

Tafel setzte.

Zuerst war ich einen Moment lang unschlüssig, wie ich mich verhalten sollte. Dann aber, als Rolf begann, Ivan zu berichten und der große Osteuropäer von meiner Anwesenheit keine Notiz zu nehmen schien und stattdessen Rolfs Worten lauschte, der gerade seine Sicht der Vorkommnisse erläuterte und damit schloss, dass der gefangene Einhand unter Bewachung zu Gustav ins Lazarettzelt gebracht worden war, der ihn - zumindest noch für eine Weile - am Leben halten würde - *befragungsfit* nannte es Rolf - beschloss ich, in Ivans Zelt, zwischen all den antiken und modernen Waffen, der Mikrowelle, der Stereoanlage und dem restlichen Chaos, ebenfalls nach einer Kaffeetasse zu suchen und mich aus der großen Kanne auf dem Tisch zu bedienen.

Nach dem ersten Schluck wurde mir wieder einmal klar, dass der Ivan all das *gute Zeug* für sich behielt. Der Kaffee schmeckte großartig. Ivans messerscharfer Blick hatte die ganze Zeit über auf Rolf geruht und ich fragte mich, ob dieser sich unter Ivans Augen genauso unwohl fühlte, wie ich es tat. Anmerken konnte man es ihm zumindest nicht. Der Mann zuckte mit keiner Wimper und ich zollte ihm in Gedanken Respekt dafür. Rolf hatte seinen Bericht abgeschlossen und nun war es an Ivan, seinen Kaffee, falls er denn überhaupt noch welchen in seiner Tasse hatte, mit einem großen Schluck Wodka aufzuwerten.

Sicher würde der Ivan nun meine Sicht der Dinge hören wollen, aber ich wagte es nicht, die im Zelt herrschende Stille, die nur von Ivans bedächtigen Schlürfgeräuschen unterbrochen wurde, zu stören, sondern wartete, bis ich Redeerlaubnis erhielt.

Während Ivan lautstark und genussvoll trank, glitten seine Augen langsam aber stetig zwischen mir und Rolf hin und her. Dann erteilte er mir mit seiner tiefen, akzentbehafteten Stimme das Wort. Ich berichtete von der Verfolgung der drei Abtrünnigen, beschrieb die Wege und Tunnel, die sie genommen hatten, berichtete von der überkletterten Mauer, dem Autohaus und Einhands Lagerstatt, die ich dort drinnen gefunden hatte. Dann von meiner Entdeckung durch die Abtrünnigen, den Schüssen, denen ich nur knapp entkommen war und dann davon, wie Rolf mir mein Leben gerettet hatte, indem er, nachdem er gehört haben musste, dass ich mich in Schwierigkeiten befand, den Feuerbefehl gegeben hatte.

In Absprache mit Wanda hatte ich mich dazu entschieden, den letzten Teil der chaotischen Ereignisse auf diese Weise darzustellen und es erst

einmal unter den Tisch fallen zu lassen, dass Rolf seine Männer das gesamte Autohaus zusammenschießen gelassen hatte und nicht nur den Bereich, aus dem die Schüsse der Abtrünnigen an sein Ohr gedrungen sein mussten. Und so, anstatt mich darüber zu beschweren, dass ich dabei hätte draufgehen können, drückte ich Rolf in Ivans Angesicht meine Dankbarkeit aus und lobte seinen besonnenen Führungsstil, hatte er es nicht nur geschafft, die drei Abtrünnigen zu erlegen und mich aus einer tödlichen Situation zu retten, sondern darüber hinaus noch, bei der ganzen Sache keinen einzigen Mann zu verlieren.

Ivans Blicke ruhten lange auf mir und ich wusste nicht, ob er mir meine falsche Dankbarkeit abnahm oder ob er mich durchschaute.

Dann fragte er nach Einhand.

War das wirklich der Mann, mich durch Frankfurt gejagt und Wanda versklavt hatte?

Ja das war er, eindeutig.

«Und gehört dieser Einhand also zu der Degeneriertensekte, von der Du berichtet hast?»

Ja, das tat er.

«Und diese drei Abtrünnigen haben ihn gepflegt und gefüttert?»

Ja, es sah zumindest ganz so aus.

Ivan nahm diese Antworten wütend und mit einigem Unwillen zur Kenntnis.

«Nicht nur, dass meine eigenen Leute mich bestehlen und undankbar meine Großzügigkeit ausnutzen, jetzt paktieren sie auch noch mit irgendwelchen Sektenspinnern und schmieden Pläne gegen mich! Verdammte Scheißkerle!», resümierte er.

Ich hörte weg, suchte mir einen Punkt auf dem Tisch und starrte darauf, denn wenn ich inzwischen eines gelernt hatte, dann dass Ivans wütende Tiraden schnell begannen sich im Kreis zu drehen und dass sie gemeinhin erst endeten, wenn auch seine Energie zur Neige ging - was eine Weile dauern konnte.

Ich hatte, genau wie Rolf, in dieser Nacht keinen Schlaf bekommen. Ein schneller Seitenblick bestätigte mir, dass auch er Ivans Launen zur Genüge kannte und unter einer Interesse und Zustimmung heuchelnden Maske einfach nur abwartete, bis sich der Zorn seines Anführers legen würde.

Irgendwann war der Ivan dann tatsächlich fertig und die beinahe

raubtierhafte Intelligenz kehrte in seinen Blick zurück. Er sagte, dass er erst einmal über all das nachdenken müsse. Morgen aber sollten wir beim Verhör von Einhand anwesend sein - und dann entließ er uns.

Als Rolf und ich das Zelt verlassen hatten, kreuzten sich unsere Blicke. Ich bildete mir ein, dass meiner neugierig und aufmerksam wirkte, da ich erwartete, dass Rolf etwas zu mir sagen wollte, aber er sah mich nur unergründlich und merkwürdig an. Dann drehte er mir abrupt den Rücken zu und ging in Richtung der U-Bahn-Gleise davon. Stummelzahn und zwei Bewaffnete mit roten Armbinden hatten mich schon erwartet und eskortierten mich zurück zu meinem Zelt.

Mariam war inzwischen aufgewacht und saß, mit Wanda frühstückend, an unserem Campingtisch. Die Kleine freute sich wie immer, mich zu sehen und ihr blasses Gesicht strahlte. Ich bekämpfte meine Müdigkeit erfolgreich und setzte mich zu ihnen. Ivans Kaffee hatte etwas geholfen. Anschließend, der Routine folgen, die wir in unserer Gefangenschaft entwickelt hatten, begann für Mariam der Schulunterricht, den Wanda und ich so gut es ging unter uns aufteilten.

Als die Lektionen beendet waren, streckte ich mich auf meiner Liege aus. Jetzt war ich wirklich komplett fertig und all die Fakten, all die Rechen- und Grammatikregeln, vermischten sich in meinem Hirn mit den Erlebnissen der vergangenen Nacht.

Ich wurde von Wanda geweckt, die an meiner Schulter rüttelte.

«Hey. Wach auf, Gustav müsste demnächst vorbeikommen.»

Im ersten Moment hatte ich keine Ahnung, wen oder was sie meinte, aber dann kam die Klarheit, langsam tröpfelnd, in mein Bewusstsein zurück. Gustav, der Arzt, der uns aus Freundlichkeit, so schien es, mit Büchern versorgte. Gustav, der Arzt, mit dem düsteren, schmerzerfüllten Blick unter einer Maske aus unparteiischer Freundlichkeit und Fürsorge. Gustav, von dem wir glaubten, dass er am liebsten ebenfalls weg wollte aus Ivans Lager. Gustav, in dessen Zelt und in dessen Obhut sich der verletzte Einhand momentan befand.

«Ich habe nachgedacht», sagte Wanda. «Mit diesem Rolf stimmt irgendetwas ganz und gar nicht. Was ist denn nun, wenn er nicht nur die drei Diebe erwischen wollte, sondern Euch alle? Also nicht nur Dich, sondern auch Einhand? Wenn er von ihm wusste? Warum ist er mit so

vielen Männern unterwegs gewesen? Sind die Patrouillen normalerweise nicht kleiner? So wie Du es erzählt hast, hat jeder der Männer mindestens drei Magazine verbraucht bei der ganzen Aktion. Ich meine, hier gibt es zwar Vorräte, aber zu verschenken hat der Ivan nun auch wieder nichts, oder?»

Ich gab ihr Recht. Mir kam das alles auch sehr merkwürdig vor. Und jetzt, nachdem ich eine Weile geschlafen hatte, umso mehr. Dem Ivan mussten die Fragen, die Wanda gerade formuliert hatte, sicherlich auch in den Sinn gekommen sein. Aber, da Rolf vor mir in Ivans *Thronsaal* gewesen war, wusste ich nicht, wie er sich dem Russen erklärt hatte oder ob diese ganze Aktion am Ende auf das Geheiß des Herrn der Ratten stattgefunden hatte. Falls Wanda Recht und Rolf es auf mich abgesehen hatte, hatte ich doppelt Glück gehabt. Das erste Mal, dass ich nicht erschossen worden war und ein zweites Mal, weil ich mich instinktiv sofort und lautstark zu erkennen gegeben hatte. Deswegen hatte nicht nur Rolf schnell bemerkt, wer ich war und wo ich mich befand, sondern auch die drei Jungs, die er als Vorhut mitgenommen hatte und auch die anderen Männer, die mit ihren Sturmgewehren vor dem Autohaus die Umgebung gesichert hatten mussten mich gehört haben.

Ihr Zeugnis, ihre Anwesenheit, hatte vielleicht in diesem Moment meine Lebensversicherung dargestellt. Irgendwie kam mir dieses ganze Gedankenkonstrukt gleichzeitig lächerlich, wackelig aber dennoch plausibel vor. Letzteres vor allem als ich daran dachte, wie Rolf mich einen *Glückspilz* genannt hatte. War da ein Unterton in seiner Stimme gewesen?

Ein Lauern in seinem Blick?

Und später, vor Ivans Zelt?

Wanda hatte Recht. Irgendetwas stimmte nicht mit Rolf. Wir mussten herausfinden ob er etwas, und wenn ja, was genau er mit Einhand zu schaffen hatte. Und um das herauszubekommen, mussten wir mit Einhand sprechen. Und zwar alleine, bevor das große Verhör beginnen würde und bevor Einhand möglicherweise an seinen alten, oder an seinen neuen Wunden zu Grunde gegangen wäre. Wanda hatte mir die ganze Zeit über ins Gesicht geschaut, und als sie ablesen konnte, dass ich ihrem Gedankengang gefolgt war, nickte sie zufrieden.

«Gustav», sagte ich.

«Ja, Gustav», sagte sie.

Mariam

Mariam lugte unter der Zeltplane hervor. Es war niemand zu sehen und ringsum schien es recht ruhig zu sein. Das hier war ihr dritter, nächtlicher Beutezug und sie hatte sich bereits eine gewisse Routine angewöhnt. Schnell huschte sie, leise wie ein kleines Mäuschen, zum Nachbarzelt und umrundete es geduckt. Ein vergewissernder Blick um die Ecke, dann weiter zu der großen Anhäufung von Kanistern, Säcken und Paletten mit darauf aufgetürmten Konserven. Das war ein besonders gefährlicher Teil ihres Weges, denn die Vorräte wurden in der Regel auch nachts sehr gut bewacht. Mariam hatte bei ihren ersten Ausflügen glücklicherweise herausgefunden, dass die beiden Rotärmel, die meistens mit dieser Aufgabe betraut waren, gerne mal für einige Zeit in einem Zelt, in dem noch mehr Vorräte aufbewahrt wurden, verschwanden. Sie vermutete, dass sie sich dort paaren würden. Sie hatte das schon oft gesehen, nur das, in ihrer Zeit bei den bösen Menschen, die stanken und gemein waren, das mit dem Paaren immer stattgefunden hatte, wenn alle zusehen konnten und die bösen Männer meistens lachten und die anderen weinten.

Einmal war auch sie zum Paaren in die Mitte gezerrt worden und sie hatte sehr große Angst gehabt und sich geschämt und geweint, aber dann hatte Wanda einen Stein auf einen der Männer geworfen und dann war sie es gewesen, die in die Mitte des Kreises gemusst hatte. Hier schien es anders zu sein, zumindest meistens. Die, die es taten, lächelten sich manchmal an und es kam ihr viel weniger schlimm vor.

Sie schlich weiter, zum nächsten Zelt, das sich neben dem großen Zelt befand, in dem Gustav wohnte und arbeitete. Von da aus weiter zu der Treppe nach unten. Oft machte sie Pausen, um um Ecken zu spähen oder um zu lauschen, wie weit eine patroullierende Zweiergruppe der Rotärmel, die heute Nacht Wache hatten, wohl entfernt sein mochte. Sie ließ sich Zeit dabei, denn auf der Treppe konnte sie sich nirgendwo verbergen. Sie musste absolut sicher sein, dass gerade niemand da war.

Auch in dieser Nacht hatte das Mädchen Glück. Auf diesem Gleis, direkt am Fuß der Treppe, hatte sie bereits sehr viel Beute finden können. Manches hatte sie gestohlen, aber hin und wieder war auch einer der gebrechlichen Bewohner noch wach gewesen und hatte sie gesehen. Hier unten waren die Menschen anders als die mit den roten Armbinden oben.

Wo die Frauen und Männer oben in der Halle eher wütend, angespannt und laut waren und rumschrien und sich schubsten oder sogar auch manchmal schlugen, fast so wie die degenerierten Zeltleute, waren die Menschen hier eher traurig - traurig und schwach und langsam, aber sie stritten nur selten. Die meisten versuchten sogar, zu lächeln, wenn sie sie sahen.

Bei ihrer letzten Diebesrunde hatte eine alte Frau wach gelegen, neben ihrem kleinen Feuer, und in dem schwachen Lichtschein hatte Mariam das Lächeln sehen können, mit dem sie von der Frau bedacht wurde. Mit einer gutmütigen Geste hatte die alte Frau sie herangewunken und Mariam hatte einfach gewusst, dass sie ihr nichts Böses wollte. Sie hatten nicht viel gesprochen. Die Alte hatte nur auf eine Blechdose auf dem beinahe herunter gebrannten Feuer gezeigt. Mariam hatte sie, mithilfe eines Lumpen, der in der Nähe lag, heruntergenommen und ein wenig gewartet, bis der Eintopf in der Dose abgekühlt war. Die Alte deutete auf einen dreckigen Löffel, und dann hatte Mariam abwechselnd die alte Frau und sich selbst gefüttert. Als die Dose leer war und Mariam der Alten die Konserve so hinhielt, dass sie sehen konnte, dass bereits der blecherne Boden erreicht war, lächelte die Frau, nickte dann und schlief wieder ein. Mariam ließ ihr den Lumpen, mit dem sie die Dose vom Feuer geholt hatte und auch den Löffel. Schließlich musste sie am Morgen auch etwas essen. Aber alles andere, das um das kleine Feuer herum lag, nahm sie mit, wobei sie sehr darauf achtete, niemand anderen von den dicht beieinander liegenden Menschen, die Wanda die “Versehrten“ nannte, zu wecken. Mariam hatte ihre Beute in ein großes Stück Zeltstoff eingeschlagen, das sie gefunden hatte und sich auf den Rückweg gemacht. *Das ist ja ein richtiger Raubzug gewesen*, hatte Wanda schmunzelnd gesagt und sie gelobt und Mariam hoffte sehr, dass sie heute ähnlich viel Glück haben würde.

Sie hörte etwas von rechts und duckte sich schnell hinter ein rostiges Fass, in dem noch die Reste eines Feuers vor sich hin glommen. Obwohl sie die Wärme genoss, wurde ihr ein wenig kalt, als die beiden Rotärmel, die heute hier eingeteilt waren, am Fass vorbeigingen und in eine leise Unterhaltung vertieft an ihr vorüberzogen.

Im Rücken der beiden Männer huschte sie weiter voran. Jetzt war sie auf dem Gleis. Endlich, denn zum einen fühlte sich das Mädchen den Menschen hier unten näher als den bewaffneten Männern und Frauen oben

in Halle und zum anderen wurde hier so dicht aneinander gelebt, dass es ihr ein Leichtes war, Deckung hinter Kisten, Zelten und aus Blickschutzgründen aufgebauten, improvisierten Trennwänden zu finden.

Dazu kam, dass sie hier unten nicht auffiel. Erstens gab es hier unten deutlich mehr Kinder als oben und zweitens war irgendwo immer irgendjemand wach. Irgendjemand war stets dabei, sich leise mit einem Angehörigen oder einem Nachbarn zu unterhalten, aber nicht so wie oben. Oben wurde oft gebrüllt oder zumindest im Befehlston gerufen. Hier unten nahmen die Menschen Rücksicht auf die Befindlichkeiten der anderen, zumindest meistens. Dennoch gab es ein stetiges Grundrauschen an Lebensgeräuschen, in das sie eintauchen und in dem sie sich verbergen konnte.

Nur ein einziges Mal hatte sie bisher bei den Versehrten so etwas wie Streit mitbekommen. Aber es war ein Streit gewesen, den Mariam verstehen konnte.

Während sie nachts um die Schlafenden und Dösenden herumgeschlichen war, um die Dinge zu besorgen, die Wanda brauchte - Wanda sagte nämlich, dass sie nicht mehr lange hierbleiben würden und dass sie, wenn es so weit war, so gut wie möglich ausgerüstet sein mussten - hatte ein Junge geschrien.

Er hatte geschrien, dass Mariam angst und bange geworden war und er wollte gar nicht mehr aufhören zu schreien. Bald waren die Menschen ringsum aufgewacht. Die ersten sahen nach dem Jungen, der sich auf seiner schmutzigen Decke zusammengerollt hatte, wie Mariam nach einigen Sekunden in der relativen Dunkelheit hinter ihrer Deckung hervor beobachten konnte. Die, die später aufgewacht waren, stellten besorgte Fragen.

Sie rüttelten ihn an den Schultern, beugten sich über ihn, dachten, er habe Albträume und müsse nur geweckt werden, aber Mariam konnte sehen, dass es nicht an einem Traum lag, dass der Junge schrie.

Er hatte Schmerzen. Seine Augen waren weit aufgerissen. Die anderen Versehrten ringsum wollten ihm etwas Wasser einflößen, aber der Junge wehrte sich heftig, zappelte und wand sich, während er sich seinen Bauch hielt. Zwischenzeitlich waren noch mehr Menschen aufgewacht und schnell drängte sich eine Traube aus Leibern um den Jungen und bald begann dieser, bald jener nach Ruhe zu schreien, gut gemeinte Ratschläge zu rufen oder verlangte, einfach nur durchgelassen zu werden, damit er

etwas sehen konnte. Mariam erschrak zutiefst, so dass ihr das Blut ins Gesicht schoss und ihr ganz heiß wurde, als jemand hinter sie trat und ihr einen Arm auf die Schulter legte.

«Komm, das ist nichts für Dich. Geh an Deinen Platz.»

Und dann war der Mann auch schon an ihr vorbei, auf dem Weg zu dem schreienden Jungen. Vor lauter Schreck rührte sich Mariam einige Sekunden lang nicht, aber bald erkannte sie, dass der Mann sie gar nicht weiter beachtet hatte. Hier unten waren Kinder ja häufiger anzutreffen, und dass Kinder Angst bekamen, wenn geschrien wurde, war auch nicht ungewöhnlich. Sie musste sich hier unten auf den Gleisen nicht so sehr verstecken, wie oben in der Halle, erinnerte sie sich. Natürlich sollte niemand sehen, wenn sie Sachen nahm, aber ihr Hiersein alleine war offensichtlich kein Grund, um Alarm zu schlagen. Diese Erkenntnis hatte das Geschrei des Jungen fast schon aus ihrer Wahrnehmung verdrängt, als sie registrierte, wie die Stimmen sich veränderten. Sie wurden ärgerlicher und nach einigen Sekunden des Geräuschewirrwarrs war nur noch das andauernde, heulende Schreien zu hören, und die Stimmen von zwei Männern, die sich anbrüllten. Der Kreis, der sich um das bemitleidenswerte Kind gebildet hatte, war weiter geworden, die Leute waren etwas zurückgewichen und die Lücken waren jetzt größer, sodass Mariam wieder etwas sehen konnte. Einer der Männer war der, der ihr gerade die Hand auf die Schulter gelegt hatte. Er stand einem anderen Mann gegenüber, der groß war, aber eine schiefe Haltung hatte und dessen Gesicht aussah, als hätten ganz viele Bienen auf es eingestochen. Der Junge wand sich zwischen ihnen auf dem Boden.

«Das ist jetzt schon die zweite Nacht, in der Dein Sohn so ein Theater veranstaltet. Sorg´ dafür, dass das aufhört, sonst stopfe ich dem kleinen Pisser das Maul!»

Während der Schiefe diese Worte brüllte, flogen immer wieder Speicheltropfen aus seinem Mund und landeten auf dem Jungen.

«Ich verstehe ja, dass Euch das alles an die Nieren geht, aber ich verspreche Euch, dass es bald schon wieder vorbei sein wird. Er hat sich weggeschlichen, als er gemerkt hat, dass es losgeht. Er wollte Euch nicht stören. Er ist nur nicht weit genug weggekommen. Ich nehme ihn wieder mit, an unseren Platz, und sorge dafür, dass er ruhig wird. Kein Problem», richtete sich ihr Entdecker an die Menge, die Arme beschwichtigend ausgebreitet.

«Aber ...» Und jetzt klang der Mann wütend und zeigte auf den Schiefen. «... wenn Du, oder irgend ein anderer von Euch meinem Jungen in böser Absicht zu nahe kommt, dann gnade ihm Gott - oder was von ihm noch übrig ist.»

Er starrte dem Schiefen direkt ins Gesicht.

«Ist das verstanden?»

Die beiden Männer hatten jetzt ihre Gesichter zu Fratzen verzerrt, was vor allem den Schiefen sehr gefährlich aussehen ließ und Mariam hielt die Luft an. Der Vater fragte noch einmal:

«Ist das verstanden?»

Und schließlich, zur allgemeinen und zu Mariams Erleichterung, senkte der Schiefe nach zwei weiteren, nervenzerfetzenden Sekunden den Kopf, drehte sich um und ging zurück zu seinem Platz. Der Vater hob seinen Sohn vorsichtig auf, und die Menge der Schaulustigen begann, sich aufzulösen. Mariam war nun etwas unschlüssig, was sie tun sollte. Es würde noch eine Weile dauernd, bis die Versehrten wieder zur Ruhe gekommen wären.

Wie lange war sie denn schon weg?

Sollte sie warten, bis sie wieder alle schliefen und dann doch noch versuchen, ein paar nützliche Dinge aufzutreiben?

Werkzeug oder noch mehr Stoff oder lieber Metall und Messer?

Oder war es besser, gleich zurück nach oben zu huschen, sobald die Gelegenheit günstig war?

Während sie überlegte, sah sie dem Versehrten nach, der seinen Sohn, dessen Geschrei jetzt einem ruhigeren, aber immer noch sehr leidvoll klingenden Wimmern gewichen war, zurück zu seiner Bettstatt trug und beruhigend auf ihn einredete.

Sie entschied sich für Letzteres. Es war besser, mit leeren Händen zurückzukommen, als oben, wenn die morgendliche Unruhe ausbrach, gesehen zu werden. Wanda hatte zwar gesagt, dass man ein kleines Mädchen hier bestimmt nicht schwer bestrafen würde, aber sie kannte es von den Zeltleuten anders. Dort hatte man sie schlimm bestraft, und manchmal hatte es auch einen anderen getroffen, für etwas, das sie getan hatte. Das war für sie am Schlimmsten gewesen. Nein, sie wollte nie wieder bestraft werden.

Als sie wieder auf ihrer Liege lag, nachdem sie Wanda kurz und unvollständig von ihren Abenteuern berichtet hatte und versuchte

einzuschlafen, ging ihr das Geschrei des Jungen nicht aus dem Kopf.

Was er wohl hatte?

Als Gustav die Zeltplane zurückschlug und von den beiden Jungs, die uns bewachten, hereingelassen wurde, war ich erstaunt. Erstaunt darüber, wie positiv Wanda, und vor allem Mariam auf ihn reagierten. Ihr Gesichtsausdruck schlug blitzschnell um, verwandelte sich von einem Ausdruck milder Langeweile zu einem wahren Sonnenaufgang. Mit einem Quieken sprang sie auf und flog dem Arzt geradezu entgegen. Auch Wandas Gesicht hellte sich deutlich auf, obgleich sie sich um etwas mehr Contenance bemühte. Dass sie sich über den Besuch freute, war dennoch zu erkennen und die Reinheit ihrer Emotionen wurde nur durch einen vorsichtigen Seitenblick in meine Richtung getrübt.

Und sie hatte richtig gelegen, denn tatsächlich durchzuckte eine Regung mein Gehirn, und das Lächeln gefror ihr, als sie die Entsprechung dieser Regung ungefiltert in meinem Gesicht ablesen konnte und sie trat einen schnellen Schritt zurück.

Eifersucht?

Ich hatte meine Mimik schnell wieder im Griff und lächelte, wie ich hoffte, freundlich in die Runde. Gustav hatte von der kleinen Szene ohnehin nichts bemerkt, da er damit beschäftigt war, Mariam drei Kinderbücher in die Hände zu legen und ihr zu jedem Einzelnen ein paar Worte sagte.

Die Brüder Löwenherz und Ronja Räubertochter von Lindgren und Momo von Michael Ende. Wie lange würde es wohl noch Menschen geben, die diese Werke kannten?

Bevor mein Gehirn in eine endlose Spirale des Lamentierens, über all das, was vermutlich für immer verloren gegangen war, hineindriftete, riss ich mich zusammen. Es war doch nur logisch, dass Wanda und Mariam sich mit Gustav angefreundet hatten. Nicht nur war der Arzt eine feste Konstante im Leben der beiden geworden, er war hier im Lager aus irgend einem Grund auch der einzige Mensch, der sich den Luxus gönnte, sich nicht allein mit den Notwendigkeiten des täglichen Lebens zu beschäftigen. Er erlaubte es sich, *nett* zu sein. Trotz, oder vielleicht auch gerade wegen all dem Leiden und Sterben, das ihn in seinem Lazarettzelt umgab. Ich musste seine innere Stärke bewundern, auch wenn ich tief in

seinen Augen bei einigen Gelegenheiten Trauer und das rote Glimmen unterdrückter Wut gesehen hatte. Gustav nickte mir jetzt zu, ebenfalls freundlich lächelnd, aber deutlich reservierter, als er es bei den Mädels getan hatte. Ich beschloss, mit ein wenig Smalltalk zu beginnen.

Wie die Lage im Lazarett sei?

Die Hunde machten ihm Sorgen. Es verginge kaum ein Tag ohne neue Verletzte oder Tote, sagte er.

Ob er genug Medikamente und Verbandszeug habe?

Ja, er habe genug, sagte er.

Und dann stellte ich leicht beschämt fest, dass wir unsere gemeinsame Gesprächsgrundlage bereits ausgereizt hatten. Zum Glück sprang Wanda für mich ein, bot ihm einen Platz am Campingtisch an und schob die, von Mariam halb ausgelöffelte, aber noch lauwarme Dose Ravioli zu ihm hin, die Wanda kurz zuvor über einem kleinen Gaskocher genießbar gemacht hatte. Sie stellte präzise Fragen zu den Hundeattacken und es war herauszuhören, dass die beiden nicht zum ersten Mal über das Thema sprachen.

Ja, *der Schwarze* sei wieder dabei gewesen, das zumindest hatte die Patrouille berichtet, die gestern am Flussufer zwei Verletzte zu verzeichnen gehabt hatte.

Beide, Wanda und Gustav, zeigten sich besorgt über die Finesse, mit der die Tiere angegriffen hatten. Drei Hunde hatten frontal attackiert, und erst als das Feuer der Patrouille sich auf diese drei konzentriert hatte, waren fast ein Dutzend andere im Rücken der Männer, aus Hauseingängen und Büschen hervorgebrochen und über die Patrouille hergefallen. Gustav schätzte zwar, dass die Anzahl der Tiere zumindest leicht übertrieben war, aber dennoch, es schien, als würden die Hunde schlauer werden. Woran das lag, konnte keiner sagen und gerade bei den schlimmsten Attacken der Tiere wurde immer wieder ein großes, komplett schwarzes Exemplar gesichtet, das manchmal mit seinen Artgenossen zusammen angriff und manchmal am Rande des Geschehens umherstrich und alles zu beobachten schien.

Als ich einwarf, dass es sich bei den wiederholten Sichtungen des Tieres um ein Äquivalent zum altbekannten Seemannsgarn handeln könnte und dass es möglich war, dass die Mitglieder der betroffenen Patrouillen die Gefahr groß redeten, um selbst besser dazustehen, gab Gustav mir zwar grundsätzlich Recht, aber er gab ebenfalls zu bedenken, dass die

erhöhte Anzahl der Angriffe in den letzten Wochen Fakt war.

Ein Punkt für ihn.

Er erläuterte seine Theorie zu der ganzen Geschichte, und was er zu sagen hatte, kam mir plausibel vor. Anpassung. Rückkehr zum Rudelverhalten. Der Schwarze sei wohl aktuell das Alphatier hier in der Gegend und das nicht nur aufgrund von Größe, Aggressivität und Kraft, sondern auch aufgrund seiner höheren Intelligenz. Als Sahnehäubchen führte Gustav den Winter und den, mit der Kälte und dem Schnee einhergehenden, Hunger der Tiere an. Seine Worte hatte er meistens an mich gerichtet, aber während er zwischen seinen Sätzen die Ravioli in sich hineinschaufelte, glitt sein Blick immer wieder zu Wanda und auch zu Mariam, die sich, von den Erwachsenengesprächen scheinbar gelangweilt, auf Wandas Liege zurückgezogen hatte. Ach verdammt, gleich würde er die letzte Ravioli geschluckt haben, und ich hatte immer noch keine Ahnung, wie ich die Brücke zu meinem eigentlichen Anliegen schlagen sollte.

Als Gustav gerade die Raviolidose vor sein Gesicht hielt und hinein spähte, um sich davon zu überzeugen, dass sie auch wirklich leer war, und dann mit einem kleinen, resignierten Seufzer begann, mit dem Löffel die übrige Tomatensauce von den Seitenwänden zu kratzen, sprang Wanda erneut ein.

«Sag mal, Gustav ... der Gefangene von heute Nacht - wird er es schaffen?»

«Wahrscheinlich.»

Gustav wollte noch weiter sprechen, doch plötzlich hielt er inne. Sein Blick glitt zwischen uns hin und her. Er witterte etwas. Mit selbstbewusster Geste lehnt er sich auf dem Klappstuhl zurück, die Hände demonstrativ entspannt auf dem Campingtisch. Sein Blick war nicht feindselig, aber sehr, sehr aufmerksam, wie bei einem Lehrer vielleicht, der ahnt, dass seine Schüler ihm gleich einen Streich spielen würden.

«Was wollt ihr?»

Etwas in mir beruhigte sich.

Ihr, hatte er gesagt. Er nahm uns als Einheit wahr. War ich gerade eben noch tatsächlich eifersüchtig gewesen?

Ich schaute zu Wanda hinüber und als ich merkte, dass sie mir ihren Blick ebenfalls zugewandt hatte, schaute ich wieder weg. Die Geräusche im Lager hatten inzwischen wieder zugenommen. Obwohl es hier nie ganz

still war, da auch nachts innerhalb des Lagers patrouilliert und manchmal auch gearbeitet wurde und auch bei den Versehrten auf den U-Bahngleisen niemals wirklich Ruhe herrschte, so gab es doch einen klaren Tag-Nachtrhythmus, und inzwischen war das Lager vollständig erwacht. Ich senkte dennoch meine Stimme, damit die beiden Wachposten vor unserem Zelt nichts hören und an Rolf oder den Ivan weitergeben konnten. Wanda drehte ihr blasses Marmorgesicht in meine Richtung.

«Du kannst ihm alles erzählen», sagte sie leise, aber nachdrücklich. Die Tragweite dieser fünf Worte erschloss sich mir erst nach einigen Sekunden absoluten Schweigens, das nur unterbrochen wurde, wenn Mariam eine Seite der Brüder Löwenherz umblätterte.

Wanda hatte ihn eingeweiht. Sie hatte ihn eingeweiht, ohne mir davon zu erzählen. Da war sie wieder, die Eifersucht. Da war sie wieder, diese unbestimmte Angst. Ich versteinerte mein Gesicht so gut es ging, wollte um jeden Preis vermeiden, dass Gustav sah, wie sehr mich das ganze aus der Bahn warf - und dann kam die Wut. Wanda hatte nicht nur sich selbst an einen Dritten ausgeliefert, sondern auch mich und Mariam. Auch wenn ich zu einhundert Prozent sicher war, dass sie sich nach bestem Wissen und Gewissen entschieden hatte, Gustav unseren Plan zu offenbaren, und auch wenn sie vielleicht gut daran getan hatte - mein Kopf war einfach nicht für solche Situationen gemacht.

Ich war nach den Jahren des einsamen Umherwanderns schon damit ausgelastet, immer wieder über unser Dreiergespann und meine Position darin nachzudenken, hatte gerade begonnen, mich in unserem *wir-gegen-den-Rest-der-Welt-Arrangement* wohl zu fühlen. Eine vierte Person im Team konnte ich nicht gebrauchen.

Menschen bedeuten Ärger.

Immer.

Aber es half ja nichts. Wanda hatte beschlossen, dem Arzt zu vertrauen, hatte ihn in unseren Kreis gezogen, und ich konnte nichts mehr dagegen tun.

Diese Gedanken zu denken, schien mehrere Sekunden gedauert zu haben.

Gustav sah mich immer noch an.

Wanda sah mich immer noch an.

Ich hoffte, dass meine Stimme funktionieren würde und begann zu sprechen.

«Du weißt alles? Da Silva? Die Degenerierten? Wie wir zusammengefunden haben?»

Gustav nickte nur.

«Okay. Dann weißt Du auch, wer der Mann ist, den sie gestern ins Lazarettzelt gebracht haben?»

Wieder nur ein Nicken als Antwort.

Soweit so gut. Ich fasste für ihn zusammen, was ich in der vergangenen Nacht erlebt hatte und schloss mit dem Verdacht, den Wanda und ich hegten. Rolf hatte irgendetwas mit Einhand zu tun und er wollte, dass es geheim blieb. Ich erzählte, dass wir davon ausgingen, dass auch die drei Diebe, die ich verfolgt hatte, in die Sache verstrickt waren und dass Rolf, nachdem er irgendwie erfahren hatte, dass der Ivan mich auf die Männer angesetzt hatte, seine Stellung als rechte Hand ausgenutzt, einen Haufen von Rotärmeln zusammengetrommelt und sich dann aufgemacht hatte, seine Spuren endgültig zu verwischen.

Ob auch der Ivan einen Verdacht gegen Rolf hegte, konnten wir nicht wissen, aber wir mussten zunächst davon ausgehen, dass es *unserem großen Anführer* tatsächlich nur um die Diebstähle ging, und dass Rolf nach wie vor das Vertrauen des Osteuropäers genoss. Deswegen mussten wir Einhand befragen. Und zwar am besten noch, bevor das offizielle Verhör durch den Ivan begann, bei dem auch Rolf mit Sicherheit anwesend sein würde.

Gustav schwieg für einen Moment, zog, wie in Gedanken, einen einzelnen Schlüssel aus der Tasche seines Kittels, spielte einige Sekunden lang damit herum und dann sagte er etwas, das mich frösteln ließ.

«Wenn Ihr beide Recht habt, dann müssen wir vor allem dafür sorgen, dass Ihr und auch Einhand bis zum Verhör morgen am Leben bleibt. Am besten wird es sein, wenn Ihr auf Euch aufpasst und ich auf diesen Degenerierten achte. Wer weiß schon, was Ivans blonder Schoßhund plant? Keiner von uns kann sagen, wer noch in der Geschichte mit drin steckt und auch, wenn niemand der anderen wissentlich mit Rolf gemeinsame Sache macht - er könnte dennoch seine Befehlsgewalt nutzen, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.»

Mit diesen Worten stand Gustav auf.

«Ich muss jetzt zurück ins Lazarett. Ich war ohnehin schon zu lange hier.»

Dann griff er erneut in die Innentasche seines, von getrocknetem Blut

und wer-weiß-was-noch für Substanzen und Flüssigkeiten befleckten, abgetragenen Kittels, vergewissert sich mit einem Blick in Richtung des Zelteingangs, dass er unbeobachtet und die Zeltplane nach wie vor geschlossen war und legte dann ein mit Hanfschnur verschnürtes Bündel vor mir auf den Campingtisch.

Als er dann das Zelt verließ, schnautzte er beiläufig einen unserer Wächter an, ihm gefälligst aus dem Weg zu gehen - dann war er weg.

Während ich langsam meine Hände nach dem Bündel ausstreckte und begann, die Knoten zu lösen und Wanda irgendetwas neben Mariam und deren Liege zu suchen schien, fragte das Mädchen, wieso sich Gustav nicht von ihr verabschiedet hatte, aber weder ich noch Wanda antworteten ihr.

Als ich es endlich geschafft hatte, das Bündel aufzuschnüren und mit einem großen Fragezeichen im Gesicht auf die Metallteile, die Patronen und das kleine Messer hinunter blickte, nahm Wanda mir gegenüber auf dem Stuhl, auf dem Gustav gerade noch gesessen hatte, Platz, legte ein weiteres Bündel auf den Tisch und schlug es auf. Dann begann sie die Pistole zusammenzusetzen.

Während ich wortlos beobachtete, wie ihre Finger die Einzelteile zu einer funktionalen Einheit zusammensetzten und zu guter Letzt fünf Patronen in das Magazin luden, versuchte ich mit mäßigem Erfolg, meine Wut zu bekämpfen. Als sie fertig war, fuhr ich sie zischend und flüsternd an.

«Was soll das? Wie lange weiß er schon Bescheid? Wieso sagst Du mir denn nichts? Vertraust Du mir wirklich so wenig? Wieso versorgt Gustav Dich mit Waffen? Was ist, wenn Du damit erwischt wirst? Was ...»

«Idiot!», zischte sie zurück.

«Denkst Du wirklich, ich würde alles Dir überlassen? Denkst Du wirklich, ich will hier im Zelt warten, bis Du von Deinen *Heldentaten* nach Hause kommst? Genau genommen weiß ich ja nicht einmal, wieso Du überhaupt bei uns bist. Aber eines weiß ich ganz genau: Ich werde niemals wieder von jemandem abhängig sein. Ich nehme keine Almosen an und ich werde niemals wieder jemand anderen Entscheidungen für mich treffen lassen. Wenn Du denkst, dass Du alles alleine regeln kannst und der Einzige bist, der eine Ahnung hat, dann liegst Du falsch! Während Du da draußen mit Deinen Kumpels rumhängst und den harten Kerl markierst und beim Ivan rumschleimst, habe ich einen Verbündeten für

uns gefunden. Vielleicht sogar einen Freund.»

Sie setzte ihre Tirade zornig flüsternd fort und ich klinkte mich aus dem Strom ihrer Silben aus. Ich war einfach zu überrascht über ihren Ausbruch. Ich hatte wirklich unterschätzt, *wie* schwer es ihr gefallen war hier festzusitzen. Nach ihrer Gefangenschaft und ihrer traumatischen Machtlosigkeit bei den Degenerierten und den Brosamen, die ihr der verdammte Thomas hingeworfen hatte und die anzunehmen sie gezwungen gewesen war, war es für sie wohl die Hölle jeden Tag auf mich und meine Berichte von der Welt da draußen zu warten. Und während ich dachte, alles halbwegs im Griff zu haben und mit unserem Plan gut voranzukommen, litt sie hier im Zelt Qualen.

Es gelang mir irgendwann, meine Verblüffung, meine Wut und meine Ängste zu verdrängen. Ich hob beschwichtigend die Hände und tatsächlich ließ die Geste Wandas Wortschwall, der sich offensichtlich schon seit langem aufgestaut hatte, versiegen.

Ihr sonst so blasses Gesicht hatte sich auf den emotionalen Ausbruch hin stark gerötet und irgendwie sah sie jetzt peinlich berührt aus, während sie, wohl nur um ihre Hände zu beschäftigen, das Magazin in die Pistole schob, anschließend die Waffe sicherte und sie neben Mariam, die uns ängstlich beobachtete, unter ihrem Kopfkissen verstaute. Das kleine Messer schob sie in meine Richtung und ich nahm es an mich und wickelte es, um mich nicht an der scharfen Klinge zu verletzen, nach kurzem Überlegen in den Stofffetzen, in dem die Waffenteile gewesen waren und schob es an der Innenseite des Beines in den linken Stiefel.

Nachdem wir auf diese Weise etwas zur Ruhe gekommen waren, wandte ich mich wieder an Wanda, die jetzt neben Mariam auf der Liege saß und ihr beruhigend den Kopf streichelte.

«Okay. Du hast Gustav also alles erzählt. Er weiß über uns Bescheid, über Da Silva und dass wir von hier abhauen wollen, sobald der Winter vorbei ist, ja?»

Sie nickte bestätigend.

«Aber was weißt *Du* über *Gustav*?»

Sie begann zu erzählen. Zuerst ein wenig stockend, aber dann immer schneller und sicherer. Gustav wollte ebenfalls weg von hier. Auch er hatte eine eigene Agenda. Aber der Reihe nach.

Vor dem Krieg war er Arzt in einem Militärkrankenhaus in Landstuhl gewesen. Stellvertretender Chefarzt, um genau zu sein. Und auch während

der Krieg noch tobte und immer grausamere und aberwitzigere Formen annahm, hatte er dort seinen Dienst versehen. Seine Familie war anfangs noch in einer Wohnung in einem beschaulichen Haus mit Garten in Mittelbrunn untergebracht gewesen. Eine Frau, ein Sohn und zwei Töchter.

Nachdem die geordneten Fronten immer weiter aufbrachen und von den Landesgrenzen ins Inland wanderten, um schließlich ganz zusammenzubrechen, und die Zivilbevölkerung immer stärker in Mitleidenschaft gezogen wurde, bat Gustav darum, seine Familie auf dem gesicherten und bewachten Krankenhausgelände unterbringen zu dürfen. Aber der Offizier, der für die Sicherheit des Militärkomplexes zuständig war, verweigerte Gustav diese Gunst. Wo käme man denn dann hin, wenn das jeder wollte? Und so weiter, und so weiter. Dann kam es, wie es kommen musste. Die Kriegswirren brachten einen kleinen, halb verhungerten Trupp Deserteure irgend einer untergegangenen Nationalstreitmacht nach Mittelbrunn und sie taten, was traumatisierte, desillusionierte und hungrige Soldaten nur zu gerne tun.

Als der Truppe weitergezogen war, war das Haus niedergebrannt und Gustav war nichts weiter geblieben, als die verkohlten Leichen seiner Lieben zu begraben. Anschließend tötete er, wahnsinnig vor Trauer und Wut, den Offizier, der seiner Familie den Schutz des befestigten und bewachten Klinikgeländes versagt hatte. Dann flüchtete er. Von der ersten Zeit, die sich an diese Tat anschloss, hatte er Wanda nichts erzählt aber entweder durch Zufall, Glück oder weise Voraussicht, hatte er es geschafft, die letzten Schlachten und den finalen, sinnlosen Einsatz der Massenvernichtungswaffen in der letzten Phase des Krieges zu überleben. Nach einiger Zeit des einsamen Wanderns fand er Anschluss an eine kleine Gemeinde von anderen Überlebenden im Schwarzwald. Der Krieg hatte diese Gegend weitestgehend verschont, aber als die Lieferungen von Lebensmitteln und anderen Konsumgütern irgendwann immer seltener wurden und schließlich ganz ausblieben, kam der Hunger auch dorthin. Obwohl die Gegend landwirtschaftlich geprägt war und man eigentlich meinen sollte, dass das es gerade die abgelegenen und nicht vollständig durchindustrialisierten Orte einfacher haben sollten, mit Notsituationen und Versorgungsengpässen umzugehen, kam es zu Unruhen innerhalb der kleinen Gemeinde. Die lokalen Grundbesitzer hielten stur und eisern an ihrem Besitz fest. Sie waren nicht bereit zu teilen, was sie hatten. Im

Verlauf dieser Unruhen und gewalttätigen Streitigkeiten hatte Gustav sich auf die Seite der Habenichtse geschlagen. Als sich dann herausstellte, dass deren Sache - laut Gustav wollten sie nur das Nötigste - aussichtslos und die Gruppe stark dezimiert worden war, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Er und eine Handvoll anderer Frauen und Männer zogen bald hierhin, bald dorthin. Manchmal durften sie eine Weile in der einen oder anderen Gemeinde bleiben, arbeiteten dort, trieben Tauschhandel, verdingten sich als Bewacher winziger Karawanen, die die Siedlungen auf dem Land und die wenigen Enklaven in den Städten, die es noch gab, miteinander verbanden oder gingen auf eigene Rechnung auf Beutezug. Dann kam es innerhalb der Gruppe zu einem Zerwürfnis. Es war wohl um irgendeine Frau gegangen und das Ende vom Lied war gewesen, dass Gustav und die holde Dame die meisten anderen tot zurückließen und alleine weiter zogen. Bald darauf hatte es die beiden dann nach Frankfurt verschlagen, wo sie von einer von Ivans Patrouillen aufgegriffen worden waren. Die Frau, die Gustav offensichtlich sehr am Herzen gelegen hatte, wurde bei der Festnahme durch Ivans Jungs schwer verletzt und Gustav schrie und tobte so lange in der unterirdischen Zelle, in die man die beiden fürs Erste gesperrt hatte, bis man ihm die medizinische Ausrüstung brachte, die er verlangte. Es gelang ihm, das Leben der Frau zu retten, auch wenn sie, Gustavs Aussage nach, nicht mehr dieselbe war, wie zuvor.

Abwesend sei sie gewesen.

Apathisch.

Und schließlich, aber erst einige Wochen später, sei sie trotz aller Mühen und Pflege einfach gestorben.

Einfach so.

Im wahrsten Sinne des Wortes *lebensmüde*.

Gustavs Beharrlichkeit und seine Fähigkeiten als Arzt hatten sich vorher allerdings bis zum Ivan herumgesprochen, der damals schon die Herrschaft über den Hauptbahnhof innegehabt hatte. Und so kam es dann, dass der Ivan, ähnlich wie bei Wanda und mir, die Zuneigung Gustavs zu dieser Frau benutzte, um ihn in seine Dienste zu pressen. Gustav wurde zum Arzt des Lagers gemacht und die Frau blieb unter strenger Bewachung in der Zelle im U-Bahn-Tunnel.

Während ich mich fragte, wie viele Gefangene der Ivan dort unten wohl hielt und ob die Zelle, in der ich einige Zeit verbracht hatte, wohl dieselbe Zelle war, in der diese Frau zu leben aufgehört hatte, fuhr Wanda

mit ihrem Bericht fort.

Einige Zeit lang war es gut gegangen. Gustav flickte Ivans Fußvolk zusammen, nähte Messer- Pfeil- und Schusswunden, pulte Kugeln aus Eingeweiden, behandelte Versehrte so gut es ging und kümmerte sich in der wenigen, freien Zeit um die Dame seines Herzens. Als sie dann schließlich elend verreckt war und Gustav sie tot auf dem Zellenboden gefunden hatte, schwor er insgeheim Rache, denn er machte die Einzelhaft, zu der Ivan die Frau verurteilt hatte, für ihren schwindenden Lebenswillen verantwortlich. Vordergründig spielte er den folgsamen Doktor, der nicht wusste, wohin er sonst hätte gehen sollen, in Wahrheit allerdings hatte er einen anderen Grund hier zu bleiben.

Er wollte Ivan tot sehen.

Seine Maske ist überraschend perfekt, dachte ich. Hatte ich vorhin schon seine ruhige, freundliche Art bewundert, so tat ich es jetzt, mit dem Wissen um seine Geschichte, umso mehr. Wie ein perfekt getarnter Jäger wartete er auf seine Gelegenheit, streckte seine Fühler aus und lauerte. Das erklärte auch, wieso er von Anfang an den Kontakt zu Wanda, oder den Kontakt zu uns, gesucht hatte. Die Parallele war offensichtlich. Er hat uns sicher schon am Tag unserer Ankunft als potentielle Verbündete identifiziert. Jetzt machte ich mir keine Sorgen mehr. Dieser Mann würde uns niemals ans Messer liefern. Für ihn waren wir vermutlich die beste Chance seit Jahren. Ich meine, klar, Gelegenheiten, mit einem versteckten Messer an den Ivan heranzukommen, hatte es in der Zeit, in der Gustav hier lebte, sicherlich schon genug gegeben, aber er dachte offensichtlich weiter. Und irgendwie glaubte ich auch, dass er eine Art Verantwortungsgefühl, sicherlich nicht dem Ivan und seiner rot bebänderten Pseudo-Elite gegenüber, aber auf jeden Fall gegenüber den Versehrten und Verkrüppelten auf den U-Bahn-Gleisen entwickelt hatte. Darüber hinaus war er offensichtlich jemand, der am Leben bleiben wollte. Seine Rache würde niemals selbstmörderische Züge annehmen. Dazu war er einfach nicht der Typ.

Damit konnte ich leben.

Mehr noch, ich sah jetzt ein, dass Wandas Offenheit uns einen perfekten Verbündeten beschert hatte, den ich mit meiner Eigenbrötlerei niemals aufgetan hätte. Und so streckte ich Wanda meine Hand über den Tisch hinweg entgegen.

«Sollen wir das Kriegsbeil begraben?»

Die Antwort kam prompt. Sie ergriff meine Hand, schüttelte sie und meinte:

«Aber nicht zu tief.»

Ich wusste, dass sie damit nicht unser beider Kriegsbeil meinte, sondern das Kriegsbeil, dass wir für Da Silva und die Degenerierten bereit hielten.

Inzwischen war es Mittag geworden. Mariam, die anfangs gebannt Gustavs Geschichte gelauscht hatte, war über dem zweiten Kapitel der Brüder Löwenherz eingenickt. Es ging noch nicht so schnell mit dem Lesen.

«Meinst Du, dass Gustav es irgendwie hinkriegen könnte, einen von uns zu Einhand zu schmuggeln?»

«Eher nicht. Zu gefährlich. Ich denke, er wird ihn selbst befragen. Wir sollten tun, was er empfohlen hat. Am Leben bleiben. Du musst irgendwann einmal schlafen. Leg dich zu Mariam. Ich übernehme die erste Wache», sagte sie, holte die Pistole unter dem Kissen hervor und wandte ihren Blick dem Zelteingang zu.

Wanda

Wanda plagte das schlechte Gewissen, obwohl sie glaubte, dass für Mariam, sollte sie wider Erwarten bei ihren nächtlichen Ausflügen erwischt werden, kaum eine ernsthafte Gefahr bestand. Trotzdem fühlte sie sich unwohl, während sie an die Zeltplane vor sich starrte. Wieder hatte sie in der Nacht geträumt, geträumt von ihrer Zeit bei den Degenerierten, die nur wenige Wochen zurück lag. Die Schläge, der Hunger, die Vergewaltigungen und die permanenten, so verlockenden Ermutigungen, es den verdammten Wichsern gleich zu tun. Zu werden, wie sie. Die permanente Todesangst, unter der sie gelebt hatte. Der Zusammenbruch von Thomas. Zuerst psychisch, dann moralisch, genauso wie Einhand - von dem sie wusste, dass sein richtiger Name Andrin lautete - und seine Leute es sich gewünscht hatten. Sie legte sich eine Hand über den Schritt. Fast konnte sie noch fühlen, wie in ihr gerissen und gestoßen wurde, fühlte den Nachhall der groben, dreck- und blutverkrusteten Hände auf ihrer Haut, die sie festgehalten hatten und gezwickt und gekratzt und gequetscht und geschlagen.

Sie musste kämpfen, um sich nicht, wie schon so oft, in einen Zustand

des erinnerten Entsetzens und der mentalen Machtlosigkeit zu verlieren. Diese verdammten, geilen, bösartigen Fratzen vor ihrem inneren Auge. Sie musste sie verbannen.

Nein, es war richtig, wie sie handelte. Sie würde nie wieder machtlos sein. Nie wieder aus Angst tatenlos verharren und hoffen, dass es vorbei ging. Ihr Gewissen plagte sie auch wegen den Dingen, um die sie Gustav bat, der dabei noch viel mehr für sie riskierte, als Mariam. Gustav war ein guter Mann. Ein Heiler. Er meinte es gut mit ihnen allen, auch wenn Wanda ihm teilweise egoistische Motive für die Fürsorge, die er ihnen angedeihen ließ, unterstellte.

Sie schaute auf die Waffe, die der Arzt ihr verschafft hatte. Ein kleines Stück Wehrhaftigkeit, ein klein wenig Sicherheit.

Noch lange nicht genug.

Aber besser als Nichts.

Sie fragte sich erneut, warum er ihnen half. Einfach nur weil sie sich noch nicht vollständig dem Lagerleben angepasst hatten? Weil sie noch nicht *assimiliert* waren? Woher kannte sie diesen Ausdruck? Weil sie noch Fremdkörper waren, zwar unter Ivans Einfluss, aber ihm noch nicht vollständig unterworfen?

Und was war mit *ihm*? Sie hatte ihn damals nach seinem Namen gefragt, damals, als Thomas noch gelebt hatte und sie vor Dankbarkeit und Überschwang für ein paar Stunden fast vergessen hatte, was der Alte ihr angetan hatte.

Er hatte nur geantwortet:

«Spielt das wirklich eine Rolle? Nenn mich doch einfach irgendwie.»

Hatte er denn mehr verloren als andere? So viel, dass er seinen eigenen Namen nicht mehr ertragen konnte? Jeder, der heute noch am Leben war, hatte doch unendlich viel verloren und wenn Wanda jetzt darüber nachdachte, dann kam es ihr lächerlich vor. Hätte er sich nicht einfach einen Namen ausdenken können, wenn er schon seinen wirklichen nicht verraten wollte? Im Geiste hatte sie schon versucht, ihm einen Namen zu geben. Sie hatte es mit dem Markennamen versucht, der auf seine Armbrust gedruckt war, dann mit dem auf seinem Messer, aber beide waren ihr zu albern vorgekommen. Schließlich war sie dazu übergegangen, ihn einfach nur “Schütze“ zu nennen.

Ja.

Das war ein guter Name für ihn.

Als ich zwei oder drei Stunden später meine Lider wieder hob und mit immer noch müden Augen die Umgebung abtastete, schien Wanda sich keinen Millimeter bewegt zu haben. Immer noch saß sie, die Pistole in der Hand und ihr regungsloses Gesicht dem Eingang unseres goldenen Käfigs zugewandt, am Tisch. Ich beobachtete sie noch einen kleinen Moment länger, dann gab ich ihr durch ein Gähnen zu verstehen, dass ich wach war.

«Wie spät ist es?», fragte ich in dem leisen Flüsterton, den wir uns angewöhnt hatten, seit wir hier unfreiwillig im Zelt untergebracht waren.

«Bald Abend», meinte sie.

«Irgendwas passiert?»

Sie schüttelte zuerst den Kopf, dann fügte sie hinzu:

«Doch. Eine Patrouille scheint irgendwo im Norden beschossen worden zu sein. Zwei Verletzte, und keiner hat die Schützen gesehen.»

«Scheiße. Dann hat Gustav sicher alle Hände voll zu tun. Meinst Du denn, er hat schon etwas aus Einhand herausgekriegt?»

«Ehrlich gesagt, ich kann mir nicht vorstellen, dass Gustav jetzt im Lazarettzelt ein effektives Verhör führen kann. Da sind gerade einfach zu viele andere, die mithören.»

«Ja, ja. Was weiß ich, vielleicht kann er ihm irgendetwas spritzen, was ihn gesprächiger macht? Er ist immerhin Arzt.»

«Arzt hin oder her, ich glaube nicht, dass er so schnell irgendwas aus Einhand heraus bekommt.»

«Naja, vielleicht schafft er es ja heute Nacht», hoffte ich.

Ja, vielleicht würde er es ja heute Nacht schaffen, vorausgesetzt, dass Einhand dann noch am Leben war.

«Heute Nacht? Meinst Du wirklich?»

Die Frage klang etwas spöttisch. Ich bezweifelte das im Grunde auch, sagte aber nichts. Dann erhob ich mich.

«Ich schau mal nach draußen.»

Ich schlug die Zeltplane zurück, teilte den beiden rotärmeligen Wachen am Eingang durch ein saloppes *Ich-geh-pissen* mit, was ich zu tun gedachte und schlenderte langsam in Richtung der Toiletten. Da ich der einzige von uns dreien war, der sich inzwischen ohne Wacheskorte durch das Lager bewegen durfte, war ich der beste Späher, den wir hatten. Es

war, wie im Winter nicht anders zu erwarten, bereits früh dunkel geworden. Das Innere der Bahnhofshalle wurde durch eine wilde Mischung von elektrischen Strahlern, Fackeln, kleinen Kochfeuern und Öllaternen beleuchtet. Einige Versehrte standen in geordneten Reihen an, um von Ivans Jungs Lebensmittel ausgeteilt zu bekommen, mit denen sie sich dann wieder auf die U-Bahn-Gleise verzogen, um dort, unter ihresgleichen, ein karges Abendessen zuzubereiten.

Auch anderswo wurde gearbeitet. Es sah so aus, als ob Rolf einen Trupp anführte, der die Barrikaden zum Bahnhofsvorplatz hin verstärkte. Als gerade eine Patrouille von drei Mann durch lautes Rufen ihre Rückkehr ankündigte und kurz darauf eingelassen wurde, unterbrach er seine Arbeit, ging zu den Männern hinüber und sprach mit ihnen. Die auffällige Betriebsamkeit im Lager beunruhigte mich ein wenig, aber fürs Erste beschloss ich, meinen Weg zu den Toiletten fortzusetzen.

Als ich nach einigen Minuten wieder ins Zelt zurückgekehrt war, durfte ich mich ebenfalls einer kleinen Mahlzeit erfreuen, die Wanda und Mariam in meiner Abwesenheit vorbereitet hatten.

Während ich den halbwarmen Doseneintopf löffelte und mir von Herzen ein frisches Stück Brot dazu wünschte, berichtete ich den beiden mit knappen Worten, was mir aufgefallen war. Rolfs Verhalten gab uns immer noch beunruhigende Rätsel auf und bevor wir dann irgendwann schließlich die Schnüre unserer Stiefel aufknoteten und uns auf die Feldliegen verteilten, knobelten Wanda und ich noch aus, wer die erste Wache übernehmen sollte. Ich bekam erneut die zweite Schicht, aber ich fand keinen Schlaf und als Wanda zu mir herüberkam und mir die Pistole übergab, sah sie mich einige Sekunden schweigend an.

Ich hatte den Eindruck, dass sie etwas sagen wollte aber schließlich ging sie wortlos zurück zu ihrer Liege, rollte sich unter der groben Decke zusammen und schien schnell eingeschlafen zu sein. In dieser Nacht hatte ich mehrmals den Eindruck, dass sich jemand an der Plane unseres Zeltes zu schaffen machte. Aber jedes Mal, wenn ich die Pistole auf die betreffende Stelle richtete und die Waffe im Dämmerlicht der Öllampe so leise es ging, entsicherte, war das Geräusch wenige Sekunden später verschwunden. Vielleicht war es auch nur der eisige Wind, der durch den Bahnhof wehte und der auf meinen angespannten Nerven spielte.

Am nächsten Morgen schien das ganze Lager früh auf den Beinen zu sein. Wanda und Mariam ließen sich von mir und unseren Zeltwächtern zu den sanitären Anlagen begleiten. Während ich vor den Toiletten auf die beiden wartete, versuchte ich erfolglos, ein Gespräch mit den zwei Rotärmeln anzufangen und sie ein wenig auszuhorchen, aber außer einem gelegentlichen, abweisenden Brummen war aus ihnen nichts herauszubekommen.

Als wir eine Weile später wieder in unser Zelt gebracht worden waren, saß zu meiner Überraschung bereits Gustav am Tisch. Vor ihm befand sich ein weiterer, kleiner Stapel mit Büchern für Mariam und er blätterte gedankenverloren in einem der Werke herum. Er sah müde aus und schaute hoch, als wir eintraten und während er Mariams überschwängliche Begrüßung mit einem milden, aber abwesenden Lächeln über sich ergehen ließ, bemerkte ich, dass er in der Tat völlig fertig war.

Auch Wanda musste es bemerkt haben, denn sie machte sich daran, den Gaskocher anzuwerfen, sicherlich mit der Absicht, den letzten Rest des uns zugeteilten Pulverkaffees seiner Bestimmung zu zu führen. Als wir die dampfende, pechschwarze Flüssigkeit gerecht aufgeteilt in verbeulten Blechtassen vor uns stehen hatten, wandte sich das Gespräch von den allgemeinen Themen ab und dem Thema Einhand zu.

«Tja. Ich habe nichts, aber auch gar nichts, aus dem Kerl herausbekommen können. Hat geschwiegen wie ein Grab. Zumindest, wenn er nicht gerade geflucht oder gedroht hat, als ob er es wäre, der sich in einer vorteilhaften Position befindet, und nicht ich», sagte Gustav, nahm einen Schluck Kaffee und verzog das Gesicht, bevor er fortfuhr und seine Versuche, etwas aus Einhand herauszubekommen etwas detaillierter beschrieb.

Allerdings war das Wichtigste ja schon gesagt. Er hatte nichts erfahren und Einhand ging es wohl - trotz seiner Verletzungen und seiner zerfetzten Wange - gut genug, um einen beachtlichen Trotz aufrecht erhalten zu können. Gustav war sichtlich zerknirscht ob seines Misserfolges und zum Teil deshalb warf ich ein:

«Naja, so wie Du aussiehst, hast Du sicherlich alle Hände voll zu tun gehabt, oder? Wir haben von der Patrouille gehört ...»

«Ja, schlimme Sache», fiel er mir ins Wort.

«Ein Streifschuss, und einem muss ich eventuell das Bein abnehmen. Und obendrein habe ich gestern noch zweimal Sterbehilfe bei den

Versehrten geleistet. Strahlenkrebs. Verdammte Scheiße.»

Gustav war fertig. Völlig ausgelaugt, zumindest für heute. Aber die Tatsache, dass er so sehr mit seinen Patienten mit litt, weckte in mir sofort einiges an zusätzlicher Sympathie für ihn. Er war wohl wirklich Arzt aus Überzeugung.

«Naja. Egal», brummte er undeutlich.

Er versuchte das gerade Gesagte mit einer wischenden, kaffeeverschüttenden Handbewegung aus unserem Gespräch zu verbannen, dann zog er etwas aus der Seitentasche seines verdreckten Kittels. Etwas in einem zugeknoteten Plastikbeutel. Er öffnete ein ihn wenig umständlich und legte den Inhalt auf dem Tisch ab. Als Erstes bemerkte ich den verdreckten, verkrusteten Zustand. Dann registrierte ich, dass es ein Halstuch war.

Dann formte sich ein Gedanke in meinem Kopf.

Und dann nahm ich plötzlich den widerlichen, beißenden Geruch wahr, kämpfte gegen meinen Würgereflex an und der Gedanke ergriff die Flucht.

«Das hier habe ich bei diesem Einhand gefunden. Er hatte es in seiner Tasche, aber ein wenig von dem Geruch ist dennoch nach draußen gedrungen. Deswegen bin ich darauf aufmerksam geworden.»

Inzwischen waren wir alle aufgesprungen, hielten uns die Nasen zu und versuchten, durch den Mund zu atmen.

«Mann, pack das wieder weg! Ich glaube wir haben alle verstanden, was Du uns zeigen wolltest», richtete Wanda das Wort an Gustav. Dieser tat wie geheißen, aber der faulige Geruch, der von dem Halstuch ausging, sollte sich noch für mehrere Stunden in unserem Zelt halten.

«Ja, das riecht ganz schön übel, nicht wahr? Aber die Frage ist doch: Warum sollte jemand so etwas Widerliches bei sich tragen? Ich meine, selbst Eure Degenerierten haben Geruchsnerven, oder nicht?»

Ich unterdrückte den Impuls, Gustav zu sagen, dass es nicht *unsere* Degenerierten waren, und sagte stattdessen:

«Ich habe auch keine Ahnung. Aber wenn er das Ding unbedingt behalten will, dann stopf es ihm doch in sein dreckiges Maul und nähe es zu.»

«Würde ich ja gerne ...“ , schmunzelte Gustav müde. „... aber ...»

Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Wange.

«Ja, stimmt. Das würde keine Besserung bringen.»

Einhand hatte da ja ein Loch.

Der folgende Ausbruch von Heiterkeit veranlasste einen von Ivans Jungs, seinen Kopf ins Zelt zu strecken, um zu sehen, warum hier auf einmal jeder lachte, bis ihm die Tränen kamen. Die Gesichtsfarbe des Mannes wechselte schlagartig ins Grünliche hinüber, als er den Gestank bemerkte. Er riss die Augen weit auf, dann war der Kopf wieder aus dem Zelteingang verschwunden und es drangen gedämpfte Würgegeräusche von draußen herein.

Wir lachten noch ein wenig mehr.

Als wir uns so langsam wieder in den Griff bekamen, stand Gustav auf und verabschiedete sich mit den Worten:

«Der Ivan wird Dich wahrscheinlich später abholen lassen. Ich werde *Stinkhand* jetzt noch ein wenig aufpäppeln und dann auch da sein. Der Ivan will unter keinen Umständen, dass der Kerl ihm wegstirbt.»

Gustav machte seine Verabschiedung komplett und winkte in Mariams Richtung, die erfolglos versucht hatte, dem Gestank zu entkommen, in dem sie sich auf ihrer Liege unter einem Berg aus Decken verkrochen hatte und unter dem nur ihre Füße hervorlugten.

Das Verhör würde sicher kein Spaß für Einhand werden. Ich hatte auch nicht erwartet, dass es zimperlich zugehen würde, aber wenn der Ivan den Arzt dabei haben wollte ... nun, es würde vermutlich eine sehr hässliche Sache werden.

Einige Stunden später war es dann soweit. Rolf betrat in Begleitung von vier Jungs ohne Ankündigung unser Zelt, und Wandas Hand zuckte erschrocken in Richtung ihres Kopfkissens, unter dem sie die Pistole versteckt hatte. Zum Glück schien Rolf die Bewegung nicht registriert zu haben. Er wandte sich direkt an mich und schnauzte mich an.

«Das Verhör findet unten statt. Der Ivan ist schon da und dieser Einhand müsste inzwischen bereit sein. Komm!»

Wir liefen nebeneinander her. Zwei Jungs gingen vor uns und zwei Jungs gingen hinter uns. Der Weg führte uns nach unten, an den Gleisen der Versehrten vorbei und der Geruch, der von diesem lebendigen, chaotischen, aber elend kränklichen Haufen menschlichen Lebens ausging, war nicht viel besser als der, der sich vor wenigen Stunden in unserem Zelt breit gemacht hatte. Was mich allerdings immer wieder überraschte, war

das Nebeneinander von Klagelauten, Kinderlachen, das Stöhnen von Kranken, aber auch das von Liebenden. Neben einem alten Mann, der auf dem Rücken lag und mit glasigen Augen an die Betondecke starrte, spielte eine kleine Gruppe Halbwüchsiger, von denen vielen ein oder mehrere Gliedmaßen fehlten. Hinter einem Sichtschutz stieg Rauch von einem kleinen Kochfeuer auf, eine einäugige Frau mit verbranntem Gesicht und fehlenden Fingern besserte umständlich irgend ein Kleidungsstück aus. Alles, was das Leben für einen Menschen bereit hielt, was das große Spektrum menschlicher Emotionen zuließ, geschah hier auf den Gleisen auf engstem Raum. Nachdenklich wandte ich mich an Rolf und nickte in Richtung des Trubels.

«Sag mal, Rolf, da müssen doch Menschen dabei sein, die mehr können, als nur hier unten herumzuvegetieren und sich von den Gesunden füttern zu lassen, oder?»

Rolf warf mir einen seiner unergründlichen Blicke zu. Er schien zu überlegen. Entweder dachte er darüber nach, was er auf meine Frage antworten sollte, oder ob er überhaupt auf sie eingehen wollte. Dann sagte er:

«Natürlich. Anfangs haben wir auch versucht, aus den Schutzis Leute für die Patrouillen zu rekrutieren, allerdings sind die meisten ganz froh, dass sie hier unten sein und *normale* Arbeit verrichten dürfen. Es ist einfach nicht jeder dafür gemacht, mit einer Waffe umzugehen. Viele unter den Schutzis, die körperlich vielleicht gerade noch fit genug wären, sind so traumatisiert, dass fast nichts mit ihnen anzufangen ist. Aber immerhin können sie noch auf die eine oder andere Art nützlich sein. Manche von ihnen könnten theoretisch trotz einer Verletzung oder irgendwelcher Geschwüre ein anderes Leben führen, wollen aber hier unten bleiben, weil ein Angehöriger, der es eben nicht mehr kann, hier unten ist und ihre Zuwendung braucht. Wenn wir hier neue Versehrte aufnehmen, sind auch immer welche dabei, die nur ein paar Wochen bleiben um sich zu erholen und dann irgendwohin weiter ziehen. Von den Gesünderen bleiben tatsächlich leider nur wenige hier. Die, die bleiben, sind dann meistens die, die auch wirklich auf Hilfe angewiesen sind.»

Er zuckte mit den Schultern und fügte dann hinzu:

«So ist das eben. Aber wegen denen sind wir ja nicht hier, oder?»

Inzwischen waren wir in den Bereich der Tunnel vorgedrungen, in dem ich in einer Zelle eingesperrt gewesen war, was einige ungute

Gefühle in mir weckte.

Bald hatten wir mein Gefängnis passiert und bogen um eine weitere Ecke. Die schwachen Lampen hingen hier in einem größeren Abstand und ich konnte das Ende des Tunnels nicht sehen. Nachdem wir weitere hundert Meter hinter uns gebracht hatten, gab Rolf das Kommando zum Halten.

«Geht schon mal vor. Ich habe mit ihm hier ..», er zeigte auf mich, «... noch etwas zu besprechen. Wartet vor der Tür auf uns.»

Die Männer warfen sich zweifelnde Blicke zu, folgten dann aber mit scheinbarer Gleichmut dem Befehl des Blonden. Während sie sich entfernten, stand Rolf mir mit vor der Brust verschränkten Armen gegenüber und musterte mich. Er hatte zwei Nächte zuvor einen Feuerbefehl gegeben, der mich beinahe das Leben gekostet hätte.

Und jetzt schickte er die Zeugen weg.

Ich sah mich nach möglichen Waffen um, oder nach etwas, das ich werfen konnte, aber entweder war da nichts Brauchbares oder ich konnte es im Halbdunkel nicht entdecken. Das Messer in meinem Stiefel nutzte mir momentan nichts. Das würde ich niemals schnell genug ziehen können. Rolf musste nur seine Pistole nehmen, mich erschießen und dann behaupten, dass ich ihn angegriffen hätte. Der Schweiß stand mir auf der Stirn, obwohl es hier unten schweinekalt war.

Ich war mehr als angespannt.

Sprungbereit.

Gewaltbereit.

Aber Rolf rührte sich nicht, blickte mir nur weiter mit seinen blauen Steinaugen ins Gesicht.

Wartete er darauf, dass ich zuerst angriff?

Ich war fast so weit, ihm den Gefallen zu tun, denn lange würde ich diese Spannung nicht mehr aushalten. In dem Moment, in dem ich meine Hände zu Fäusten ballte und tatsächlich auf ihn losgehen und einen Präventivangriff starten wollte, drehte Rolf mir den Rücken zu.

Ich machte einen Schritt nach vorn, hatte den Bewegunsablauf bereits begonnen.

Es gelang mir gerade noch so, inne zu halten.

Er hatte meine Bewegung irgendwie registriert, denn, immer noch von mir abgewandt, sagte er:

«Entspann Dich. Die Jungs sind jetzt weit genug weg.»

Ich entspannte mich nicht.

Ich wollte mich nicht einlullen lassen. Für wie blöd hielt er mich? So, wie er jetzt stand, konnte ich unmöglich sehen, ob er etwas in der Hand hielt. Als ich mich so lautlos wie möglich einen weiteren Schritt an ihn herangeschoben hatte, erneut bereit, in dem Moment zuzuschlagen, in dem ich auch nur den Hauch einer gezogenen Waffe erahnen konnte, stellte sich heraus, dass … da nichts war.

Ivans blonder Hauptmann drehte sich zu mir um, und seine Hände waren nicht nur leer, sondern auch beschwichtigend in meine Richtung ausgestreckt.

«Immer langsam», sagte er.

War das ein winziges Lächeln in seinen Mundwinkeln? Er veränderte seine offene Haltung nicht, aber ich behielt die Fäuste immer noch oben.

«Warum hast Du die Männer weggeschickt?»

«Weil ich mit Dir sprechen wollte.»

«Warum?»

«Wegen vorgestern.»

«Und warum dürfen die Jungs das nicht hören?»

«Das hat mit dem Ivan zu tun. Also was ist? Hörst Du zu?»

Ich bedeutete ihm, weiter zu sprechen. Er überlegte einige Sekunden, dann fing er an.

«Pass auf. Ich sehe das so: Der Ivan ist das Beste, was den Leuten hier geboten werden kann, davon bin ich überzeugt und darum unterstütze ich ihn, so gut es geht. Aber für manche Situationen ist er einfach nicht gemacht. Zum Beispiel für Spionage und Gegenspionage oder, um ehrlich zu sein, für alles, was nicht auf einen Schlag zu lösen ist – dafür ist der Mann definitiv ungeeignet. Ich wusste schon eine ganze Weile, dass die drei Männer von vorgestern Waffen und Vorräte wegschaffen. Ich und ein paar andere, denen ich vertraue, haben genau das getan, was Du getan hast und haben auch herausgefunden, was Du herausgefunden hast. Mit einem Unterschied: Wir haben es hinbekommen, sie mehrere Nächte lang *unbemerkt* zu verfolgen ohne gleich in der ersten Nacht ein Feuergefecht zu provozieren, wie Du. Die Kerle haben Waffen und Vorräte an deutlich mehr Stellen in der Stadt deponiert, als nur in dem Autohaus. Um unser aller Sicherheit optimal gewährleisten zu können, wäre es nötig gewesen, dass wir herausfinden, warum und für wen sie das tun. Wir wissen, dass sie den Leuten vom Kaufhaus Waffen gebracht haben, aber rund um die

anderen Depots, die sie angelegt haben, war nichts zu entdecken, außer ein paar der verdammten Hunde. Ich habe diese ganze Sache verfolgt ohne dem Ivan davon zu erzählen, weil ...»

Er zögerte einen Moment.

«... ich denke, Du weißt ganz gut warum, nämlich...»

«... weil der Ivan nur gesehen hätte: Die beklauen mich, die bringe ich um», warf ich seiner Argumentation folgend ein.

Langsam begann ich zu verstehen, worauf er hinaus wollte.

«Ja, so ähnlich. Es hätte ihm an Geduld gefehlt, vor allem in letzter Zeit, wo er ein Bisschen viel ...»

Er machte mit dem Zeigefinger eine eindeutige Geste unter seiner Nase.

«... Ich will gar nicht wissen, was hier los ist, wenn ihm sein Stoff ausgeht und er keinen Ersatz auftreiben kann.»

Jetzt war ich ein wenig überrascht, denn wie ein Süchtiger war der Ivan mir nie vorgekommen. Alles was ich bis jetzt an Konsumverhalten von ihm zu sehen bekommen hatte, kam mir irgendwie *passend* vor. Als ich eine entsprechende Bemerkung machte, zuckte Rolf nur mit den Schultern.

«War auch nicht von Anfang an so. Hat sich über die Zeit entwickelt.»

Da er im Moment nichts mehr sagte, sprach ich für ihn weiter.

«Ok, Du warst also schon an der Sache dran. Und dann, auf einmal, hat Ivan mir durch diesen Stummelzahn den Befehl überbringen lassen, mich um die Sache zu kümmern, ja? Er muss also doch irgendwie mitbekommen haben, dass Sachen aus dem Lager verschwinden.»

Rolf nickte und grinste kurz. Sicher kannte er Stummelzahn noch nicht unter diesem Namen.

«So, weiter im Text. Du wusstest also, dass ich die drei Diebe in dieser Nacht verfolgen würde und bist an mir dran geblieben. Und als die Abtrünnigen dann angefangen haben zu schießen, hast Du den Feuerbefehl gegeben.»

Rolf nickte wieder.

«Genau, ich war sauer, weil Du mir meine ganze Arbeit versaut hattest, und ich wollte Dir einen kleinen Schrecken verpassen.»

«Verstehe», sagte ich. Er lächelte jetzt schon beinahe. Und auch ich tat das, denn ich wusste eines: Der Mann hatte mir gerade einen riesigen Haufen Scheiße aufgetischt.

Wenn er wirklich so sehr an mehr Informationen interessiert gewesen wäre, hätte er nicht, niemals und unter keinen Umständen hingenommen, dass seine einzigen Informationsquellen von Sturmgewehren in Fetzen geschossen wurden. Es sei denn …

«Es gibt noch andere, oder?»

Er schaute mich erstaunt an, und sein Pokerface begann zu bröckeln.

«Es gibt noch mehr Diebstähle. Noch mehr Diebe, und Du willst nicht, dass der Ivan Wind davon bekommt, richtig?»

Er sah wohl ein, dass ein Abstreiten zwecklos war.

«Ja, Scheiße, Du hast Recht. Der Ivan würde die reinste Hexenjagd veranstalten, wenn er wüsste, wie viel Material hier tagtäglich verschwindet. Wenn Du nicht die Sturmgewehre im Tunnel entdeckt hättest, wären wir in zwei Wochen offiziell so gut wie wehrlos gewesen. Die meisten der Diebe kenne ich inzwischen, aber bevor ich sie alle festnehmen lasse, und für eine gigantische Unruhe im Lager sorge, wollte ich den Verlauf des Verhörs von diesem Einhand-Kerl abwarten. Es ist einfach besser, wenn der Ivan die Wahrheit von einem Außenstehenden erfährt, Du weißt schon, seines Temperaments wegen. Und ja, bevor Du fragst, meine Freude war nicht besonders groß, als ich Dich in dem Autohaus *lebendig* vorgefunden habe. Mir wäre es deutlich lieber gewesen, wenn Ivan noch gar nichts von irgendwelchen Diebstählen wüsste. Er hat hier schon einmal Exempel statuiert. Damals ging es nur um *einen* Diebstahl und am Ende waren dreiundzwanzig Schutzis und sieben von Ivans Jungs tot, bis wir festgestellt hatten, dass der Schuldige bereits seit drei Tagen auf und davon war. Willst Du wissen, was er gestohlen hat? Ivans Kompass. Ivans beschissenen Kompass. Ich wollte einfach lieber einen unruhestiftenden Neuankömmling tot sehen, als zwei Dutzend unserer eigenen Leute. Aber naja, Du hast Glück gehabt und jetzt sind wir, wo wir sind.»

Ich bat Rolf, mir einen Moment zu geben, um die neuen Informationen zu verarbeiten. Er nickte.

Natürlich, aus seiner Sicht wäre es praktisch gewesen, wäre ich in dem Autohaus gestorben. Das hätte er als Unfall verkaufen oder den Dieben in die Schuhe schieben können. So etwas wie eine Obduktion hätte es sicher nicht gegeben, und es hätte auch niemanden interessiert, aus welcher Waffe die Kugel gekommen wäre, die mich getötet hätte. Naja, immerhin war Rolf dann doch nicht so kaltblütig gewesen, mich später noch zu

ermorden. Unter großen Vorbehalten beschloss ich, dem Mann einstweilen zu vertrauen.

Ein Bisschen.

Nein, nicht zu vertrauen, aber ihm eine Chance zu geben. Jetzt immerhin schien er ehrlich zu sein. Wenn es wirklich er war - und genau so schien es sich zu verhalten - der hier in Wahrheit den Laden am Laufen hielt und dafür sorgte, dass Ivans Temperament nicht für unnötiges Sterben sorgte, dann konnte ich mit dem leben, was Rolf getan hatte. Er hatte die Zahlen gegeneinander abgewogen und war zu dem Schluss gekommen, lieber einen Störenfried und drei Diebe tot zu sehen, als hinzunehmen, dass bei Ermittlungen im Ivan-Stil fünf mal so viele Menschen draufgingen.

«Okay, vorerst mal Schwamm drüber, Rolf. Aber zwei Fragen habe ich noch. Du hast heute Morgen die Barrikaden verstärkt?»

«Ja, die werden wir nötig haben, da bin ich mir sicher. Diese Diebstähle - da steckt einfach zu viel System dahinter. Glaub mir, die Kerle, die dafür verantwortlich sind, werden von irgendwo her gelenkt. Ganz sicher.»

«Da wird das Verhör vielleicht Einsicht bringen können», meinte ich und Rolf nickte zustimmend.

«Wir werden sehen.»

Wie auf ein unausgesprochenes Kommando hin setzten wir uns in Bewegung. Ein paar Sekunden schwiegen wir. Dann sagte Rolf plötzlich:

«Was ist Deine zweite Frage?»

Ich überlegte kurz, musste mich erst wieder erinnern.

«Oh, die ist ganz einfach. Wieso stürzt Du denn den Ivan nicht, und wirst selber Häuptling?»

Rolfs Steinaugen musterten mich, dann sagte er:

«Weil der Ivan jemand ist, dem die Leute gerne folgen. Sie haben zwar Angst vor ihm, aber sie fühlen sich auch sicher. Es ist seine Ausstrahlung. Wenn schon seine Leute Angst vor ihm haben, wie wird es dann wohl seinen Feinden gehen? Diese Masche, verstehst Du? Ein Machtwechsel oder ein anderes Oberhaupt, ein anderer Anführer würde zu Abspaltungen, Gruppenbildung und Kämpfen um die Güter führen. Das ganze Gefüge würde auseinanderbrechen, glaub mir. Klar, ich habe auch ein paar Leute, die mich anerkennen und mir vermutlich zur Seite stehen würden, aber wir können es uns wirklich nicht leisten, dass das, was wir uns hier aufgebaut

haben, auseinanderbricht. Dieser Ort ist so sicher, weil wir so viele sind und jeder seinen Job macht. Mit nur einer Handvoll Männer ist der Bahnhof nicht zu halten. Das müsstest Du doch sehen, oder? Dazu braucht es viel mehr und für dieses *mehr* sorgt der Ivan.»

Ich dachte darüber nach, was er gesagt hatte, während wir uns unserem Ziel näherten und damit war unser Gespräch erst einmal beendet. Auch wenn Rolf es nicht direkt ausgesprochen hatte, war deutlich geworden, worum er mich eigentlich bat. Es ging darum, den Ivan von Dummheiten abzuhalten, falls er Anstalten machen sollte in irgend einer Art und Weise voreilige, aus Wut geborene Anweisungen zu geben. Rolf schien das baldige Eintreten einer solchen Reaktion für sehr wahrscheinlich zu halten, wenn er es für nötig erachtet hatte, sich mir auf diese Weise zu offenbaren.

Die vier Männer, die er vorausgeschickt hatte, erwarteten uns wie befohlen vor einer rostigen Metalltür. Rolf trat wortlos vor, ignorierte die neugierigen Blicke seiner Leute und klopfte zweimal laut und dröhnend an.

Ein weiterer Mann mit roter Armbinde öffnete schließlich nach ein paar Sekunden und trat beiseite, um uns durchzulassen.

Es waren schon alle versammelt. Gustav stand mit dem Rücken zur Tür vor einem langen Tisch, der an die Wand geschoben worden war. An mehreren Stellen waren in alten Fässern Feuer entzündet worden und weitere Öllampen und batteriebetriebene Strahler erhellten den Raum. Der Arzt drehte sich nicht um, als wir eintraten und schien damit beschäftigt, irgendwelche Vorbereitungen zu treffen. Die Wachen verteilten sich entlang der Wände, nahmen Haltung an und versuchten, unbeteiligt auszusehen. Auch Stummelzahn war hier. Er machte sich an einem der Fass-Feuer zu schaffen. Und natürlich war da noch der Ivan. Er saß breitbeinig auf dem einzigen Stuhl im Raum und schaute uns ungeduldig entgegen.

«Fast hätte ich ohne Euch angefangen. Wird Zeit, dass Ihr kommt.»

Rolf entschuldigte sich für uns beide und schob irgend ein Problem bei den Versehrten vor.

Der *Stargast* hing nackt von der Decke. Ivan hatte ihn an den Armen aufhängen lassen, sodass seine Zehen gerade eben noch den Boden berühren konnten. Es war merkwürdig, ihn so zu sehen. Er war deutlich dürrer, als ich ihn in Erinnerung gehabt hatte, aber trotz seiner Verletzungen, der alten Schusswunde, der zerrissenen Wange und der

durchschossenen Hand, nach der ich ihn getauft hatte, wirkte er nach wie vor bedrohlich auf mich. Seine Augen versprühten puren Hass, als er mich sah und er rüttelte wütend an den Ketten, bis Stummelzahn sich von dem Fass-Feuer zu ihm umdrehte und ihm mit einer Zange ein glühendes Stück Metall entgegenstreckte und drohte, es in seine Achselhöhle zu drücken, falls er nicht ruhig sein wollte.

«Hast es eilig, was?», meinte der Ivan mit seinem brummigen, starken Akzent.

«Keine Angst. Wir haben viel Zeit für Dich eingeplant. Wir fangen langsam an, und steigern uns dann, würde ich vorschlagen. Oder willst Du vielleicht gleich reden? Du wirst so oder so sterben. Die Frage ist nur, in wie vielen Stücken.»

Ivan sah sich beifallheischend um und Rolf grinste schief. Vor unserem Gespräch hätte ich dieses Grinsen für hämisch gehalten. Jetzt kam es mir eher pflichtschuldig vor. Eine erkennbare Wirkung auf Einhand hatten Ivans Worte allerdings nicht gehabt. Außer einem feuchten Pfeif-Geräusch und etwas Speichel, der aus dem fransigen Loch in seiner Wange tropfte, kam von ihm keine Reaktion. Ivan stand auf und entledigte sich seines Pelzmantels. Er trat dicht an Einhand heran. Fast war es, als wolle er ihm etwas ins Ohr flüstern, wobei er sich ein wenig nach unten beugen musste, obwohl Einhand praktisch auf den Zehenspitzen stand. Er stellte immer wieder Fragen wie:

Wer schickt dich?

Wieso haben Dir meine Leute geholfen?

Was wollt Ihr mit meinen Waffen?

Wie viele von Euch Wichsern gibt es?

Und so weiter.

Jede dieser Fragen ging mit einem Faustschlag einher, der mal das Gesicht, mal die Nieren und mal den Unterleib traf. Die unglaubliche Wucht von Ivans Schlägen ließ Einhand hin und her schwingen, aber außer einem gelegentlichen, unwillkürlichen Keuchen und dem Geräusch das entsteht, wenn jemand konzentriert Luft in seine Lungen saugt, um irgendwie atmen zu können, konnte Ivan keine Reaktion von Einhand erzwingen.

Nicht auf diese Weise.

Es war auch deutlich zu bemerken, dass Ivan gar nicht damit gerechnet hatte, mit ein paar Faustschlägen zum gewünschten Ergebnis zu kommen,

denn als Gustav von dem Tisch, an dem er zugange gewesen war, zurücktrat, konnte ich eine Vielzahl von Klingen, Zangen und Bohrern entdecken. Im Gegensatz zu Stummelzahn, der das Feuer und die Metallteile, die in ihm erhitzt wurden, mit einer angespannten und erwartungsvollen Fröhlichkeit überwachte, war es Gustav deutlich anzusehen, dass ihm das Ganze hier gehörig gegen den Strich ging.

Das Klatschen von Faust auf Fleisch brach ab und Ivan nahm schwer atmend auf seinem Stuhl Platz und griff nach einer Flasche Grasovska.

«Wir müssen wohl ein bisschen was anders machen, hä? Die Schrauben ein bisschen fester ziehen, was?»

Die Augen des Osteuropäers leuchteten bösartig. Gustav, der, wie wir alle, wusste, was nun kommen würde, zog sich in eine Ecke zurück und schaute zu Boden.

Der Ivan hatte Einhands Nase mehr als nur ein wenig deformiert, aber die anderen Hiebe hatten, von rötlichen Abdrücken auf der Haut abgesehen, bisher keinen sichtbaren Schaden angerichtet.

An Einhands Körper hätte man anatomische Studien betreiben können, so mager aber gleichzeitig muskulös war sein Leib. Jedes Muskelzucken, jedes Adernpochen und jeden Herzschlag dieses Mannes konnte man sehen. Die Haut war von alten Narben übersät. Einhand hatte in seinem Leben scheinbar unzählige Kämpfe ausgetragen und das, obwohl er kaum älter zu sein schien als ich.

Ob er schon immer so gewesen war, wie ich ihn kennengelernt hatte?

Degeneriert?

Hatte ihn die Welt so gemacht?

Oder Da Silva?

Oder war es eine Frage der Veranlagung?

Jetzt trat Ivan auf ihn zu.

Manchmal ist es schon erstaunlich, wie leicht man den eigenen Geist von dem ablenken kann, was man lieber nicht sehen möchte. Dinge, wie zum Beispiel Ivan, der sich wieder von seinem Stuhl erhebt.

Ivan, der an den Tisch tritt und ein Skalpell in die Hand nimmt.

Ivan, der ein Stück Haut von der Größe eines Briefumschlages aus Einhands Oberschenkel schneidet und Wodka in die Wunde spuckt.

Mariam

Es gab natürlich mehrere Gründe, aus denen Mariam sich zu genau jenem Gleis hingezogen fühlte, auf dem der Junge geschrien hatte. Auch wenn sie eigentlich wusste, dass ihre kleinen Diebstähle irgendwann zwangsläufig auffallen mussten, landete sie doch immer wieder, wie magisch angezogen, genau dort.

Sicherlich lag es auch daran, dass der Weg dorthin von sehr guten Verstecken und Deckungsmöglichkeiten gesäumt war, daran, dass sie den Rhythmus der Patrouillen dort unten inzwischen auswendig kannte und auch daran, dass sie in jener Nacht gelernt hatte, dass sie, sollte sie entdeckt werden, erst einmal nicht für eine gemeine Diebin gehalten werden würde, sondern schlicht und einfach für ein kleines Mädchen.

Aus diesem letzten Grund und aus kindlicher Sorglosigkeit begann sie, sich relativ frei zu bewegen, sobald sie sich auf das Gleis geschlichen hatte. Sie achtete darauf, nicht immer von denselben, schlafenden Versehrten zu stehlen aber bald hatte sie dennoch die lohnendsten Opfer herausgepickt. Da es bei ihrem Geheimauftrag ja nicht hauptsächlich um Lebensmittel ging, sondern auch um Ausrüstung und Werkzeuge und Rohmaterial, fand Mariam schnell heraus, dass es auch innerhalb der Gleise ein kleines System gab, das dem der groben und lauten Leute oben etwas ähnelte.

Eine Infrastruktur aus Dienstleistungen und Handwerkern, wenn man so mochte, also mit Leuten, die praktisch veranlagt waren, wie zum Beispiel Näherinnen, Schnitzern, Metallbiegern, und Menschen die gut kochen konnten oder Kranke versorgten und pflegten.

Es gab alte Männer, die gegen eine Extraportion Eintopf den Kindern spannende Geschichten erzählten, Leute, die freiwillig dafür sorgten, dass die Nachttöpfe so weit wie möglich vom Gleis entfernt gelehrt wurden - was aber nur bedingt gegen den allgegenwärtigen Geruch von menschlichen Ausscheidungen, Geschwüren und Verfall half - und dann gab es noch die Läufer, die mehrmals täglich und zu festgelegten Zeiten zu den Vorratsdepots aufbrachen und die täglichen Rationen von den Rotärmeln entgegennahmen. Jeder der Versehrten hatte seine eigene Aufgabe und seine eigenen Talente. Seinen Platz im Ganzen.

Mariam hatte sich angewöhnt, immer wenn sie bemerkte, dass sie von verschlafenen Augen betrachtet wurde, weil sie jemanden geweckt hatte oder der oder die Betreffende immer noch wach gewesen war, einfach nur kurz zu lächeln, dann den Blick zu senken und einen Zeigefinger über die

Lippen zu legen.

Meistens wurden knapp zurückgelächelt und genickt, manchmal sogar ebenfalls ein Zeigefinger über die Lippen gelegt. Einmal wurde sie herangewunken und bekam ein Stück Schokolade hingehalten. Sie nahm es freudig, zog sich aber schnell zurück, als die alte Frau, die es ihr gegeben hatte, den Mund aufmachte um etwas zu sagen, dabei allerdings ein schreckliches Gebiss entblößte, das im Halbdunkel des nächtlichen Gleises sehr bedrohlich aussah.

Später tat es Mariam leid, dass sie so reagiert hatte. Vielleicht würde sie ja etwas finden, dass sie der Alten im Gegenzug schenken konnte? Etwas von oben vielleicht?

Mariam hielt sich, so gut sie konnte an die Handwerker. Die hatten Werkzeug und anderes brauchbares Material, aber manchmal fand sie auch das eine oder andere nützliche Teil einfach so, irgendwo auf dem Boden des verdreckten Gleises.

In dieser Nacht führte sie ihr Beutezug wieder die Nähe des schreienden Jungen und seines Vaters und sie gestand sich insgeheim ein, dass sie sich länger auf dem Gleis aufgehalten hatte, als es nötig gewesen wäre, da ihr kleiner Rucksack und ihre Taschen bereits recht ordentlich gefüllt waren.

Heute schrie der Jungen nicht, aber ebenso wenig schlief er. Er lag, um dessen Körperwärme so gut es ging zu nutzen, an seinen Vater gekuschelt auf der Liegestätte aus alten Decken und sah ihr direkt ins Gesicht, wie Mariam erschrocken und trotz des dämmerigen Lichtes erkennen konnte.

Sie erstarrte und ihr wurde heiß.

Für einige Sekunden musterten die beiden sich neugierig. Schließlich machte der stupsnasige Junge eine sachte, winkende Bewegung. Mariam ging leise und vorsichtig auf ihn zu. Sein Vater schnarchte, aber nur ganz leicht, und dann und wann schien er im Schlaf ein Jucken an seinem Arm zu spüren, denn er rieb ihn manchmal an der rauen Decke, die er über sich und seinen Sohn gebreitet hatte.

«Wer bist Du?»

«Mariam. Und wer bist Du?»

«Ich bin Tommy. Was machst Du hier?»

«Darf ich nicht sagen.»

Sie hatten geflüstert und sahen sich an. In Tommys Kopf drehten sich die Rädchen.

«Ist das geheim?»

«Ja, genau, ein Geheimnis!»

Mariam überlegte kurz, dann fasste sie sich ein Herz.

«Warum hast Du gestern so geschrien?»

Tommy grinste, zuerst peinlich berührt, dann etwas schelmisch.

«Das ist auch ein Geheimnis.»

«Aber es hat doch jeder hier gehört. Da kann es doch kein Geheimnis sein?»

«Ist aber so. Wenn Du mir Deines verrätst, verrate ich Dir meines.»

Sie war so schrecklich neugierig. Aber durfte sie es ihm verraten? Was, wenn er es weiter erzählte? Sie konnte das *jetzt* unmöglich entscheiden. Vielleicht sollte sie mit Wanda darüber sprechen.

«Verspricht mir, dass Du keinem sagst, dass Du mich gesehen hast, dann komme ich morgen wieder und vielleicht verrate ich Dir das Geheimnis dann.»

Tommy überlegte einen Moment und dann willigte er ein.

«Bis morgen», flüsterte er.

Mariam wandte sich um und schlich zurück nach oben.

Wanda

Sie sorgte sich um Schütze. Auch wenn sie hier vom Rest des Lagers, vom Rest der Welt, abgeschnitten war, so hörte sie doch hin und wieder Gesprächsfetzen und manchmal sogar ganze Unterhaltungen der Rotärmel mit. Sie nannten ihn im Lager inzwischen manchmal *den Dritten*, und Gustav hatte ihr erzählt, dass dieser Name aus Spott geboren war, da er zwar ständig mit Ivan und Rolf zu tun hatte und die beiden deutlich öfter zu Gesicht bekam als ein durchschnittlicher Rotärmel, aber jeder wusste, dass er im Grunde ein Gefangener war. Er war kaum noch hier und wenn er doch einmal im Zelt auftauchte, war er wortkarg und sah, gelinde gesagt, beschissen aus. Sie sprachen zwar und er berichtete ihr auch über die aktuellen Vorkommnisse, aber sie konnte sehen, dass er nicht alle seine Gedanken mit ihr teilte. Nun, das tat sie ja auch nicht, aber sie hatte ja schließlich beinahe unbegrenzt Zeit, um zu denken. Da musste man filtern.

Er war draußen.

Er durfte handeln.

In manchen Stunden beneidete sie ihn dermaßen stark um seine Bewegungsfreiheit, dass sie ihn am liebsten packen und schütteln würde, bis er ihr jedes Detail der Welt, die *er* sehen durfte und *sie* nicht, ausführlichst beschrieben hätte. Eine andere Sache war die, dass er sich immer mehr mit den Menschen hier im Lager zu solidarisieren schien. Sie wusste zwar, dass er gewiss nicht den Ivan meinte, wenn er das Wort *wir* benutzte, wenn er von den Geschehnissen außerhalb berichtete, aber es machte ihr dennoch Angst. Und das wiederum machte sie wütend. Wütend, von seinem Status im Lager abhängig zu sein, davon abhängig zu sein, dass er sich an sein Wort halten würde, dass er seine Ziele nicht änderte, dass er nicht plötzlich den Wunsch verspürte, einfach hier im Lager zu bleiben. Dann wieder spürte sie in seinen Reden, in der Art, wie er erzählte und sprach, seinen Hass auf die Degs und Da Silva. Diesen Hass, den sie beide teilten, der in ihr aber noch viel unerbittlicher brannte als in ihm. Dann fühlte sie sich etwas besser.

Gustav hatte ihr ebenfalls etwas Material gebracht, zwei Schienbeinschoner. Und besseres Werkzeug. Sie war sich ziemlich sicher, dass der Arzt sie begleiten würde, wenn es so weit war.

Wäre nur der verdammte Winter endlich vorüber.

Die Geschichte des Arztes hatte sie zum Nachdenken gebracht. Und auch wenn sie ihn auf logischer Ebene verstehen konnte, so gelang ihr das auf emotionaler Ebene so gar nicht. Gustav gab eindeutig dem Ivan die Schuld für den Tod seiner Gefährtin und in ihm brannte ebenfalls eine Gier nach Rache.

Nein, sie brannte nicht, erkannte sie jetzt, als sie erneut darüber nachdachte. Sie verzehrte ihn, fraß ihn auf.

Sein Verstand und sein Gewissen hinderten ihn daran, seinen Gefühlen zu folgen. Er lebte in einem permanenten Zwiespalt, so schien es. Sein Pflichtgefühl als Arzt und das Wissen, dass das Lager stark sein musste, dass es zusammengehalten werden musste, damit er den Menschen hier weiterhin helfen konnte auf der einen Seite, und auf der anderen Seite der brennende Wunsch, den Ivan tot zu sehen.

Und, so dachte Wanda, zwischen diesen beiden Seiten klaffte eine gähnende Leere aus Ratlosigkeit. Der Arzt war in gewisser Weise gelähmt gewesen. Zumindest hatte er bisher kein Ziel gehabt, war im Lagerleben eingefroren, wenn man so wollte.

War das der Grund, aus dem er sich so sehr an die *neuen*, an sie, heran

machte, ihnen so sehr half?

Ja, das musste es sein.

Sie waren sein Weg weg von dem selbstzerstörerischen Zwiespalt, in dem er sich befand und hin zu einem neuen Sinn. Sie konnte es ihm nicht verübeln, dass er sie auf diese Weise unbewusst instrumentalisierte.

Tat sie nicht dasselbe mit ihm?

Ivans massige Gestalt war bald bedeckt von seinem eigenen Schweiß und Einhands Blut. Rolf stand, mit hinter dem Rücken verschränkten Armen, neben zweien von Ivans Jungs an der Wand und beobachtete das Schauspiel, wobei es mir so vorkam, als ob er eher den Ivan im Blick behielt, als dass er sich für die Ergebnisse des Verhörs interessierte.

Stummelzahn dagegen sprühte vor diensteifriger Energie und reichte dem Ivan die Werkzeuge an. In den letzten fünf Minuten hatte der Ivan gar keine Fragen gestellt, sondern sich ganz auf seine *Arbeit* konzentriert und Stummelzahn hatte jeden Schrei Einhands, jedes Wimmern und jeden Tropfen Blut, der aus einer der unzähligen, wenn auch zumeist oberflächlichen, Wunden geflossen war, mit gierigen Sinnen aufgesogen.

Ich war mir sicher, hätte das Schicksal dem Kerl andere Karten ausgeteilt - er wäre bei den Degenerierten ziemlich schnell aufgestiegen. Auch in Ivans Augen war es, dieses Fieber, eine schwarze Lust am Leid seines Gegenübers, die er hemmungslos auslebte.

Für Feinde galten die Regeln des Lagers nicht.

Für Feinde gab es hier nur Schmerz und Tod.

Ich selbst war irgendwie ... blockiert.

Das, was ich sah; das Schneiden, das Herausbrechen von Zähnen aus Einhands Mund, das Aufplatzen seiner Haut, sein Blut, das aus manchen der zahlreichen Wunden hervorquoll wie ein zäher, langsam fließender Lavastrom und aus anderen hervor schoss und den Ivan in einen feinen, rötlichen Dunst hüllte, der Gestank verbrannter Haut - all diese Eindrücke rangen in meinem Kopf um Vorherrschaft und vermischten sich mit meinem Hass auf Einhand.

Einhand, der ein Teil der Hölle gewesen war, die Wanda durchlebt hatte, bevor es zu dem Kampf im Haus gekommen war. Wenn ich daran dachte, dass dieser blutige Leib, der da vor mir von der Decke hing, an den Bestrafungen, an den Morden, und an den Vergewaltigungen

teilgenommen hatte und wahrscheinlich auch einige davon zu seinem eigenen Vergnügen initiiert hatte, dann entdeckte ich einen Teil in mir, der das blutige Schauspiel, das mir hier geboten wurde, genießen konnte, der jeder neuen Wunde, die der verhassten Kreatur zugefügt werden sollte, mit schwitzenden Händen entgegenfieberte.

Wenn dann mein Blick zu Stummelzahns verfallener Fresse wanderte und ich sah, wie sich seine gelblich belegte Zunge an seinen schwarzen Zahnruinen vorbei nach vorne schob, um die rissigen, trockenen Lippen zu befeuchten, wurde ich überdeutlich daran erinnert, wie falsch und widerlich das alles war.

Denn, das war es doch.

Oder nicht?

Wenn Wanda hier wäre, würde sie das Geschehen mit Genugtuung in sich aufsaugen? Würde es ihr Frieden geben, Einhand leiden zu sehen?

Einhand hatte beschlossen, wie ein Tier zu leben, hatte die Rechtfertigung ergriffen, die Da Silvas verdammte, widerliche Bibel ihm anbot. Oder war auch er nur ein Opfer systematischen Psychoterrors, Folter und perverser Gehirnwäsche und von den Ereignissen des Krieges zu traumatisiert, um der vermeintlichen Befreiung von den Zwängen und Regeln der Zivilisation zu widerstehen?

Ivan ließ schnaufend von seinem Opfer ab, griff wieder nach seiner Flasche und wies Gustav, der sich abgewandt hatte und so tat, als würde er nichts von alledem wahrnehmen, an, sich um Einhand zu kümmern.

Der Arzt, in dessen Augen etwas glomm, das ich nicht identifizieren konnte, war leichenblass und seine Kiefer mahlten, als er langsam zu dem blutigen Stück Fleisch, das da von der Decke hing, hinüberging. Während er einen besonders tiefen Schnitt in Einhands Brust untersuchte und sich daran machte, die Blutung zu stillen, ließ der Ivan sich wieder auf seinen Stuhl fallen und sah zu. Sein Blutdurst schien etwas in den Hintergrund getreten zu sein und ich konnte sehen, wie es in seinem Kopf arbeitete.

Er hatte nichts erreicht, außer dass er seinem inneren Tier ein wenig Auslauf gewährt hatte.

Einhand hatte zwar geschrien, gelitten und gewimmert und unkontrolliert auf den Boden gepisst vor Angst und Schmerzen und wimmerte immer noch, aber *gesagt* hatte er nichts.

Nicht das geringste Wort.

Kein Wort darüber, wer im Lager mit ihm zusammengearbeitet hatte.

Kein Wort darüber, welchen Plan er verfolgt hatte.

Einfach gar nichts.

Ivan drehte sich zu Rolf um, der daraufhin aufsah. Sie sprachen leise miteinander, allerdings konnte ich nicht jedes Wort verstehen. Ihre Blicke wanderten immer mal wieder hinüber zu Einhand, dann zu mir.

Was ich erlauschen konnte, während ich meinerseits zwischen Gustav, Einhand, den Wachen und den beiden ungleichen Lagerführern hin und her schaute, waren Wortefetzen wie: ... *Wissen* ... *Verräter* ... *Wie viele* ... *Waffen* … *Kaufhaus* … *Sie* ... *Nein* … *Vielleicht* … *Was sollen* … *Wir müssen* … *bringt Nichts* ... *Information* …

Während die beiden tuschelten, Einhand zischend und blubbernd und blutigen Schaum produzierend atmete, und Stummelzahn das Feuer, mit dessen Hilfe er die Folterinstrumente zum Glühen brachte, in Gang hielt, stand ich, innerlich händeringend, da. Lange würde ich mir das Ganze nicht mehr mit ansehen können. Wenn Ivans Methoden wenigstens zielführend gewesen wären…

Ich trat näher an Einhand heran und studierte sein zerfetztes Gesicht. Der Schmerz hatte seinen Geist weit hinter seine glasig wirkenden Augen zurückgedrängt, aber er war noch intakt. Nicht gebrochen. Nicht besiegt.

Was gab diesem Mann seine Kraft?

War es tatsächlich der pseudoreligiöse Fanatismus, den er sich zu eigen gemacht hatte? Oder war es etwas anderes?

Er hatte mich jetzt bemerkt, und langsam kehrte das Leben wieder aus den Tiefen seines Gehirns in seine Augen zurück. Sein erschlaffter Leib straffte sich etwas und er drehte mir sein Gesicht zu. Durch das Loch in seiner Wange konnte ich sehen, wie seine Backenzähne sich bewegten, als er leise, mit schrecklich schwacher, gurgelnder Stimme zu mir sprach.

«Hätt nich .. edacht, da Du s bis hierher schaffst ... Du und die kleine Schlampe … sies auch nur ne Fotze, die efickt weren musf … verstehnichwas … dufindestander … fotzeeee.»

Ein hässliches Lachen entrang sich seinem verwüsteten Antlitz. Zwischen den einzelnen Worten musste er immer wieder Pausen machen, um das Blut, das aus den Löchern, die der Ivan in seinem Mund hinterlassen hatte, floss in meine Richtung zu spucken - wobei der größte Teil allerdings aus dem Riss in seiner Wange quoll und seitlich an seinem Hals hinunterlief.

«wirsinviel … wir … wirsindi ...dineunHernn...keine Chance … ihhh

… soderso, ich werd … dichüberleben … nichmerlangdanbisDu … «

Er röchelte.

« … tot … undann … gehördieschlampewidamiaaa … undas … mädchacuhdaskleine … dasiwadeuchaje … befrein … vodesünde … bringd … bringdeinhei … und ...er … erlöchung … »

Gustav, der noch mit dem Versorgen von Einhands Wunden beschäftigt gewesen war, als der Gefangene zu Reden begonnen hatte, stand jetzt neben mir und hörte mit gleichermaßen gebanntem und angewidertem Gesicht zu. Wir wechselten einen schnellen Blick und mir fiel auf, dass auch Ivan und Rolf ihr murmelndes Gespräch unterbrochen hatten und lauschten.

«k … kannichchdsaufalten … aufhaldennich … »

Er lachte jetzt und es klang furchtbar.

«wirsindübeal … sind … ü …. überall … meister auch … zerreissen … hat … fressen ... brennen un ... »

Er verschluckte sich an seinem eigenen Blut und, nachdem er noch hinzufügte «*bin auserwählt*» sagte er nichts mehr, sondern starrte mir mit seinem hasserfüllten, hässlichen Lächeln ins Gesicht.

Als er einige Sekunden lang nichts mehr von sich gegeben hatte, war es klar, dass sein Anfall von Gesprächsfähigkeit vorbei war. Einige weitere Sekunden später erschlaffte sein Leib und baumelte dann scheinbar leblos von den Haken an der Decke herunter. Er hatte sich wieder tief in seinen geschundenen Körper zurückgezogen. Irgendwo da drinnen musste er einen Platz haben, an dem sein Bewusstsein von den Schmerzen seines Körpers entkoppelt existieren konnte.

Mir war klar, dass aus dem Mann keine weiteren Informationen herauszubekommen sein würden und Gustav schien auch meiner Meinung zu sein, denn, als unsere Blicke sich kreuzten, schüttelte er sachte den Kopf.

An den kommt einfach nichts dran. Völlig wahnsinnig der Kerl.

Einen kleinen Moment lang verharrten wir alle schweigend und sahen uns an. Rolf, der neben Ivans Stuhl stand, Ivan, der darauf saß, die Wodkaflasche in der blutigen Hand meditativ kreisen lassend, ich, die Gesichter der beiden Männer abwechselnd beobachtend, auf das wartend, was nun kommen mochte und Gustav, der sich mit trägen Schritten wieder zu seinem Tisch mit den Operationsbestecken und den anderen Utensilien begab.

Die Wachen, die bemerkt hatten, dass wir die Initiative verloren hatten wechselten ebenfalls ratlose Blicke. Und dann, nach einer kurzen, ewigen Weile erhob sich der Ivan von seinem Stuhl und drehte betont langsam den Deckel auf den Hals seiner Flasche. Die Nüstern des Mannes waren gebläht, die rote Stirn von einer tiefen, zornigen Falte verunziert. Sein Gesicht sagte alles. Mir wurde bewusst, dass ich zwischen ihm und Einhand stand. Noch bevor ich irgendwie reagieren konnte, befand sich die massige Gestalt des Ivan direkt vor mir und er wischte mich mit einer seiner riesigen Pranken beiläufig beiseite. Die Kraft, mit der er das tat, ließ mich gegen die Wand prallen und stürzen.

«Ich ...»

Ein Schlag in Einhands Magen.

«… dulde ...»

Ein Schlag in Einhands, ohnehin schon kaum mehr zu erkennendes, Gesicht.

«... das ...»

Ein Kinnhaken, der dazu führte, dass Einhand sich seine Zunge an seinen verbleibenden, zersplitterten Zähnen halb abbiss.

«... nicht ...»

Ein weiterer Schlag in den Magen, der Einhand wie eine leblose Puppe an den Ketten hin und her schaukeln ließ.

« … hörst Du, kleiner Scheißkerl?»

Ivans Akzent gab den Worten eine noch bedrohlichere Tonalität, als sie sie ohnehin schon hatten. Jetzt presste Ivan seinen Zeigefinger in die Wunde, die Gustav gerade zugenäht hatte, die daraufhin sofort wieder zu bluten anfing. Einhand begann wieder, seine tierischen Schreie auszustoßen, und ich wusste, dass es nur sein Körper war, der da schrie.

Der Geist, die boshafte Seele des Degenerierten war irgendwo weit weg, tief in seinem Innern. Gustav wusste das auch. Das bildete ich mir zumindest ein. Auch Rolfs Gesicht war deutlich anzusehen, dass er um die Vergeblichkeit von Ivans Bemühungen wusste. Lediglich Ivan und Stummelzahn war nicht bewusst, dass die Barbarei, die nun folgen sollte, deutlich mehr Wahrheiten über sie selbst hervorbringen würde, als Informationen aus Einhand.

Ivan war rasend und Stummelzahn ließ sich von seiner rot-lodernden Energie nur zu gerne mitreißen.

Als der erste Finger abgetrennt wurde, verließ Gustav den Raum. Beim

zweiten folgte ihm eine der Wachen, die Hand vor den Mund gepresst und als Stummelzahn mit seinem ganzen Gewicht Einhands rechtes Bein nach unten zog, damit der Ivan ein rot-glühendes Stück Metall tief in seinen Oberschenkel stechen konnte, sackte ich in meiner kauernden Position ganz zusammen, schloss die Augen und presste die Hände auf die Ohren.

Ich weiß nicht mehr, wie lange Einhand schrie. Ich weiß nicht mehr, wie lange der Ivan schlug, schnitt, peitschte, Fleisch zerriss und verbrannte. Irgendwann hörte das Menschenbündel auf zu schreien, und ich hörte, wie etwas metallisch klappernd auf den blutigen Betonboden fiel. Als ich meine Augen langsam wieder öffnete, sah ich, dass es eine Säge war. Daneben lag, irgendwie spinnenartig, eine Hand. Eine Hand mit einer Bolzenwunde in der Mitte. Ich sah, wie Ivan zu seinem Stuhl zurück stapfte, neben dem Rolf immer noch stand.

Immer noch die Hände hinter dem Rücken.

Immer noch mit unbewegter Miene.

Ivans Gesicht war immer noch wutverzerrt, als er die Wodkaflasche wieder aufschraubte und den Inhalt mit großen Schlucken in sich hinein stürzte. Er schüttelte sich kurz, blickte auf die leere Flasche, und warf sie mit einem Aufschrei hilflosen Zornes quer durch den Raum. Um ein Haar hätte sie Stummelzahn, der sich gerade eben noch ducken konnte, am Kopf getroffen und zerschellte dann an der gegenüberliegenden Wand in Abermillionen messerscharfe, im flackernden Licht bösartig glitzernde Splitter.

Stummelzahn zog sich daraufhin in eine Ecke zurück und sah aus wie ein kleines Kind, dem man erst sein Lieblingsspielzeug weggenommen hatte, und das man direkt danach für etwas bestrafte, was es nicht getan hatte. Einhands Leib baumelte nach wie vor von der Decke. Jetzt allerdings hing er nur noch an einem Arm. Der andere war aus seiner Fessel gerutscht, da sich nun keine Hand mehr daran befand, die eben dies verhindern konnte.

Mit von Entsetzen und Übelkeit abgemilderter Überraschung stellte ich fest, dass immer noch Leben in seinem nackten, geschundenen Körper war. Leise, schwach und feucht zischte sein Atem aus der Ruine seines Mundes und in dessen Rhythmus schwoll in seinem rechten Nasenloch eine Blutblase an und ab. Der Armstumpf ging schlaff an der Seite herab

und es plätscherte ein steter Strom dunkler Flüssigkeit daraus hervor und vermischte sich mit der großen Lache, die sich unter Einhand gebildet hatte. Ich wusste nicht genau, was mich so benommen machte. Der Zusammenprall mit der Mauer oder das abstoßende Gesamtkunstwerk aus Gestank, Blut, Schmerz und Grausamkeit, in das der Ivan diesen Raum verwandelt hatte.

In mir wollte etwas erwachen. Der Drang, alles zu beenden. Ein Schrei, der keine Stimme fand. Ich wollte Ivan und Stummelzahn die Schädel einschlagen, für das, was sie mich hier hatten miterleben lassen, wollte Rolf die scheinbar kalte Gleichgültigkeit aus dem Gesicht dreschen und Einhand den Gnadenstoß verpassen. Dann die vier verbleibenden Wachen davon jagen, sie anschreien, sie alle anschreien, brüllen, ohne die Worte zu kennen. Ich wollte mich selbst in Stücke reißen, dafür, dass ich erlaubt hatte, was sich in den letzten Stunden hier zugetragen hatte.

Ratten fürwahr.

Nichts als Ratten.

Aber ich war immer noch machtlos.

Tatenlos.

Immer noch kauerte ich, jetzt mit geballten, zitternden Fäusten, auf dem Boden und war gelähmt. Später sollte mir Wanda erzählen, dass während all den blutigen Vorkommnissen, die in den nächsten Tagen noch folgen sollten, hin und wieder Tränen meinen Augen geschimmert hatten. Ich selbst habe davon nichts bemerkt.

Gerade als ich mich langsam wieder rühren konnte, und endlich den Entschluss gefasst hatte, aufzustehen, kämpfte sich ein Geräusch aus Einhands zerstörtem, sterbenden Körper. Leise, zuerst kaum zu vernehmen. Als der Laut endlich immer hörbarer wurde, merkte ich, dass es ein Lachen war. An einem Arm von der Decke hängend, die Zehenspitzen Halt suchend in der großen, glitschigen Lache seines eigenen Blutes herumrührend, drehte sich der Degenerierte irgendwie zu mir und machte mit seinem freien Armstumpf eine grässlich anzusehende, winkende Bewegung. Wie hypnotisiert von der Absurdität und der Grauenhaftigkeit, rappelte ich mich langsam hoch und trat mit kleinen, wackeligen Schritten an Einhand heran. Sein Mund stand offen und sein Blick schien leer, als ich zu ihm kam. Das, was einmal seine Zunge gewesen war, bewegte sich kaum merklich.

«alertagabend … sis … aller … t … tagge … abend!»

Dann starb Einhand.

Ohne ein weiteres Wort.

Ohne dass der Ivan seinen Willen bekommen hatte.

Ohne dass die Welt aufhörte, sich zu drehen.

Einfach tot.

Ich hatte den Mann gehasst, hasste ihn immer noch. Es war gut, dass er tot war. Aber die Qualen und das Leid, die Ivan ihm zugefügt hatte, hatten mir keine Befriedigung gebracht.

Im Gegenteil.

Ich fragte mich, was ich Wanda erzählen sollte, wenn ich später wieder im Zelt wäre. Musste sie die Details kennen, um Erleichterung oder Genugtuung zu erfahren?

Einhand war gefährlich gewesen. Gefährlich für alle, die Skrupel hatten. Für alle, die schwach waren und für alle, die versuchten, sich in unserer schönen neuen Welt einen Hauch von Menschlichkeit zu bewahren. Mir wurde klar, dass ich meinem Geist erlaubt hatte, von hier zu fliehen, und ich zwang mich, diese Überlegungen auf später zu verschieben.

Während Einhand seine letzten Atemzüge herausgepresst hatte, war es mucksmäuschenstill gewesen in dem stinkenden Keller. Ivan, Rolf und auch Stummelzahn standen im Kreis um mich und die Leiche herum und als ich meinen Blick von Einhands, im Tode immer noch hasserfüllt wirkenden Gesicht abwandte und in Ivans grobe Bärenvisage blickte, begann er, immer noch wütend, aber nicht mehr so sehr wie zuvor, zu sprechen.

«Hat nix rausgerückt, dieser kleine Wichser.»

Nein, hat er nicht. Ich hatte Mühe, dem Mann in die Augen zu blicken, nach dem, was ich ihn hatte tun sehen.

«Weißt Du, was er damit gemeint hat, mit *aller Tage Abend*?»

Er machte eine hilflose Geste, die unter anderen Umständen und in Kombination mit seiner hünenhaften Gestalt fast komisch gewirkt hätte.

Ich verneinte.

Zuerst sah es so aus, als wollte der Ivan noch etwas sagen, aber dann schien sogar er zu bemerken, dass es hier unten nichts mehr zu sagen gab.

«Räum das weg!», richtete er das Wort an Stummelzahn, wobei er auf die Leiche deutete.

«Alle andern … Mit mir nach oben!»

Er blickte an sich herab, auf seine blutverschmierte Kleidung, auf seine Hände und als er sich mit der Zunge über die Lippen fuhr, schien er zu bemerken, dass das Blut seines Opfers auch dorthin einen Weg gefunden hatte. Ich wollte mich waschen.

Einer von Ivans Jungs öffnete die Tür, die metallisch-quietschend aufschwang. Ivan verließ den Raum ohne sich noch einmal nach uns umzudrehen und während Rolf mich sachte an der Schulter vor sich her schob, blickte Stummelzahn ratlos auf den zerfetzten Leichnam.

Einer der Posten, die die ganze Zeit über von draußen die Tür bewacht hatten, konnte nicht anders und warf einen Blick ins Innere. Der Mann riss erschrocken die Augen auf und beeilte sich dann, dem Ivan hinterher zu kommen.

Es dauerte lange, so kam es mir vor, bis wir Ivans Zelt erreichten. Überall wo wir - eine Prozession von blassen und schweigsamen Gestalten mit dem blutigen Ivan an der Spitze - gesehen wurden, verstummten die Gespräche und Versehrte, Gesunde und Rotärmel starrten uns gleichermaßen entsetzt an.

Die Nachricht darüber, dass irgendetwas Bedrohliches im Gange sein musste, fraß sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager. Als wir meinen, Wandas und Mariams goldenen Käfig auf dem Weg zu Ivans *Thronsaal* passierten, konnte ich den Blick nicht abwenden. Sie befanden sich jetzt gerade dort drinnen, die einzigen Menschen, zu denen ich irgend eine Art von Bindung fühlte, und warteten auf mich. Warteten auf Nachricht und Bericht von dem, was heute geschehen war. Als wir das Zelt hinter uns ließen, beruhigte ich mich, indem ich mir sagte, dass Gustav, nachdem er den Ort des blutigen Verhörs so fluchtartig verlassen hatte, bestimmt zu ihnen gegangen war und von den Geschehnissen erzählt hatte.

Dann betraten wir Ivans Domizil. Während der Anführer der Ratten sich in sein privates Abteil zurückzog und sich von den Frauen, die er als sein Privileg betrachtete, entkleiden und säubern ließ, nahmen Rolf und ich am Tisch Platz.

Rolf griff nach einem Krug mit Wasser und schenkte uns beiden ein. Während wir tranken, schaute er mich an, als wollte er sagen:

Siehst Du? So ist er. So verhält er sich, wenn er nicht bekommt, was er will. So verhält er sich, wenn er überfordert ist und etwas nicht versteht.

Ich erwiderte seinen Blick kurz, aber nachdem ich in meinem Kopf

nach sinnvollen Worten gesucht und keine gefunden hatte, verlegte ich mich darauf, auf die Tischplatte zu starren und einfach nur zu warten, bis der Ivan wieder zu uns stoßen würde.

Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, bis er eine Stoffbahn zurückschlug, hervorkam und sich, Gesicht und Hände gewaschen und mit halbwegs sauberer Kleidung, uns gegenüber niederließ.

Er klatschte einmal mit seinen Riesenpranken und kurz darauf begannen seine schweigenden, demütigen Konkubinen einmal mehr eine, unter Anbetracht der allgemeinen Umstände im Lager, unmoralische Vielzahl von wild zusammengewürfelten Nahrungsmitteln auf dem Tisch zu verteilen.

Aller Tage Abend.

Ich musste an das Wort *Henkersmahlzeit* denken, ohne zu wissen, woher der Gedanke kam. Nachdem Ivan sich ein Stück Fleisch von einer der Platten geklaubt und in den Mund gestopft hatte, begann er kauend einen Monolog, in dem er sich über die Unverfrorenheit Einhands beschwerte und dann feststellte, dass man mit *solchen Irren* einfach nicht vernünftig reden konnte.

Die Ironie seiner Worte war ihm zu keiner Zeit bewusst und, nachdem er noch eine Weile in erschreckend weinerlicher Manier lamentiert hatte, ging das ganze Gespräch langsam zu allgemeineren, das Lager betreffenden Themen, über.

Die Worte flogen hauptsächlich zwischen dem Ivan und Rolf hin und her, der hinter seiner eisernen Miene keinerlei Anzeichen von Ermüdung erkennen ließ. Mich schienen die beiden jetzt mehr oder weniger vergessen zu haben und nur hin und wieder musste ich mich mit einem gebrummten *kann sein* oder einer anderen einsilbigen Antwort durchmogeln.

Es war mir absolut unbegreiflich, wie diese beiden Männer nach einem solchen Grauen wieder zur Tagesordnung übergehen und das Erlebte als einen *kleinen Fehlschlag* abhaken konnten. Allerdings war ich mir inzwischen gar nicht mal mehr so sicher, ob Rolf seine Gleichgültigkeit nicht nur spielte, denn immer wenn Ivan sich weiter von den eigentlichen Themen entfernte und wieder über all die Ungerechtigkeiten seines harten Lebens zu sprechen begann, trat ein kaum wahrnehmbares Funkeln in Rolfs Augen. Nach ein paar Stunden entließ uns der Ivan großzügig aus seiner Gesellschaft. Es sei ein langer Tag gewesen und er sei jetzt müde.

Verdammtes Arschloch.

Wieder standen Rolf und ich nebeneinander vor Ivans Zelt. So sehr ich mich danach sehnte, mich endlich auf meiner Liege ausstrecken zu können und bei Wanda und Mariam zu sein, umso ratloser war ich, was ich ihnen erzählen und was ich besser weglassen sollte.

Dann brandete, wie eine gigantische Welle, eine merkwürdige Unruhe durch das ganze Lager. Oder nein, es waren mehrere Wellen, die von vielen verschiedenen Stellen gleichzeitig auszugehen schienen.

Die Unruhe kam von unten, aus den Tunneln und Gleisen der Versehrten, und sie kam von vorne, vom Bahnhofsvorplatz her und sie kam von hinten, von weit hinter den Dieselloks auf den oberirdischen Gleisen, die das Lager mit ihren Generatoren mit Strom versorgten.

Fast gleichzeitig streckten Rolf und ich die Hälse und spitzten die Ohren um die Natur dieses seltsamen, ungreifbaren Raunens zu erfassen. Dann schlugen die Wellen über uns zusammen.

Es war aller Tage Abend.

Mariam

Mariam hatte es ohne Probleme einmal mehr auf das Gleis geschafft, auf dem sie Tommy kennengelernt hatte. Sie bekam langsam ein schlechtes Gewissen, weil sie ihre Beutezüge immer auf diesem Gleis durchführte. Sollte sie nicht eigentlich allen Versehrten gleich viel wegnehmen? Wäre das nicht … gerechter? Aber sie wollte auch Tommy wieder sehen. Ob sie ihm ihr Geheimnis verraten sollte, den Grund ihres Hierseins? Oder sollte sie sich einfach ein anderes ausdenken? Wahrscheinlich wäre das besser. Sie wünschte, sie hätte den Mut gehabt, mit Wanda über ihre gestrige nächtliche Begegnung zu sprechen. Aber sie war so abwesend gewesen so … beiläufig. Sie hatte die Ausbeute begutachtet, Mariam zweimal kurz über den Kopf gestreichelt, wobei sie halbherzig gelächelt hatte. Dann hatte sie sie ins Bett geschickt und sich an die Arbeit gemacht und Mariam war schnell eingeschlafen. Als sie aufgewacht war, war es schon spät gewesen und sie hatte den täglichen Besuch von Gustav verpasst. Dann Übungen, Unterricht und Lesen und jetzt war es schon wieder Nacht. Sie schlich an den Schlafenden vorbei, und versuchte die traurigen Blicke derjenigen zu meiden, die noch wach waren. Die meisten von ihnen starrten ohnehin nur in die Flammen ihrer

kleinen Lampen oder unterhielten sich leise und in kleinen Gruppen. Mariam angelte sich geistesabwesend ein Messer, das einer unförmigen und unter einem Berg von übel riechenden Decken begrabenen Gestalt zu gehören schien. Sie ging zwei Schritte, dann drehte sie sich um und legte das Messer zurück.

Nein, das ging nicht.

Das war ungerecht.

Sie hatte schon fast alles Nützliche stibitzt, was auf diesem Gleis gefunden werden konnte.

Ob Tommy ihr vielleicht helfen konnte? Sie hoffte es.

Ob er dafür etwas von ihr würde haben wollen?

Sie schlich weiter, bis sie den winzigen Gleisabschnitt, den er mit seinem Vater zusammen bewohnte, sehen konnte. Dort brannte noch ein winziges, elektrisches Licht. Sie schlich näher heran. Er las. Sie hatte noch kein anderes Kind gesehen, das lesen konnte.

Sie musste grinsen.

Ja, das war eine gute Idee.

Langsam schlich sie näher.

Tommy schaute sie misstrauisch an, nachdem sie ihm ihren Vorschlag unterbreitet hatte.

«Echt?»

Sie nickte ernst und versuchte ihm nicht zu zeigen, wie sehr sie sich darüber freute, dass ihr Plan aufzugehen schien.

«Erstens musste mir nicht verraten, warum Du manchmal so schreien musst und zweitens bringe ich Dir jeden Tag ein neues Buch.»

Die beiden flüsterten, um seinen Vater und die anderen Versehrten ringsum nicht zu wecken.

«Und warum brauchst Du die ganzen Sachen?»

«Ich weiß es nicht genau», sagte sie wahrheitsgemäß.

«Wanda sagt mir, was ich bringen soll und dann mache ich das. Aber ich denke, es geht darum, dass wir bald weg wollen von hier. Und dafür brauchen wir das ganze Zeug. Damit uns nichts passiert und damit wir alles Nötige haben.»

Mit einem Mal war sie gar nicht mehr so sicher, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, ihr echtes Geheimnis zu verraten, anstatt einfach eines zu erfinden. Das stupsnasige Gesicht Tommys verdüsterte sich. Er sah jetzt richtig traurig aus.

«Ihr wollt weg von hier? Warum denn? Mein Vater sagt, es gibt auf der ganzen Welt keinen besseren Ort als diesen. Draußen ist es gefährlich, sagt er. Außerdem haben wir uns gerade erst getroffen.»

Er sah sie ernst an, und da erst wurde Mariam klar, dass sie auch nicht so recht wusste, warum die Erwachsenen unbedingt von hier weg wollten. Hatte Tommys Vater Recht? Dass es draußen gefährlich war, mehr als gefährlich, das hatte Mariam am eigenen Leib erlebt. Aber hier waren sie genauso gefangen, wie sie es draußen gewesen waren. So gesehen war es hier also besser. Sie sagte es ihm, und er überlegte wieder. Jetzt, als er über ihre Worte nachdachte, sah er nicht mehr ganz so traurig aus, aber immer noch ernst. Ob ihm dämmerte, dass auch er gefangen war, hier unten auf dem Gleis?

«Später werde ich Rotärmel. Und dann habe ich ein Gewehr und darf auch oft nach draußen. Mit Gewehr ist es ja nicht mehr gefährlich, oder?»

Er sah sie fragend an. Sollte sie ihm sagen, dass es auch mit Gewehr gefährlich war, oder sollte sie ihn träumen lassen?

Neben ihnen rührte sich etwas. Eine leise grunzende Gestalt, es musste ein Mann sein, wand sich ein paar Meter weiter aus ihren Decken, schaute kurz zu ihnen hinüber und erleichterte sich dann geräuschvoll in eine leere Flasche. Mariam hatte den Vorgang mit Erstaunen beobachtet. Schütze tat das nie, wenn sie dabei war. Tommy grinste sie jetzt schelmisch an.

«Hoffentlich erinnert er sich morgen daran, in *welcher* Flasche *was* ist», kommentierte er leise. Sie musste zum Kichern die Hand vor den Mund legen. Ob Tommy das auch so machte? Er achtete nicht auf ihren nachdenklichen Gesichtsausdruck.

«Komm!», sagte er. «Wir legen los, damit Du mir morgen ein Buch bringen kannst. Was brauchst Du?»

Mit diesen Worten schnappte er sich eine von ihren Umhängetaschen und winkte Mariam hinter sich her.

«Metall, Werkzeug, Messer und Kugeln … und Essen.»

Mariam zögerte einen Augenblick.

«Für das Essen brauche ich aber ein Versteck. Ein richtig gutes Versteck, das keiner findet.»

Tommy überlegte. Dann sagte er:

«Das schaffen wir aber nicht alles heute Nacht, nur damit Dir das klar ist.»

Mariam nickte ernsthaft und verständig mit dem Kopf.

Sie umrundeten die erste Patrouille von Rotärmeln ohne entdeckt zu werden. Die Männer wirkten nervös, sprachen leise und mit knappen Worten miteinander, aber obwohl sie so besorgt wirkten, waren sie nicht besonders aufmerksam. Nach etwa fünfzehn Metern kamen sie an ein Gleis, auf dem Mariam bisher noch nicht auf Diebestour gegangen war. Sie zupfte Tommy, der kurz vor ihr her schlich, sachte an der Jacke.

«Hier war ich noch nie. Meinst Du, wir finden was?»

«Nee. Du warst vielleicht noch nicht so oft hier, aber ich schon. Die sind immer noch böse auf mich. Haben mich erwischt, als ich mir zwei Dosen greifen wollte. Aber ich habe sowieso eine viel bessere Idee. Du brauchst Kugeln, hast Du gesagt, oder?»

Wieder nickte sie.

«Die kriegst Du sowieso nur bei den Roten.»

Und mit einem triumphierenden Lächeln fügte er hinzu:

«Und ich weiß wo!»

Er zog sie an der Hand hinter sich her.

«Wir müssen zum hintersten Gleis, und dann in die Tunnel. Kommst Du damit klar?»

Mariam wusste es nicht, wie sie sich eingestand, aber sein herausfordernder, leicht spöttischer Blick ließ ihr keine Wahl.

«Klar doch. Was denkst Du denn?»

«Gut. Dann los!»

Leise und vorsichtig, wie kleine Mäuse, die genau wussten, dass hinter jeder Ecke die alte, grantige Hauskatze lauern konnte, arbeiteten sie sich voran. Tommy schien ganz genau zu wissen, wo sie sich unterwegs verstecken und für einen Moment verschnaufen konnten. Die Anspannung und ihre stets geduckte Haltung sorgten dafür, dass Mariam das Herumschleichen sehr anstrengend fand.

Bald kamen sie an dem letzten Gleis an und beiden stand der Schweiß im Gesicht. Tommy lotste Mariam zu einem dünnen, etwas über Kopf hohen Sichtschutz aus Wellblech, der an den Beton der Tunnelwand gelehnt und offensichtlich hier vergessen worden war.

«Jetzt haben wir zwei Posten mit Rotärmeln vor uns, die wir umrunden müssen. Entweder das, oder wir gehen durch den Rattengang», erklärte er Mariam.

«Klingt beides nicht so toll. Wie machst Du das denn immer?»

«Ich mache das gar nicht. Naja, nur ganz selten. Aber bei den Posten

habe ich schon einmal Glück gehabt. Zweimal waren sie allerdings so aufmerksam, dass ich mich nicht vorbei getraut habe.»

«Und der Rattengang? Da sind keine Posten?», fragte sie.

«Nein. Nur Ratten eben.»

Das kam Mariam nicht besonders attraktiv vor, allerdings immer noch deutlich attraktiver, als sich von den Posten schnappen zu lassen oder unverrichteter Dinge wieder abziehen zu müssen.

Der Rattengang also.

Tommy nickte langsam und betont bedächtig, wie um Mariam die Weisheit ihrer Entscheidung zu bestätigen.

«Okay. Steck Dir die Hose in die Stiefel und schnüre sie bis oben hin zu. Wir wollen ja nicht, dass Dir eines von den Viechern innen das Hosenbein hoch läuft.»

Er bekräftigte seinen Ratschlag, indem er mit gutem Beispiel voranging.

«Da drüben ist der Eingang», sagte er und deutete auf eine Stelle fünf Meter von ihnen entfernt. Zunächst konnte Mariam nichts erkennen, doch nachdem Tommy ihr gesagt hatte, worauf zu achten war, konnte auch sie die notdürftig mit einem weiteren Stück Wellblech abgedeckte, einen halben Meter große Öffnung in der gegenüberliegenden Wand sehen.

Nachdem sie sich durch angestrengtes Lauschen und schnelle Blicke in alle Richtungen vergewissert hatten, dass auch gerade wirklich keine Rotärmel in der Nähe waren, huschten sie aus ihrem Versteck zu der geheimnisvollen Öffnung hinüber. Tommy machte sich daran, mit einer Hand die Abdeckung zur Seite zu kippen und mit der anderen, unter Zuhilfenahme einer Dynamo-Lampe, die er aus den Tiefen seiner Jackentasche hervorgezaubert hatte, in die bedrohliche Schwärze auf der anderen Seite der Wand hinein zu leuchten.

«Komm, Du gehst zuerst rein», wandte er sich an Mariam.

«Hier vorne sind noch keine Ratten zu sehen.»

Einen kleinen Augenblick zögerte das Mädchen noch, aber ihr Pflichtbewusstsein und ihre Abenteuerlust ließen ihr keine Wahl. Sie ging voran und Tommy zog die Abdeckung hinter ihnen wieder an Ort und Stelle. Auf den ersten zwanzig Metern war tatsächlich keine Ratte zu sehen, zumindest nicht wirklich, denn Mariam war sich der vor ihnen weghuschen Schatten am Rande ihres Lichtkreises wohl bewusst. Der Strahl von Tommys Lampe trieb die Tiere vor den beiden her. Der

Rattengang war nicht besonders breit, vielleicht eineinhalb Meter und ein erwachsener Mensch hätte sich unter den Rohrleitungen, die an der Decke des schmalen Tunnels verliefen, ducken müssen. Aber für die beiden Kinder war das kein Problem.

«Wie weit ist es denn?», fragte Mariam ihren Führer.

«Wir werden ungefähr zehn Minuten brauchen», erwiderte Tommy. «Ich hoffe, dass ich mich an alle Abzweigungen richtig erinnern kann.»

«Das hoffe ich aber auch.»

Sie knuffte ihn in die Seite.

«Meinst Du, die Ratten sind gefährlich?»

Er zuckte mit den Schultern.

«Weiß nicht.»

Er schien für einen Moment zu überlegen und fügte dann hinzu:

«Aber auf alle Fälle sollten wir lieber vorsichtig sein.»

Mehrere Minuten lang arbeiteten sie sich voran. Einmal mussten sie innehalten, damit Tommy die Dynamo-Lampe durch schnelles Kurbeln wieder aufladen konnte. Beide hatten sie sicherheitshalber ihre Messer gezückt, obwohl Mariam ein langer, spitzer Stock deutlich lieber gewesen wäre. Mit dem Messer musste man so nahe ran.

Ja, sie hatte schon erlebt, wie Menschen verstümmelt wurden, getötet oder vergewaltigt, war Zeugin kaum vorstellbarer Grausamkeiten geworden, aber sie selbst hatte noch nie getötet und sie wollte es auch nicht. Auch keine Ratte. Auch nicht, wenn Wanda immer sagte, dass man es können müsse.

Manchmal verstand sie Schütze und Wanda nicht. Sie waren anders als diese stinkenden, zottligen Degenerierten, aber gefährlich konnten sie auch sein. Sie verachteten diese Art von Menschen, die so viel Vergnügen am Bösen empfanden, aber wenn man es genau nahm, dann taten sie manchmal dieselben Dinge.

Mariam verstand das Konzept der Selbstverteidigung. *Klar, wenn mir einer etwas tun will, dann muss ich mich wehren.* Aber warum wollte Wanda unbedingt diesen Kardinal suchen?

Konnten sie sich nicht einfach einen guten Platz suchen und dann dort bleiben, mit Menschen, die sie mochten?

Sie beide, Wanda und Schütze, hatten unabhängig voneinander versucht, ihr zu erklären, warum es so sein musste. Sie sagten, dass es bald keinen Platz mehr geben würde, an dem man einfach nur sein konnte,

wenn niemand dem Kardinal Einhalt geböte.

Aber die Welt war doch so groß. Irgendwo musste es doch einen Platz geben. Ganz sicher. Mariam hoffte inständig, dass sie diesen Platz irgendwo unterwegs finden würden und dass Wanda und Schütze diesen Da Silva dann vergessen und einfach mit ihr dortbleiben würden.

Tommy hatte fertig gekurbelt und sie setzten ihren Weg fort. Als sie an eine Abzweigung kamen, führte Tommy sie nach rechts. Bald darauf erreichten sie eine zweite Gabelung und diesmal nahm Tommy den linken Gang. Sie drangen noch einige Meter weiter in das Tunnelsystem ein. Dann veränderte sich die Luft.

Etwas Scharfes, Animalisches drang in ihren Nasen. Tommy hielt an und wandte sich flüsternd an Mariam.

«Wir sind richtig. Vor uns ist das Haus der Ratten. Da wohnen die.»

Mariam schluckte.

«Da müssen wir durch?»

«Ja. Oder hättest Du es lieber mit den Rotärmeln probiert?»

Sie schüttelte den Kopf und Tommy nickte, um ihr Recht zu geben.

«Genau. Es ist eine Sache, den Rotarmen auf den Gleisen zu entwischen, wo es überall Verstecke gibt. Aber in einem Tunnel ist das sehr schwer. Ich denke schon, dass das hier … der beste Weg ist.»

Plötzlich war ein Lächeln auf das meist so ernsthaft wirkende Gesicht des Jungen getreten.

«Hey, wir werden uns richtig tolle Sachen schnappen!»

Tommys Augen funkelten vor Vorfreude.

Mit einem Mal tat es einen Schlag hinter ihnen.

Es klang, als habe jemand mit einer Eisenstange gegen eine der zahlreichen Rohrleitungen gehauen, die an der Decke installiert waren. Das Geräusch vibrierte durch die Rohre hindurch an ihnen vorbei und lief in die schwarze Ferne fort. Erschrocken sahen die beiden sich an. Tommy legte den Finger über die Lippen und Mariam konnte sehen, dass auch er besorgt war.

Ein weiterer Schlag erschütterte die Rohre. Dann drang eine unheimliche Stimme an ihre Ohren. Irgendwie tief, aber durch die Tunnelwände so dermaßen verhallt und verzerrt, dass weder Tommy noch Mariam die Worte verstehen konnten, falls es denn überhaupt welche waren.

«Das kommt näher!»

Tommy hatte diesen Eindruck ebenfalls gehabt. Als die merkwürdige Stimme ein weiteres Mal erklang, und diesmal tatsächlich etwas näher als beim ersten Mal, kam endlich Leben in die beiden.

Vielmehr kann das Leben zuerst in Tommy. Er zog Mariam an der Hand hinter sich her. In ihr wollte, von Tommys plötzlicher Reaktion verängstigt, ein Kreischen aufsteigen, aber es gelang ihr, es zu unterdrücken. Sie hasteten weiter, und mit jedem Schritt, den sie machten, wurde der animalische Gestank durchdringender und es waren immer mehr Ratten am Rande ihres, ihnen nun lächerlich klein vorkommenden, Lichtkreises zu sehen. Ein neuer Schlag vibrierte in den Rohren und auch die unheimliche Stimme durchschnitt wieder die stinkende Luft des niedrigen Tunnels. Ein Murmeln, gefolgt von einem wütend klingenden Aufschrei. Mariam blieb stehen, und da sie Tommys Hand nicht losgelassen hatte, seit sie so plötzlich auf der Flucht waren, zwang sie den Jungen so, es ihr gleich zu tun.

«Was ist das?»

«Keine Ahnung. Vielleicht eine riesige Ratte? Oder ein Bär vielleicht?»

«Blödsinn!»

Wie konnte der Junge nur so dumm sein?

«Bären gibt es nur im Wald!»

Er zuckte mit den Schultern.

«Na, dann eben doch die Ratte. Komm jetzt. Ich will nicht, dass es uns erwischt, was immer es auch sein mag.»

Mariam wollte das auch nicht. Nach zehn weiteren Metern bemerkte sie, dass sich irgendetwas an der gewohnten Enge des Tunnels veränderte. Der Gestank hatte sich inzwischen aufs Widerlichste verdichtet, als die beiden, von ihrer urtümlichen Angst getrieben, viel zu schnell, um vorsichtig zu sein, in einen großen Raum stolperten. In ihrem Rücken und von den Betonwänden vielfach verzerrt, erklang wieder das schreckliche Geräusch und dann erfasste der Strahl von Tommys Lampe den Raum zur Gänze.

Die Ratten waren überall.

Sprangen übereinander.

Paarten sich.

Fraßen.

Kämpften.

Das alles sahen Tommy und Mariam aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Denn sobald das Licht die Tiere erfasste, hielten sie augenblicklich in ihrem Tun inne, und ihre ganze Aufmerksamkeit galt den verängstigten Eindringlingen.

Es waren Hunderte der großen Nagetiere.

Und hier war ihr Nest.

Sie hatten offensichtlich über die Jahre einiges aus der Menschenwelt hierhergeschleppt. Plastiktüten, Fetzen von Kleidung, Stücke von Pizzakartons. Ihre Toten fraßen sie offensichtlich ebenso, wie sie den großen Hund gefressen haben mussten, dessen Skelett an der östlichen Wand des Raumes lag. Die Augen der Tiere leuchteten dämonisch in der künstlichen Beleuchtung und es versammelten sich immer mehr Exemplare, um Tommy und Mariam in Augenschein zu nehmen. Das schlagende Geräusch erklang wieder. Und diesmal war es ganz nah. Mariam ließ ihren Blick fieberhaft hin und her gleiten. Die Rohre durchzogen auch diesen Raum, und am Ende schloss sich ein weiterer Gang an.

Sie war erleichtert, denn trotz Tommys Versprechungen hatte sie befürchtet, dass es sich um eine Sackgasse handelte. Tommy schaute abwechselnd zwischen den bedrohlichen Tieren und der nicht minder bedrohlichen Dunkelheit des Ganges, aus dem sie soeben gekommen waren, hin und her. Wieder erklang das Geräusch, dann glaubte Mariam, schwere, schlurfende Schritte und eine Art unverständliches Brabbeln hören zu können. Sie riss Tommy aus seiner Lähmung.

«Los jetzt. Wir müssen weiter.»

«Aber wir können doch nicht einfach durch die da ...»

Er zeigte auf die Ratten.

«... durchrennen oder drübertrampeln. Die greifen uns ganz sicher an.»

Jetzt war Mariam wirklich sicher, dass es Schritte waren, die sie hinter sich hören konnten und auch Tommy musste sie inzwischen bemerkt haben.

«Da!»

Er deutete auf ein ziemlich großes Stück Karton, das unter einer Schicht aus kleinen Rattenknochen, Exkrementen und angesammelten Müll versteckt lag. Die ersten, mutigsten der Tiere liefen ihnen bereits über die Füße und Mariam musste sich zwingen, nicht fest aufzustampfen, um sie abzuschütteln. Mit angstgeweiteten Augen sah sie eine Sekunde

lang zu, wie eines der Tiere begann, an ihrem Schnürsenkel zu nagen. Von hinten kamen die Schritte immer näher.

«Schnell jetzt. Wir müssen das Licht ausmachen, sonst entdeckt es uns sofort!»

«Es?»

«Egal. Komm jetzt.»

Tommy wartete Mariams Reaktion nicht ab, sondern fasste sich ein Herz, trat, vorsichtig mit dem Fuß einige der Ratten beiseiteschiebend, auf den großen, flach zusammengefalteten Karton zu, schnappte sich eine Ecke und hob sie vorsichtig an. Der Unrat und die Nager, die sich darauf befunden hatten, rutschten herunter und erzeugten ein leises, aber dennoch deutlich hörbares, schleifendes Geräusch, das die Mehrzahl der Tiere, vor allem die, die den Rutschvorgang aus erster Hand miterlebten, mit einem hundertstimmigen, erbosten Quieken quittierten.

«Mach jetzt, komm!», rief Tommy Mariam zu sich und sie folgte ihm. Er lehnte den Karton mit einer Kante schräg gegen die Wand, so das unter ihm ein Hohlraum entstand, in den die beiden sich zwängten. Wieder das schlagende Geräusch, so nahe, dass Mariam einen irgendwie gläsernen Unterton wahrnehmen konnte. Tommy schaltete jetzt, keine Sekunde zu früh, seine Lampe aus.

Schon drang ein anderer, ein schwächerer und organischerer Lichtschein flackernd und bizarre Schatten werfend in den Raum. Die beiden klammerten sich aneinander, als die unheimliche Kreatur den Raum, *das Rattennest*, erreichte.

Keiner von ihnen wagte, den Kopf hinter dem beängstigend dünnen Karton hervorzustrecken, um einen Blick auf das zu erhaschen, was sie durch den Gang verfolgt hatte. Verzerrte Schatten, wabernde Umrisse und wieder dieses Schlagen gegen die Rohre. Einigen der Ratten schien dieses Wesen ebenfalls Angst einzujagen, und nicht wenige flüchteten ebenfalls hinter den Karton. Sie kletterten über ihre Hände und Gesichter und Köpfe, fiepten, so schien es, direkt in ihre Ohren, pinkelten sie an und übertrugen so ihre tierische Angst, zitternd und bebend, auf die beiden Kinder.

Die Schritte verstummten. Das Licht flackerte immer noch, aber es bewegte sich nicht mehr fort. Der geheimnisvolle Verfolger war stehen geblieben. Die Zeit schien langsamer zu laufen.

Unendlich viel langsamer.

Irgendwie gelang es Mariam, die Angst, den Gestank, die Ratten und Tommys Zittern, das ihr schlimmer vorkam als ihr eigenes, aus ihren Gedanken zu verbannen. Das flackernde Licht musste eine Kerze oder eine kleine Öllampe sein. Für eine Fackel war es nicht hell genug. Das wiederum bedeutete, dass es keine gefährliche Kreatur irgendwo aus den Tiefen der Tunnel war, die sie verfolgte, sondern ein Mensch. Aber was sollte dann das Gebrabbel und dieses schlagende, immer wieder auftretende Geräusch? Außerdem, auch wenn es ein Mensch war - wenn er hier unten durch die Tunnel kroch, war er nicht unbedingt ungefährlich. Dennoch fasste sie neuen Mut. Ein Mensch mit einer Lampe in der Hand konnte sie nicht wittern, wie ein Tier es konnte. Und er hatte auch kein so scharfes Gehör. Wenn Sie sich ruhig verhielten, würden sie vielleicht nicht entdeckt werden. Das flackernde Lampenlicht machte es sicher recht schwierig, den gesamten Raum auszuleuchten. Es gab also eine gute Wahrscheinlichkeit, dass sie übersehen werden würden. Sie packte den Griff ihres Messers fester. Falls im nächsten Moment eine große Hand nach ihr oder Tommy greifen würde, würde sie das Messer benutzen. Ganz sicher. Jetzt war sie froh über die Kampfspiele, die Wanda mit ihr gespielt hatte. Jetzt begriff sie, ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein, warum es für Wanda so wichtig war, dass sie wusste, wo im Körper die wichtigen Adern verliefen und all die anderen Schwachstellen waren.

Erwische eine dieser Stellen, und dann renn - hatte Wanda gesagt.

Genau das hatte Mariam vor.

Aber es kam keine Hand, die nach Wanda oder Tommy greifen wollte. Nach atemlosen Sekunden, nach Sekunden des Gebrabbels und einem weiteren gläsernen Schlag setzten die schlurfenden Schritte wieder ein, und Hunderte von kleinen Rattenfüßen eilten sich, ihnen aus dem Weg zu kommen. Den Geräuschen nach zu urteilen, fühlten sich nicht wenige der Tiere bedroht, fauchten aggressiv und die Schattengestalt schien einige Male gezwungen zu sein, besonders mutige Tiere, die zum Angriff übergegangen waren, abzuschütteln oder von sich zu werfen.

Dann begannen die Schritte, sich endlich zu entfernen und die Helligkeit nahm ab.

Mariam flüsterte Tommy ins Ohr.

«Wir zählen jetzt bis hundert, ganz langsam und dann stehen wir wieder auf.»

«Okay», erwiderte Tommy leise und so taten sie es dann auch.

Aneinandergeklammert begannen sie flüsternd, die Zahlen aufzusagen, ganz langsam, während sie den sich entfernenden Schritten lauschten. Als sie bei einhundert angekommen waren, löste sich Tommy von Mariam und schaltete die Lampe wieder ein. Die Ratten stoben vor ihnen davon, jetzt noch mehr von den Vorkommnissen verwirrt und von der erneuten Helligkeit aufgeschreckt.

Tommys Blick glitt prüfend über Mariam.

«Bin ich genau so verdreckt wie Du?»

Sie musste lächeln.

«Nein, Du bist noch viel mehr verdreckt als ich.»

«Das kannst Du doch gar nicht wissen.»

«Wieso hast Du dann gefragt?»

Die Schritte der Schattengestalt waren schon beinahe verklungen, und auch das merkwürdige Schlagen erklang immer seltener und immer leiser. Eine Weile warteten die beiden noch ab, dann machten sie sich ebenfalls auf den Weg.

Bevor sie das Rattennest verließen, führten sie eine kurze Diskussion, die Tommy, das hatte Mariam schnell bemerkt, allerdings nur aus Höflichkeit begonnen hatte. Er hatte sie gefragt, ob er sie nicht doch lieber zurückbringen sollte. Sie verneinte, wobei sie aus Rücksichtnahme darauf verzichtete, ihn darauf hinzuweisen, dass er gerade eben noch mindestens so sehr gezittert hatte wie sie.

«Nein. Wir sind jetzt schon zu weit gekommen, um noch umzudrehen.»

Je weiter sie sich vom Nest entfernen, je mehr Abzweigungen sie nahmen, desto weniger Ratten huschten um ihre Füße. Auch die Luft wurde zusehends besser und schließlich hielt Tommy an.

«Wir sind gleich da.»

Und tatsächlich. Ungefähr acht Meter von ihnen entfernt, befand sich ein Loch mit bröckeligen Rändern in der Betonwand, das vom Boden bis zu Mariams Hüfte reichte und ungefähr halb so breit wie hoch war.

«Aber wir müssen jetzt die Lampe ausmachen, damit man das Licht von der anderen Seite aus nicht sehen kann. Wenn auf der anderen Seite alles dunkel ist, dann ist niemand da, und wir können die Lampe wieder einschalten, okay?»

Mariam nickte.

«Leg eine Hand auf meine Schulter.»

Sie tat es, und dann tasteten die beiden sich voran durch die Dunkelheit. Als sie das Loch beinahe erreicht hatten, zuckten sie zusammen. Ein animalischer, lauter Schrei erreichte ihre Ohren, gefolgt von einem Geräusch, das klang wie zerberstendes Glas. Sie warteten einige Sekunden und lauschten. Als nichts weiter zu hören war, setzten sie ihren Weg fort. Das Geräusch schien von ausreichend weit weg gekommen zu sein und sie glaubten sich nicht in unmittelbarer Gefahr.

Als sie die Öffnung erreichten, verfuhren sie wie besprochen. Erst Tommy, und dann Mariam, starrten durch das Loch und als sie sich einig waren, dass auf der anderen Seite keine Rotärmel mit Lampen oder Fackeln patrouillierten, schaltete Tommy seine Taschenlampe wieder ein. Die Abmessungen des Paralleltunnels waren endlich wieder großzügiger bemessen und auch die Rohrleitungen an der Decke gab es auf dieser Seite der Wand nicht mehr.

«Pass auf Mariam. Wir müssen jetzt noch etwa zwanzig Meter nach rechts, an der Mauer entlang, dann kommen wir an eine Tür, hinter der wir alles finden, was Du brauchst.»

«Aber wenn da Waffen und Kugeln und andere Sachen sind, warum bewachen die Roten den Raum dann nicht?»

«Das tun sie. Aber von der anderen Seite aus.»

«Von der anderen Seite?»

«Ja. Man kann ihn auch anders erreichen, hab ich ja schon gesagt. Ohne die Ratten und so. Aber da sind dann die Posten, die aufpassen, dass keiner ohne Erlaubnis hingeht. Einmal haben die mich erwischt und ganz schön verdroschen.»

«Was wolltest Du denn da? Wollte Dein Vater denn auch, dass Du Sachen für ihn holst?»

«Ne. Mein Vater will eigentlich gar nichts mehr, seit meine Mutter tot ist. Ich meine, er kümmert sich schon um mich, vor allem wenn ich wieder schreien muss. Aber ansonsten sitzt er nur die ganze Zeit da und denkt. Mir war einfach nur langweilig, und ich bin herumgelaufen. Und naja, nachdem ich gesehen habe, dass die Rotärmel den Raum so gut bewachen, wollte ich umso mehr einen Blick reinwerfen.»

Die Traurigkeit, die sein Gesicht für einen Moment hatte älter wirken lassen als es eigentlich war, verflog und ein ansteckendes Grinsen zeichnete sich ab.

«Seitdem war ich noch ein paar Mal da. Ich habe nie viel

mitgenommen, weil ich nicht wollte, dass die Roten wieder die Gleise durchsuchen. Der Ivan wird richtig böse, wenn die dann was finden, was ihnen gehört.»

Mariam schluckte. Schütze und der große Rolf hatten vor kurzem sogar Leute getötet, die Dinge gestohlen hatten. Das hatte sie mitbekommen. Wanda hatte ihr dann erklärt, dass Schütze nur so tat, als ob er zu den Roten gehöre, aber so richtig verstanden hatte sie es nicht. Was in ihr zurückgeblieben war, war ein ungutes Gefühl. Aber auch das Wissen, dass Wanda sie nicht losschicken würde, um Sachen zu holen, wenn es nicht wirklich wichtig wäre.

Da sich zwischen ihnen und der Tür, von ein paar kaputten Kisten und einem auf der Seite liegenden Fass abgesehen, nichts befand, was ihnen Deckung hätte bieten können, schlichen sie geduckt und so leise sie konnten. Als sie bis auf drei Meter herangekommen waren, blieb Mariam stehen und deutete auf die Tür. Und in der Tat. Die schwere Metalltür war nicht ganz geschlossen.

«Moment mal», flüsterte Mariam und knuffte Tommy gegen die Schulter.

«Wie wären wir denn da reingekommen, wenn die Tür zu gewesen wäre?»

Tommy grinste erneut, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, bis sich ein Gedanke in seinem Kopf entfaltet hatte.

«Das sollte jetzt Deine geringste Sorge sein. Aber wenn Du es genau wissen willst ...»

Er deutete in Richtung Tür, aber etwas höher.

«... das Gitter ist locker. Man kann es rausnehmen und in den Raum rein klettern. Erwachsene passen nicht durch, aber wir beide schon.»

«Toll. Und wie hätten wir da hochkommen sollen?»

Tommy deutete nacheinander zuerst auf das Fass und dann auf die Kisten.

«In dem wir uns eine Leiter bauen. Wir hätten dann nur wieder alles so hinlegen müssen, wie es jetzt liegt, damit keiner merkt, dass jemand hier war.»

Mariam kam sich ein wenig dumm vor. Das hätte sie auch selbst sehen können, dachte sie, aber Tommy schien ihr die Frage nicht übel zu nehmen. Stattdessen flüsterte er weiter.

«Aber was viel wichtiger ist: Wenn die Tür offen ist, ist vielleicht

jemand drin.»

«Und wenn einfach nur jemand vergessen hat, die Tür zu zu machen?»

«Willst Du es denn darauf ankommen lassen?»

Mariam schüttelte den Kopf, dann überlegte sie. Wenn es Rotärmel waren, die sich in dem Raum befanden, dann hätten sie mehr Licht gemacht. Das hätten sie von dem Loch in der Mauer aus sehen müssen. Folglich musste es jemand sein, der das Gleiche vorhatte wie sie und Tommy. Es musste ein Dieb sein. Ein Dieb, wie sie selbst einer war. Und ein Dieb würde es vermutlich nicht dabei belassen, sie zu verhauen oder davon zu jagen. Ein Dieb musste um sein Leben fürchten, wenn er vom Ivan stahl.

«Mach die Lampe aus. Wir gehen zurück zu dem Loch und warten ab.»

Tommy willigte ein.

In der absoluten Dunkelheit des Rattengangs war das Einzige, das ihnen Sicherheit gab, die Nähe des jeweils anderen und die seltsam tröstliche Berührung des kalten Betons, an den sie sich pressten, um in der Schwärze nicht die Orientierung zu verlieren. Sie verhielten sich mucksmäuschenstill und die Zeit schien deutlich langsamer zu verrinnen als sonst. Für viele Minuten war das einzige Geräusch, das sie wahrnahmen, ihr eigenes Atmen. Aber am Ende wurde ihre Geduld doch noch belohnt.

Mit einem, in der vorhergehenden Stille schrecklich laut erscheinendem Quietschen schwang die Tür endlich auf und flackernde Helligkeit drang in den Gang.

Mariam hielt den Atem an. Eine große, schlanke Gestalt trat aus dem Raum. Sie schwankte und führte murmelnde Selbstgespräche. Auch hatte sie zwei große Bündel über die Schultern geworfen und hielt, wie Mariam vermutet hatte, eine Öllampe in der Hand. Das musste die Schattengestalt sein, die sie durch den Rattengang verfolgt hatte. Die Gestalt begann langsam, und irgendwie merkwürdig in ihre Richtung zu schlurfen.

«Mist! Der will denselben Weg zurücknehmen, den er gekommen ist», flüsterte Tommy, der anscheinend dieselben Rückschlüsse gezogen hatte wie Mariam und setzte sich bereits in Bewegung, um sich durch die Dunkelheit zu tasten.

Weg von der Tunnelöffnung, weg von der Gestalt, wieder tiefer hinein in den Rattengang, wenn auch in entgegengesetzter Richtung als die, die

die Gestalt seiner Meinung nach einschlagen würde.

Mariam beobachtete die bizarre Szene noch einen Moment länger. Es war eindeutig ein Mann und er war maskiert. Dunkle, dreckige Kleidung und eine schwarze Wollmaske über dem Gesicht. Die Gestalt tat noch einige Schritte, dann hielt sie an, stand noch für einige Sekunden auf dem selben Fleck und schien über etwas nachzudenken. Dann drehte sie sich um und schlurfte, sich bei zwei Gelegenheiten kurz an der Tunnelwand abstützend, zurück und schloss die Tür mit einer übervorsichtigen Bewegung ab.

Mit einem Schlüssel!

Das war ein merkwürdiger Dieb, fand Mariam.

«Komm jetzt weg!», flüsterte Tommy aus der Dunkelheit heraus und Mariam riss sich von dem Anblick los und krabbelte vorsichtig in Richtung seiner Stimme. Tommy hatte die logisch richtige Richtung eingeschlagen. Nämlich weg von dem Rattennest und tiefer in den Rattengang hinein. Sie krabbelten ungefähr fünf Meter, dann legten sie sich flach auf den Boden. Es war kalt und Mariam ekelte sich ein wenig, aber ihre Kleidung war bei den Ratten ohnehin schon ruiniert worden. Angespannt behielten sie die Stelle im Auge, an der sie das Loch vermuteten und bald schimmerte Lampenlicht durch die Öffnung. Jetzt konnten sie nur hoffen, dass die Gestalt auch wirklich denselben Weg durch den Rattengang zurück nehmen wollte, den sie entlang gekommen war.

Im Widerschein des Lampenlichts sahen sie zuerst, wie die großen Taschen durch das Loch geschoben wurden, dann zwängte sich die Gestalt umständlich hinterher. Irgendetwas kam Mariam sehr seltsam vor. Auf bedeutsamere Art seltsam, als es dieses ganze Abenteuer ohnehin schon war. Sie hatte das Gefühl, unbedingt etwas verstehen zu müssen, aber partout nicht darauf zu kommen. Als die Gestalt sich endlich im Rattengang befand, schnaufte und brummte sie. Ja, das war eindeutig ein Mann. Er konnte im Rattengang nicht aufrecht gehen, sondern begann, weit nach vorn über gebeugt und die beiden Taschen hinter sich her ziehend, seinen Rückweg anzutreten. Sie warteten ab, bis der Lichtschein um eine Biegung herum verschwunden war.

Dann verloren sie vorerst kein Wort mehr über diese seltsame Gestalt und machten sich eilig daran, ihren Plan zu verwirklichen. Die improvisierte Leiter, von der Tommy vorhin geflüstert hatte, war schnell

gebaut. Mariam bestand darauf, dass sie es war, die den wackeligen Turm aus Fass und Kiste zuerst erklimmen durfte, denn Tommy hatte dieses Abenteuer ja schließlich schon des Öfteren erleben dürfen. Zuerst wollte der Junge protestieren, aber er besann sich schnell eines Besseren und lenkte ein.

«Du musst mit Deinem Messer rechts unten in den Spalt zwischen dem Gitter und dem Rahmen und dann das Gitter vorsichtig heraushebeln, bis Du eine Ecke mit der Hand greifen kannst. Pass auf, dass es nicht runterfällt und Lärm macht.»

Das Mädchen nickte ob Tommys Geflüster und machte sich an den Aufstieg, während Tommy, mit dem Stirnrunzeln eines Profibergsteigers, jeden ihrer Schritte beobachtete und es sich verkniff, ihr weitere gute Ratschläge zu zu flüstern.

Oben angekommen, machte sich Mariam sogleich ans Werk. Sie fand den Spalt, den Tommy gemeint hatte schnell, und als sie dann auch die genannte Stelle zwischen Gitter und Rahmen gefunden hatte, erkannte sie, dass sie tatsächlich nicht die Erste war, die daran herum säbelte. Sie musste dennoch viel Kraft aufwenden, bis sie das metallene Gitter weit genug herausbekommen hatte und es greifen konnte. Als sie es endlich geschafft hatte, ohne es fallen zu lassen oder von ihrem wahnwitzigen Turm herunter zu stürzen, musste sie einen triumphierenden Aufschrei unterdrücken. Schnell reichte sie Tommy das Gitter nach unten und verlangte nach seiner Lampe. Der Junge kurbelte noch einige Male, dann reichte er Mariam das kostbare Licht nach oben.

«Du gehst rein und holst, was Du brauchst. Ich warte hier und passe auf.»

«Etwa im Dunkeln?»

«Naja, klar. So kann ich doch am besten sehen, ob jemand kommt.»

Er deutete in die Schwärze des Ganges.

«Wenn ich Licht sehe, sage ich Dir Bescheid und mache, dass ich zurück in den Rattengang komme. Da warte ich dann auf Dich. Du musst dann leise sein und schnell herauskommen und das Licht, so bald es geht, ausschalten.»

Mariam sah zweifelnd in Tommys Gesicht, aber da ihr partout keine bessere Idee in den Sinn kommen wollte, nickte sie schließlich. Als sie den überraschend großen Raum voller Kisten und Schränken und Waffenständern so gut es ging ausgeleuchtet hatte, um sich einen ersten

Überblick zu verschaffen und gerade damit anfangen wollte, sich durch die mit einem Mal scheinbar sehr viel enger gewordene Lücke zu zwängen, die das Gitter hinterlassen hatte, hielt sie inne und flüsterte:

«Psst. Tommy, gib mir das Gitter wieder hoch, damit es nicht unten herum liegt.»

«Gute Idee. Hier!»

Mariam platzierte das Gitter vorsichtig neben ihren Füßen auf der Kiste. Dann endlich schob sie sich, bäuchlings und die Stiefel voran durch die Lücke in der Mauer über der Tür. Einen Moment lang hing sie mit beiden Händen an der Kante. Die Lampe war ihr nur eine kleine Hilfe, denn sie hatte sie, um die Hände frei zu haben, in eine Jackentasche gesteckt, so dass nur noch ein schwacher Hauch von Helligkeit nach außen drang. Ihr Gesicht schrammte schmerzhaft gegen den Beton der Wand, dann gelang es ihr, nach wenigem, vorsichtigen Hin- und Hertasten einen Fuß auf der metallenen Türklinke zu platzieren.

Sie machte sich bereit und stieß sich nach hinten ab. Sie war überrascht, dass ihre Landung halbwegs sanft vonstattenging und nur wenig Lärm verursachte. Mariam griff nach der Lampe, holte sie hervor und begann ihren Beutezug.

Manche Kisten waren fast so groß wie sie selbst und offensichtlich vernagelt. Die ließ sie außer acht, denn die würde sie ohnehin nicht auf bekommen. Aber das störte sie nicht. Es gab eine Vielzahl kleinerer Kisten und Behältnisse, die sich ohne Probleme öffnen und durchstöbern ließen. Alles, was sie für nützlich hielt, verteilte sie in mehreren Umhängetaschen, die sie und Tommy mitgebracht hatten.

Die Taschen füllten sich rapide. Wanda hatte ihr immer und immer wieder vorgesagt, was am Wichtigsten war: Waffen und Munition für drei Leute, und es war klar, welche drei Leute Wanda damit gemeint hatte. Des Weiteren sollte sie die Augen nach Essen, Werkzeugen und Medikamenten und solchen Dingen offen halten. Das alles gab es hier im Überfluss.

Mariam hatte dennoch, nachdem das erste Gefühl von Euphorie und Stolz abgeflaut war, ein Problem. Sie kannte sich mit all diesen Dingen nicht wirklich aus. Erkennen konnte sie sie zwar, aber sie wusste ja gar nicht, welche der gefährlich glitzernden Patronen zu welchen der bösartigen Pistolen und Gewehre gehörte, die hier auf ihren Einsatz warteten. Anfangs versuchte sie, die Zahlen und merkwürdigen Worte, die

auf die Waffen geprägt waren und die Aufdrucke auf den Munitionsschachteln in Verbindung miteinander zu bringen, und sie glaubte auch, dass es ihr bei den Pistolen recht gut gelang, aber irgendwann hatte sie das Gefühl, dass sie einfach viel zu lange brauchte. Draußen wartete Tommy auf sie und jeden Moment konnten Rotärmel vorbeikommen und hier nach dem Rechten sehen. Hinzu kam, dass ihr nächtlicher Ausflug bisher so ereignisreich gewesen war, dass sie gar nicht wirklich sagen konnte, wie viel Zeit bereits vergangen war. Sie mussten das alles ja noch vor dem ersten Licht des nächsten Tages von hier fortschaffen und wieder zu ihren Schlafstätten gelangen, ohne erwischt zu werden. Ihr Blick wanderte zu den Taschen neben ihren bestiefelten Füßen am Boden. Eine würde sie noch mit Munition füllen, mit irgendwelcher Munition. Mit der erstbesten Munition, die sie in die Hände bekommen würde. Vier Schachteln aus diesem Regal, drei von dort drüben und sechs von den kleinen aus dieser Kiste.

Als sie gerade damit beginnen wollte, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen, geschahen zwei Dinge gleichzeitig.

Zum einen bemerkte Mariam, dass nahe bei der Tür, rechts, dort wo die Scharniere waren, die die Tür an Ort und Stelle hielten, der Boden von im Licht der Lampe glitzernden Glasscherben übersät war. Noch während ihr Gehirn diese Tatsache verarbeitete, erklang von draußen Tommys flüsternde Stimme.

«Mariam, es kommt jemand, wir müssen weg!»

Trotz der krächzenden, gepressten Art, in der Tommy die Worte flüsterte, konnte Mariam einen ängstlichen Unterton wahrnehmen, der sich sofort in ihr eigenes Unterbewusstsein fortpflanzte.

Sie war doch noch gar nicht fertig!

Wanda hatte ihr immer wieder gesagt, wie wichtig es war!

Dass sie sie doch ansonsten gar nicht erst auf diese Raubzüge ausschicken würde, wenn es nicht unbedingt sein müsste. Dass sie alle *bereit* sein mussten, wenn es so weit war. Und dass die Welt da draußen sehr gefährlich war. Das hätte sie ihr gar nicht zu sagen brauchen, sie war ja auch dabei gewesen. Sie hatte alles gesehen, was Wanda auch gesehen hatte und sie war auch beinahe genauso oft geschlagen worden.

Nein, das stimmte nicht. Mariam wusste sehr gut, dass es ihr noch viel schlechter ergangen wäre, wenn Wanda sie nicht so oft beschützt hätte. Vielleicht hätten sie ihr dann auch den Kopf oder einen Arm abgeschlagen

und sie dann einfach liegen lassen oder an die Hunde verfüttert, wie sie es bei so vielen anderen getan hatten.

Der Druck, der in diesem Moment auf Mariam lastete, war fast zu groß. Sie wollte es schaffen, unbedingt! Sie überlegte fieberhaft, während Tommys flüsternde Stimme sie von außen drängend anrief.

«Es wird immer heller, das Licht. Sie kommen gleich um die Ecke. Du musst da raus!»

Mariam ballte ihre Hände so fest zusammen, dass es weh tat. Sie machte einen Schritt auf die Tür zu. Dann noch einen. Dann noch einen. Dann blieb sie stehen, kurz bevor sie die Türklinke erreicht hatte, die ihr als Stufe dienen sollte.

«Mariam! Komm endlich!»

Nein, so durfte es nicht sein, so durfte es nicht enden. Wenn sie jetzt mit Tommy den Rückzug antreten und Hals über Kopf fliehen wollte, würde sie die Taschen zurücklassen müssen, um schnell genug zu sein. Die würden dann die Rotärmel finden. Dann würden sie wissen, dass jemand hier gewesen war. Und dann würden sie den Raum in Zukunft besser bewachen. Sie würde keinen zweiten Versuch bekommen.

«Tommy, nein! Du musst reinkommen, schnell!»

«Bist Du irre? Wir müssen hier weg! Sie stehen gerade an der Ecke und zünden sich Zigaretten an. Ich kann das Licht vom Feuerzeug sehen.»

«Dann komm doch jetzt endlich rein, wenn Du sie schon sehen kannst. Sie müssen bloß in Deine Richtung leuchten, dann sehen sie Dich auch.»

«Ich bin hinter der Kiste. Die sehen mich nicht.»

«Ja, aber wenn sie herkommen und Du gerade zum Rattentunnel rennst, dann werden sie Dich ganz bestimmt sehen! Jetzt komm endlich!»

Eine Sekunde.

Zwei Sekunden.

Drei Sekunden.

Dann endlich hörte Mariam die leisen Geräusche, die Tommy verursachte, als er die improvisierte Treppe benutzte. Sie wagte es nicht, den vollen Schein der kleinen Lampe auf die Öffnung über der Tür zu richten, aus Angst, dass die Rotärmel ihn sehen konnten, aber das Restlicht des auf den Boden gerichteten Strahls reichte aus, um sie sehen zu lassen, dass Tommys Gesicht endlich über der Tür erschien. Dann verschwand es für eine Sekunde wieder und stattdessen war das Gitter zu sehen. Tommy schob es diagonal durch die Öffnung.

«Fang das auf. Bei drei lasse ich es fallen.»

Mariam machte eilig die dafür notwendigen Schritte und stellte die Lampe auf dem Boden ab. Sie sah das Gitter fallen, griff danach. Ihre Finger griffen zu, ihr Arm wurde vom Gewicht nach unten gerissen und sie biss sich auf die Zunge, um nicht laut zu schreien, als die untere Kante des Gitters direkt oberhalb ihrer Stiefel mit ihrem Schienbein kollidierte. Tränen traten in ihre Augen, und als der Schmerz viel zu langsam abgeklungen war, stand Tommy vor ihr und nahm ihr das Gitter aus der Hand.

«Heul nicht. Wieso nimmst Du auch nur einer Hand zum Auffangen?»

Mariam wollte etwas ähnlich Boshaftes erwidern, aber sie wurde vom Blutgeschmack in ihrem Mund daran gehindert.

«Wir müssen das Gitter wieder einsetzen!»

Tommy schaute jetzt nach oben, zu der Öffnung hin.

«Maneroibaleida!», war alles, was Mariam in diesem Moment hervorbringen konnte.

Mariam stand, mit einem Fuß auf der Türklinke und mit einem Fuß in Tommys ineinander verschränkten Händen, den Oberkörper gegen die Tür gelehnt und beide Arme nach oben gestreckt mit dem schweren Gitter in den Händen da, und beide Kinder schwitzten. Ihre Atemwolken wirkten im blassen Licht der Lampe wie geisterhafter Nebel. Als Mariam vorsichtig die Hände um wenige Zentimeter zurückzog, bereit, das Gitter sofort aufzufangen, falls es doch nicht in der Öffnung halten sollte, war keinem der beiden kalt. Dann, als Mariam schließlich sicher war, dass das Gitter an Ort und Stelle bleiben würde, klopfte sie Tommy kurz auf den Kopf und er ließ sie, so langsam es seine Kräfte erlaubten, wieder nach unten.

«Geschafft.»

Der winzige Moment des Triumphes wurde durch die unregelmäßigen Schritte mehrerer Personen ruiniert. Erschrocken huschten Mariams Augen im Raum umher. Tommy verstand sofort, was seine neue Freundin so hektisch werden ließ.

Die Taschen.

Sie gehörten nicht hierher.

Sie durften nicht gesehen werden.

Als er sich zwei von ihnen schnappte und damit begann, sie nach hinten, in die Ecke des Raumes zu tragen, die am weitesten von der Tür entfernt war, sorgte er damit dafür, dass auch Mariam sich endlich aus ihrer Starre lösen konnte. Sie machte es wie er und griff nach zwei weiteren der vollgestopften Behältnisse. Die Schritte waren jetzt fast da und sie konnte Fetzen aus dem Gespräch der Männer hören. Durch das Gitter fiel bereits etwas Helligkeit in den Raum.

Da!

Nur wenige Meter von der Tür entfernt, mitten auf dem Boden, stand die fünfte Tasche.

So ein Mist.

Mariam stellte ihre Last vorsichtig wieder ab, hastete so leise sie konnte auf den Verräter zu, schnappte ihn am Trageriemen, fand nach einer Sekunde fieberhaften Suchens eine freie Stelle in einem der Regale und verbannte ihn dorthin. Dann griff sie sich die Lampe. Sie versuchte sich den Weg, den sie nehmen musste, so gut und so schnell wie möglich einzuprägen, lud sich die beiden anderen Taschen wieder auf, löschte das Licht und lief vorsichtig und ängstlich in Richtung Tommy. Einen Schritt nach dem anderen machte sie ohne sehen zu können und starb tausend Tode vor Angst, irgendwo anzustoßen und dadurch ein Geräusch zu machen.

Alles war gegen sie.

Die Dunkelheit.

Die Ratten.

Die Zeit.

Die Roten.

Die Degenerierten.

Das Gewicht der Waffen und der Munition, dass ihre Arme unbarmherzig nach unten zog.

Vor der Tür wurden die Stimmen lauter. Während sie lauschte und versuchte, zu verstehen, über was die Männer sprachen, machte sie zwei weitere Schritte ins Dunkel. Dann konnte sie hören, wie ein Schlüssel ins Schloss der Tür gesteckt wurde. Die Angeln quietschen, ein Summen war zu hören, dann begannen die alten Neonröhren an der Decke des Raumes zu flackern. Beim ersten Aufblitzen erkannte Mariam, dass sie bereits mehrere Regale und große Kisten zwischen sich und die Männer gebracht hatte. Beim zweiten sah sie einige Meter vor sich Tommy hinter einer

Holzpalette, auf der große Säcke gelagert waren, hervorlugen und als einer der Männer hinter ihr ein plötzliches, bellendes Raucherhusten von sich gab, rannte sie die letzten, rettenden Meter auf Zehenspitzen auf ihren Freund und sein Versteck zu.

Die beiden hätten am liebsten nicht einmal mehr geatmet, als sie konzentriert lauschten, um herauszufinden, was auf der anderen Seite des Raumes vor sich ging.

«Wer hatte denn den Tagdienst?»

«Keine Ahnung. Ist doch auch egal. Den Pennern war halt langweilig.»

«Ist doch kein Grund, so einen blöden Turm zu bauen.»

«Warum eigentlich nicht? Ist doch gut, wenn einer mal den Müll aufräumt.»

«Jaja. Ach schau an, und gesoffen haben sie auch.»

Es klirrte und schabte gläsern auf dem Boden.

«Das hätten sie ruhig auch noch aufräumen können.»

Der Rotärmel musste die Glasscherben entdeckt haben.

«Glen...was steht da drauf? Das ist doch das gute Zeug? Das kriegt doch unsereins nur zu Feiertagen! Das haben sie bestimmt einem Offizier geklaut!»

«Und noch nicht mal was für uns übrig gelassen.»

«Alles Egoisten. Sag mal, war bei den großen Wummen gestern nicht noch eine mehr drin?»

Schritte. Dann die zögernde Antwort.

«Ja. Glaub schon.»

Eine Schublade in einem der Regale wurde geöffnet.

«Kugeln fehlen auch. Aber nicht viele.»

Mariam hatte doch gar keine Schublade aufgemacht. Sollte sie jetzt … erleichtert sein?

«Wie viele denn?»

«Die Hälfte von so einer Schachtel.»

«Was? Die Hälfte?»

«Ja. Keine Ahnung, was das soll. Aber ich will echt nicht mit dem Kerl tauschen, wenn ihn einer erwischt.»

«Meinst Du, wir sollen das melden?»

«Müssen wir. Wenn es erst die Tagschicht meldet, hat man automatisch uns im Verdacht.»

Das Schweigen der Männer schien den ganzen Raum zu füllen.

«Ist doch verrückt. Was will denn einer mit einem verdammten Scharfschützengewehr?»

Mariam freute sich, dass sie anscheinend so geschickt gestohlen hatte, dass es gar nicht aufgefallen war. Die großen Waffen mit den Fernrohren auf der Oberseite hatte sie nicht angerührt. Und auch die dazugehörige Munition in dem Schrank nicht. Die hätten sie auch nur schwer transportieren oder irgendwo verstecken können. Dann dachte sie an die große, dünne, maskierte Gestalt, die ihnen im Rattengang solche Angst gemacht hatte. *Ja, was will einer mit einem Scharfschützengewehr*? Als hätte der Rotärmel Mariams Gedanken gehört, antwortete er seinem Kameraden:

«Keine Ahnung. Schießen vielleicht, Du Superhirn? Egal. Ist doch nicht unser Problem, was einer damit will, sondern, dass wir nicht dafür bestraft werden, dass es fehlt. Am besten gehen wir gleich hoch und geben Bescheid.»

«Ja, aber schleunigst.»

Wieder waren Schritte zu hören. Endlich. Die Rotärmel gingen. Als die Tür wieder verschlossen und das Licht ausgeschaltet war, wand Tommy seine Hand aus der von Mariam.

«Mach die Lampe an. Hast Du nicht gehört? Die gehen nach oben und sagen ihrem Offizier Bescheid. Wenn die zurückkommen, dann ist hier unten die Hölle los.»

Die Kinder warteten, bis die Schritte und Stimmen der Roten nicht mehr zu hören waren, dann machten sie sich daran sich und ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Wanda

Wanda schaute einige Minuten lang auf die schlafende Mariam hinab. Es war noch immer dunkel und das Mädchen war lange - länger als sonst – weggeblieben. Es musste kurz vor dem Morgengrauen sein. Wanda begann, den Inhalt der Taschen, die das Mädchen ihr heute gebracht hatte, durchzusehen und in unzähligen, kleinen Verstecken im Zelt zu verteilen. Drei weitere, prall gefüllte Behältnisse hatte Mariam an anderen Orten im Lager verborgen. Mariams heutiger Beutezug war ein voller Erfolg. Stolz war sie gewesen, als sie verdreckt, verschwitzt und völlig übermüdet und aufgekratzt zurück ins Zelt gekommen war. Und das zu Recht. Es war

Wanda nicht schwer gefallen, sie leise flüsternd mit dem Lob zu überschütten, das sie brauchte. Mariam hatte es vollstens verdient, und Wanda fühlte einen mindestens eben so großen Stolz wie das Mädchen.

Jetzt dachte Wanda darüber nach, ob es angebracht wäre, Mariam diese anderen Taschen nach und nach ebenfalls ins Zelt holen zu lassen, oder ob es besser wäre, bereits jetzt die Fluchtroute zu planen und Mariam dann ihre Beute an entsprechenden, taktisch besser geeigneten Stellen verstauen zu lassen. Vielleicht würde sie von Gustav oder Schütze eine Karte der Tunnel bekommen können? Nein, lieber von Gustav. Schütze wollte ja unbedingt hier überwintern und sie wusste nicht, ob sie es hier im Zelt noch lange aushalten würde. Gustav würde sie bestimmt verstehen. Dann schob sie den Gedanken an eine verfrühte Flucht beiseite und setzte sich vorsichtig zu Mariam auf die Liege.

Während sie Mariams Kopf streichelte und ihren ruhigen Atemzügen lauschte, versuchte sie zu interpretieren, was die Kleine ihr von ihren nächtlichen Abenteuern erzählt hatte.

Den Einstieg in den Rattengang fand man unten, am letzten Gleis. Das hatte Mariam von Tommy, ihrem neuen Freund, erfahren und das sollte Wanda sich merken. Vielleicht würde das irgendwann noch einmal nützlich werden. Leider hatte sie selbst bisher fast nichts vom Bahnhof, den U-Bahn-Gleisen und den Tunneln zu sehen bekommen. Sie würde sich auf Mariam verlassen müssen, wenn ihre Flucht dann tatsächlich beginnen sollte. Mariam selbst schien zwar inzwischen die meisten Wege so gut zu kennen, dass sie sie bald blind würde gehen können, aber sie hatte noch nicht den großen Überblick, den eine Karte liefern konnte. Morgen würde sie das Mädchen bitten, nicht auf Beutezug zu gehen, sondern sich von Tommy mögliche Wege aus dem Lager heraus zeigen zu lassen.

Ihr Blick wanderte zu dem Stapel mit Kinderbüchern, den Gustav ihnen gebracht hatte. Sie hatte selbst einige davon gelesen, um sich die Zeit zu vertreiben und sich von ihren ewig gleichen, bohrenden Gedanken ablenken zu können.

Von ihrer Warte aus betrachtet, durfte Tommy sie gerne alle haben, aber vielleicht sollte Gustav besser nicht merken, dass der Stapel beständig schrumpfte. Er würde nachfragen und er wäre sicher nicht damit einverstanden, dass sie Mariam nachts durchs Lager streifen ließ.

Wandas Gefühl sagte ihr, dass es bald wieder an der Zeit für den

morgendlichen Besuch des Arztes war. Sie erhob sich vorsichtig und ging zu ihrer eigenen Liege hinüber. So leise sie konnte, zog sie die Weste für Schütze aus ihrem Versteck und betrachtete ihr Werk. Hier und da noch die eine oder andere Tasche, dann würde das Kleidungsstück ihm so viel Sicherheit bieten, wie es unter diesen Umständen eben möglich war. In den beiden Umhängetaschen, die Mariam ins Zelt geschleppt hatte, waren einige Pistolen, zwei kleine Revolver und Munition gewesen. Allerdings keine Reservemagazine, was es sehr umständlich machen würde, die Pistolen zu laden, sobald das erste Magazin einmal leer geschossen worden war.

Aber sie konnte Mariam deshalb wirklich keinen Vorwurf machen. Sie tat ihr Bestes. Und sie selbst musste nun ihrerseits ihr Bestes tun, um die Anstrengungen des Mädchens zu würdigen. In den Lagerraum von heute Nacht konnten Mariam und Tommy unmöglich zurück, denn er würde jetzt sicherlich eine besondere Bewachung genießen.

Aber Waffen hatten sie, vor allem wenn man die anderen drei Taschen in ihren Verstecken mit einrechnete, inzwischen ohnehin mehr als genug. Morgen Nacht durften sie ruhig kürzer treten.

... sie kürzer treten...

Wanda war erstaunt darüber, wie selbstverständlich sie Tommy ihre Überlegungen mit einbezog. Wie schwer würde es für Mariam sein, ihren neuen Freund einfach hinter sich zurückzulassen? Konnte sie das überhaupt? Verstand sie schon, was ein *großes Ziel* war? Dass ein großes Ziel oftmals Opfer erforderte?

Wanda wusste, dass sie zu viel von Mariam verlangte, aber für sie selbst waren einige Dinge einfach in vollem Umfang zur Wahrheit geworden.

Sie und Mariam würden nie wieder irgendjemandes Gefangene sein. Sie und Mariam würden sich niemals trennen. Sie würde Da Silva erledigen und auf dem Weg dorthin so viele Degenerierte töten wie möglich. Erst dann wäre sie bereit, sich nach einem sicheren Ort für sich und Mariam umzusehen. Einen Ort, an dem sie bleiben wollten. Erst dann wäre sie bereit, an so etwas wie *Zukunft* zu denken. Erst dann, das wusste sie, würden sie ihre Alpträume - vielleicht - in Frieden lassen. Und bis es soweit war würde sie alles tun, was nötig wäre, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Alles.

Für Schütze empfand sie tiefe Dankbarkeit, aber er hatte nicht erlebt, was sie erlebt hatte. Er konnte nicht verstehen, wie heiß ihr Hass auf die Degenerierten brannte. Wie sehr die Gier nach Rache in ihr brodelte. Wie kurz sie davor war, zu explodieren. Sie war sich bewusst, dass es dieser Unterschied in ihren Motiven war, der irgendwann dazu führen mochte, dass sich ihre Wege trennen würden.

Sie bemühte sich, es ihn nicht merken zu lassen, ihm zu erlauben sie und Mariam als sicheren, mentalen Ankerplatz zu benutzen, wenn er übermüdet und oft mit neuen, blutigen Erinnerungen hinter seiner Stirn seine Waffen abgeben und zu ihnen ins Zelt zurückkehren musste. Es gelang ihr nicht immer, aber sie versuchte es zumindest.

Schritte vor dem Zelt, und dann die Stimme von Gustav, der die Wachen anschnauzte, ihn hinein zu lassen, rissen Wanda aus ihren Gedanken.

Schnell verstaute sie die Weste wieder, nicht um sie vor Gustav zu verbergen, aber durchaus vor einem eventuellen, neugierigen Blick der Rotärmel. Der Arzt sah beschissen aus und er stank nach Schnaps. Trotzdem begrüßte er sie so freundlich, wie er es immer tat. Das sonst so angenehm dahin fließende, übliche Gespräch aber wollte heute nicht so recht in Gang kommen. Sie merkte Gustav an, dass er lediglich die üblichen Punkte abarbeiten wollte, um der Höflichkeit Genüge zu tun. So fielen ihre Antworten recht knapp aus, und sie verzichtete für heute darauf, ihn um eine Karte der Tunnel zu bitten. Er ließ zwei weitere Bücher für Mariam da, die sich gerade verschlafen erhob, als Gustav sich verabschiedete und das Zelt verließ.

Rolf und ich waren nicht die Einzigen, die die knisternde und merkwürdig allumfassende Veränderung bemerkten. Rotärmel griffen ihre Waffen fester, drehten sich im Kreis und versuchten den Ursprung der Unruhe zu lokalisieren. Zeltplanen wurden zurückgeschlagen und weitere Frauen und Männer traten zögernd und mit argwöhnischen, teilweise verschlafenen Gesichtern vor ihre Wohnstätten. Dann war der erste Schrei zu hören, gefolgt von einer Serie von Schüssen. Die Geräusche kamen von weit weg, von unten aus den Tunneln. Rolf straffte sich und während er auf eine Gruppe von Ivans Jungs deutete und: «Ihr da! Mitkommen!», brüllte, zerbrach hoch oben, in einem der ehemaligen Geschäfte der

Galerie des Bahnhofes ein Fenster, und in einem Regen aus scharfkantigen Glassplittern stürzte eine Frau nach unten. In ihren Hals hatte sich ein Hund verbissen und, noch während sie fielen, stach die Frau mit einem Messer auf das Tier ein. Als ihr Kopf auf dem Boden der Bahnhofshalle aufschlug, flog das Messer in hohem Bogen davon und beide blieben reglos liegen. In der folgenden Schrecksekunde, in der die Umstehenden schockiert auf die tote Frau und den tödlich verletzten, zuckenden Hund starrten, war es in der Halle mucksmäuschenstill, und in dem Moment, in dem einer von Ivans Jungs eine Pistole zog, um dem Tier den Rest zu geben, zersplitterte eine weitere Scheibe und eine Gestalt mit einem Gewehr im Anschlag erschienen in dem dahinter liegenden Raum. Die Pistole des Rotärmels und das Gewehr des Unbekannten bellten gleichzeitig. Der Rotärmel wurde ins Bein getroffen und ging mit einem Schrei zu Boden. Während der fremde Gewehrschütze dem Mann eine zweite Kugel mitten in die Brust jagte, legte Rolf auf ihn an und drückte dreimal hintereinander ab. Mindestens ein Schuss musste getroffen haben, denn die Gestalt kippte hinten über und verschwand aus meinem Sichtfeld. Wieder eine Schrecksekunde und, während das Krachen der Schüsse in meinem Kopf nachhallte, passierten viele Dinge gleichzeitig.

Der Ivan kommt, einen Revolver in der einen und einer Axt in der anderen Hand, wütend aus seinem Zelt gestürmt. Hinter mir, aus Richtung der oberirdischen Gleise ertönt Gebell von weit hinten. Einem von Ivans Jungs, von denen, die Rolf vor einer Sekunde noch angeschrien hatte, platzt der Kopf. Rolf schreit Kommandos und stürmt, von einer Handvoll Geistesgegenwärtigen gefolgt, nach vorn, in Richtung Haupteingang. Weitere Scheiben zerbersten und mehr Unbekannte mit Gewehren tauchen dahinter auf. Während die Männer scheinbar wahllos das Feuer eröffnen, und alles aufs Korn nehmen, was sich bewegt, drehe ich mich um, in Richtung Gleise, in Richtung des Gebells. Ich kann am Rande des beleuchteten Gebietes etwas erkennen. Ein schwarzer Hund, ein großes Tier, steht auf einer der Bänke, die vor einigen Jahren noch gestressten Reisenden eine Sitzmöglichkeit geboten hatten, und heult ein langgezogenes Wolfsheulen in die Nacht. Neben der Bank liegt der bewegungslose Körper eines Wachpostens. Hinter mir höre ich Ivan brüllen und inzwischen haben sich die meisten von denen, die nicht in den ersten Salven der Angreifer gefallen waren, soweit berappelt, dass sie Deckung suchen und und das Feuer erwidern können. Überall fallen jetzt

Schüsse. Während ich zusehe, wie weitere vierbeinige Schemen aus der winterlichen Dunkelheit herantraben, wird mir klar, dass ich unbewaffnet bin. Ich reiße einen Rotärmel, der gerade auf einen der Angreifer oben auf der Galerie angelegt hat, herum, schreie ihm ins Ohr und deute auf die Tiere, die sich zu sammeln scheinen. Die Augen des Mannes werden groß und er eröffnet das Feuer. Noch während einer seiner Kameraden sich anschickt, es ihm gleich zu tun, wende ich mich ab. Vor mir sehe ich, wie Rolf und sein Trupp schießend die Treppe, die zur Galerie hinauf führt, zu erstürmen versuchen, während der Ivan, wie ein Felsen und von einer Leibwache aus herbeigeeilten Rotärmeln umringt, mitten im Getümmel steht und mit seinem Revolver Deckungsfeuer gibt, während er wüste Flüche in Richtung der Angreifer brüllt. Die Halle ist von Toten und Verletzten übersät. Eine der Gestalten auf der Galerie entzündet einen Molotowcocktail, wirft und ein Rotärmel, der hinter einem Stapel Wasserkanistern Deckung gesucht hat, verwandelt sich in eine lebende, kreischende Fackel. Ich taste mit den Augen durch das Chaos. Das langgezogene Jaulen des schwarzen Hundes bricht ab. Mein Blick findet die Leiche eines von Ivans Jungs. Ich stoße eine, sich vor Panik um die eigene Achse drehende und blutende Rotärmel-Frau beiseite und sprinte auf die Leiche zu. Neben dem Toten liegt ein Gewehr und in seinem Gürtel steckt eine Pistole. Direkt daneben ein Messer. Während ich mir die Waffen nehme und zwei weitere Pistolenmagazine in die Taschen meines Parkas stopfe, sehe ich weiter vorne Gustav, der einen Verwundeten an den Armen hinter eine der Barrikaden zieht.

Gustav.

Wanda.

Mariam.

Ich frage mich, ob die Wachen noch vor ihrem Zelt stehen. Ich hoffe es sehr, denn von der Pistole abgesehen, die Gustav uns hatte zukommen lassen, sind die Rotärmel momentan der bestmögliche Schutz für die beiden.

Ich will zu ihnen.

Sofort.

Rolf und sein Trupp scheinen die Angreifer auf der Galerie ausgedünnt zu haben und haben die Treppe jetzt zur Hälfte erklommen. Ivan lädt seinen Revolver nach. Drei seiner Leibwächter liegen tot auf dem Boden und die restlichen vier geben Rolf und seinen Leuten weiterhin

Deckungsfeuer. Das langgezogene Jaulen erklingt wieder und zwingt mich, mich umzudrehen.

Hinter dem Alphatier haben sich jetzt scheinbar unzählige andere Hunde versammelt, tummeln sich aufgeregt und angriffslustig, wobei sie auf ihren toten Artgenossen herumtrampeln, die durch die Schüsse der beiden Rotärmel hinter mir erledigt worden waren.

Und was ist das?

Ganz hinten, hinter der Meute erscheint eine Gestalt, ein Mensch, er muss mindestens so groß sein wie der Ivan. Ich glaube, zwischen den ganzen Schüssen und den Schreien der Verletzten ein schrilles, hohes Pfeifen zu hören. Das Jaulen des Schwarzen bricht ab und die Meute rast auf uns zu. Sie sind schnell und es sind mindestens dreißig. Ich reiße den Karabiner hoch und drückte ab.

Klick.

Kammer leer.

Durchladen.

Abdrücken.

Ein Tier fällt.

Durchladen.

Abdrücken.

Noch ein Treffer.

Nach jedem Schuss, während ich durchlade, schreie ich, so laut ich kann:

«Hinter uns!»

Durchladen.

Abdrücken.

Daneben.

«Hinter uns!»

Inzwischen sind einige der Rotärmel in unserer Nähe endlich auf die Gefahr aufmerksam geworden und tun es mir und den beiden anderen gleich. Aber es ist zu spät.

Als mein Gewehr leer geschossen ist, sind die ersten Tiere nur noch zehn Meter von uns entfernt. Ich lasse die Waffe fallen und ziehe die Pistole. Gleich werden sie wie eine Woge aus geifernden Mäulern über uns hereinbrechen. Während ich mit der Pistole weiter schieße, sehe ich, wie einer der Rotärmel, der, den ich als erstes auf die Meute aufmerksam gemacht habe, Panik bekommt und einem seiner Kameraden weiter hinten

ins Schussfeld rennt. Er ist sofort tot. Eine Sekunde später wird ein anderer von einem großen Tier angesprungen und beide rollen ineinander verschlungen über den Boden. Jetzt sind die ersten Hunde an mir vorbei und verwickeln viele der Verteidiger in bestialische Nahkämpfe. Ich ramme ein neues Magazin in die Pistole und schieße weiter auf die immer noch nachströmenden Tiere.

Als ich meinen Blick für einen Sekundenbruchteil hebe, sehe ich, dass der Schwarze immer noch auf der Bank steht und mich anzustarren scheint. Neben ihm die große Gestalt. Sie scheint ihm über den Kopf zu streicheln.

Mein Magazin ist wieder leer.

Eines habe ich noch.

Warum hat mich bis jetzt keines der Tiere angegriffen?

Nur noch neun Schuss.

Die letzten Tiere passieren mich kläffend und inzwischen ist nahezu jeder um mich herum auf die Viecher aufmerksam geworden. Ich sehe wie der Ivan ein besonders großes Exemplar, eines der ersten, die es an mir vorbei geschafft haben, mit einer Axt erschlägt und von sich schleudert. Aber schon springt ihn ein Weiteres von hinten an. Von seinen Leibwächtern sind jetzt nur noch zwei auf den Beinen und einer von ihnen, ein junger Kerl, schießt dem Tier von der Seite aus zweimal in den Brustkorb. Auf der Galerie ist Rolf mit seinen Männern in Bedrängnis geraten. Das plötzlich fehlende Deckungsfeuer hat die Angreifer mutiger werden lassen und drei Hunde, einer davon mit blutgetränktem Fell, hetzen an Gustav, der hinter der Barrikade den Verletzten versorgt, vorbei auf die Gruppe des Blonden zu. Einem der Tiere bohrt sich von hinten eine Kugel ins Bein, es überschlägt sich und bleibt die jaulend und wild und panisch um sich beißend am Fuß der Treppe liegen. Die beiden Übrigen fallen einen von Rolfs Rotärmeln an und der Mann geht unter ihnen zu Boden.

Mariam.

Wanda.

Endlich setze ich mich in Bewegung. Muss zu unserem Zelt. Auf dem Weg dorthin benutze ich einige Male das Messer und steche auf Hunde ein, die gerade Fleisch aus diesem oder jenem Verteidiger beißen. Nach einiger Zeit bin ich näher an die Galerie herangekommen, sehe wie Rolf seine offensichtlich leergeschossene Pistole benutzt, um einem der

Angreifer ins Gesicht zu schlagen und dem Mann anschließend mit seiner eigenen Waffe zuerst ins Bein und dann ins Herz schießt. Von seinem Stoßtrupp sind nicht mehr viele übrig, und Rolf scheint mehrere Verletzungen davongetragen zu haben. Einer von Rolfs Männern reißt einen Hund von seinem zu Boden gegangenen Kameraden weg, und als das Tier sich in den Lauf seiner Waffe verbeißt lässt er, mit einer schnellen, reißenden Drehung seines Handgelenks, einem Schritt nach hinten und einer Krümmung seines Abzugsfingers, dessen Schädel platzen. Aus der relativen Nähe kann ich die Leichen einiger der Angreifer sehen. Meistens normale, zweckmäßige Kleidung. Aber es sind auch Degenerierte darunter.

Was soll das?

Die vom Kaufhaus?

Ich kann unser Zelt jetzt sehen. Es sind noch Rotärmel in der Nähe und die Plane sieht unversehrt aus. Gerade feuern die Wachen fast synchron auf einen Hund, der vom Einschlag der Kugeln herumgerissen wird, sich überschlägt und tot liegen bleibt.

Gut.

Ich bin etwas beruhigt.

Anscheinend ist es den Angreifern nicht gelungen, die Kampfhandlungen auf die ganze Halle auszudehnen. Ich kann hören, dass auch unten in den Tunneln gekämpft wird, aber hier oben ebbt das Chaos langsam etwas ab und damit normalisiert sich auch meine Wahrnehmung der Zeit wieder.

Als ich zuerst auf meinen mit Hundeblut besudelten Arm und meine Hand, das Blut daran und das Messer darin blickte, wurde mir langsam klar, dass ich mich momentan nicht in unmittelbarer Gefahr befand und erlaubte mir, mich einmal bewusst umzusehen. In vielen der toten Rotärmel steckten Pfeile, Speere und Wurfmesser. Unter dem omnipräsenten Krachen der Schüsse, den Blitzen des Mündungsfeuers und dem Angriff der Hundemeute war mir das bislang entgangen. Rolf war auf der Galerie immer noch in Kämpfe verstrickt, aber zwischenzeitlich hatte er Verstärkung erhalten und es sah so aus, als würde er die Oberhand gewinnen. Ivan und der klägliche Rest seiner Leibwache gaben ihm jetzt wieder Deckungsfeuer und hier und da wehrte sich noch einer der Verteidiger verzweifelt gegen eines der letzten Tiere, die von der großen, bedrohlichen Meute übrig geblieben waren. Die Bank hinten auf den

Gleisen war jetzt leer. Die große Gestalt und der schwarze Hund schienen verschwunden zu sein. Wieder stellte ich mir die Frage, warum mich keines der Tiere angegriffen hatte. Überall lagen Tote und Verletzte und die Kampfschreie, die den Beginn der Schlacht bestimmt hatten, gingen über in Wehklagen und Schmerzenslaute. Ich sah, dass Gustav etwas rief, während er Blutungen stillte und Verletzte versorgte. Kurz darauf streckten zwei seiner Helfer, ein Mann und eine Frau, ängstlich den Kopf aus dem Lazarettzelt und schraken zurück, als sie das Chaos erblickten. Er selbst hatte keinen Kratzer abbekommen, und auch wenn das dicke Holz der Barrikade, hinter der er sich verschanzt hatte, schwelte und qualmte und Späne herausgeschossen worden waren und Pfeile und Wurfspeere darin steckten, so hatte sie doch gehalten und ihn vor Schlimmerem bewahrt.

Ich war hin und her gerissen, wollte zu unserem Zelt, unserem goldenen Käfig rennen, aber Rolf war auf der Galerie noch in ein Gefecht verwickelt. Mich band keine Loyalität an den Mann. Es war eher so, dass er uns in gewisser Weise beschützte, mich und Wanda und Mariam. Dass das ganze Lager uns indirekt beschützte, auch wenn wir hier gefangen waren. Auch wenn der Ivan ein sadistisches Schwein war, und Rolf ein skrupelloser Pragmatiker und Stummelzahn ein … was weiß ich. Würde das Lager, der Bahnhof fallen, an wen auch immer, dann wäre es vorbei mit der relativen Sicherheit, die wir hier genossen. Diese Sicherheit war zu kostbar, um sie aufzugeben, vor allem wenn es Winter war und die Angreifer Degenerierte oder so wie es aussah, zumindest mit ihnen paktierten. Und da waren auch noch die anderen. Die Versehrten und die Alten und … ich hörte auf zu denken und setzte mich in Bewegung, in Richtung Galerie. Mangels einer besseren Möglichkeit steckte ich das Messer, das ich immer noch krampfhaft umklammert hatte, in meine Jackentasche und zog die Pistole. Während ich vorrückte, versuchte ich, meine gesamte Umgebung gleichzeitig im Blick zu behalten. Es wurde jetzt nur noch vereinzelt geschossen und als ich Gustav, der ganz in seiner Arbeit als Arzt aufging und mich gar nicht wahrnahm, passiert und den Ivan und seine Leibwächter erreicht hatte, die ihre Waffen immer noch nach oben auf die Galerie gerichtet hatten, aber nicht mehr feuerten, hörte ich von oben Rolfs Stimme:

«Das war's. Keiner mehr hier.»

Er trat, von einigen blutverschmierten Rotärmeln begleitet, ans obere

Ende der Treppe. Jetzt richtete er das Wort an den Ivan, der zögernd seinen Revolver sinken ließ.

«Aber Du musst hochkommen und Dir das ...»

Er deutete hinter sich.

«... da draußen ansehen. Aber sei vorsichtig, dass man Dich von draußen nicht sieht.»

Bald wusste ich, was er meinte. Ivan stürmte wie ein wütender Keiler die Treppe hinauf und ließ sich kaum von Rolf bremsen, der ihn noch einmal ermahnte, vorsichtig zu sein. Ich folgte ihm dichtauf. Auch hier oben lagen überall Tote und Verletzte, nur dass es hier hauptsächlich Angreifer erwischt hatte. Nicht wie unten fast nur Rotärmel, Lagerbewohner und Hunde, und ein beißender Gestank nach Blut, aufgerissenem Gedärm und noch etwas anderem lag giftig in der Luft. Wir alle hielten uns jetzt die Hände vors Gesicht und schlichen geduckt an die zerstörte Fensterfront. Der halbrunde Bahnhofsvorplatz war leer, wenn man von den Leichen einiger von Ivans Jungs absah, die die Aufgabe innegehabt hatten, ihn zu sichern.

In der Schneedecke konnten wir die Fußspuren der Angreifer zurückverfolgen, soweit die Lichtverhältnisse es zuließen. Aber das war nicht das eigentlich Interessante. Zuerst starrte ich begriffsstutzig in die Nacht. Schließlich deutete Rolf einfach nur geradeaus, nicht auf den Boden unter uns, sondern auf die gegenüberliegenden Gebäude.

Überall war flackerndes Licht zu sehen und Schemen bewegten sich hinter den Fenstern. Und wenn ich sage überall, dann meine ich überall. Die halbzerfallenen und teilweise zerbombten Firmen- und Wohngebäude quollen über vor Aktivität. Dort, wo kein von Ivans Jungs dauerhaft verbarrikadierter U-Bahnzugang die Sicht versperrte, konnte man Bewegungen erkennen.

Wir waren eingekreist.

Belagert.

Der Ivan starrte nur vor sich hin, war nicht in der Lage, das Kommando zu übernehmen. Rolf ergriff das Wort.

«Sie haben sich von den Seiten herangeschlichen und unsere Vorposten niedergemacht. Ich weiß nicht, wie das ohne Lärm vonstattengehen konnte, aber sie haben es geschafft. Dann die Fassade

hoch, und drin waren sie.»

Um seine Worte zu unterstreichen, machte er eine kreisende Bewegung und jeder wusste, dass er den Raum voller Leichen meinte, in dem wir uns befanden.

«Die Fassade ist einfach. Kein Hindernis. Wenn man mal aus dem Fenster raus nach rechts und links schaut, findet man Seile und Leitern. Die müssen von ihnen sein. Einer klettert hoch und bringt die Seile an, der Rest folgt.»

«Aber warum der Aufwand?», warf ich ein.

«Weil sie genau wussten, wie gut der Haupteingang und das ganze Erdgeschoss gesichert sind. Sie waren gut informiert.»

«Dann ist es aber auch möglich, dass die Seile von jemandem innerhalb angebracht wurden, oder?»

Ivan und Rolf starrten mich jetzt an. Mir fiel die Vielzahl von größeren und kleineren Verletzungen auf, die die beiden sich zugezogen hatten. Streifschüsse, Kratzer, Schnitte und Bisswunden und Rolfs Gesicht war auf einer Seite bereits angeschwollen, als hätte er einen Hieb mit einer Keule abbekommen. Er konnte froh sein, dass offensichtlich kein Knochen gebrochen war. *Wir alle* konnten froh sein, dass wir noch am Leben waren. Der Ivan starrte jetzt wieder zu den Häusern jenseits des Platzes und der direkt vor ihnen halbrund verlaufenden Straße. Mit seinem grollendem Akzent sagte er:

«Belagern wollen sie uns. Maßen sich an, uns anzugreifen. Diese Maden. *Sie* sind es. Wollen mich töten. Mich töten, weil ich besser bin.»

Er richtete sich auf.

«Seht mich an!», brüllte er aus voller Kehle und trat an die zersplitterten Reste der zerschossenen und eingeschlagenen Fenster.

«Seht mich an! Ihr kriegt mich nicht!»

Noch bevor Rolf ihn bremsen konnte, zog er seinen Revolver und feuerte wahllos auf die erleuchteten Fensterscheiben ungefähr siebzig Meter von uns entfernt. Als er nachladen musste, war es eine Sekunde lang gespenstisch still.

Dann wurde das Feuer erwidert.

In den Fenstern der Gebäude ringsum zuckten Mündungsblitze auf. Es waren viele. Um uns herum surrten Querschläger durch den Raum. Rolf reagierte blitzartig, trat seinem Herrn und Meister von hinten in die Kniekehlen, um dessen Leben zu retten und er hatte Erfolg damit. Der

riesige Mann ging zu Boden und blieb, wie ein Wahnsinniger lachend, auf dem Rücken liegen.

«Hab ich doch gesagt! Ihr kriegt mich nicht!»

Einer der Rotärmel, die uns begleitet hatten, hatte nicht so viel Glück. Sein Brustkorb wurde regelrecht zersiebt, was den Ivan nur noch mehr zum Lachen brachte. Rolf schaute mich an. Wie auf Kommando schnappten wir uns jeweils einen Arm und zogen den Herrn der Ratten gleichermaßen über tote Angreifer und Rotärmel hinweg aus dem Schussfeld.

Als wir den Ivan, der sich zu unserem Glück nicht wehrte, sondern immer noch lachte wie der Irre, der er war, fast bis zur Treppe der Galerie gezerrt hatten, setzten wir uns einen Moment auf den Boden und ließen einen Trupp Rotärmel an uns vorbei stürmen, die sehen wollten, warum wieder geschossen wurde.

Und dann ließ mich etwas in meinen Beobachtungen innehalten.

Da war er wieder.

Der Gestank.

Nicht das Blut.

Nicht die aufgerissenen Därme und im Todeskampf entleerten Blasen ringsum.

Einhands widerliches Halstuch.

Das war es.

Deswegen hatte mich keines der Tiere angegriffen. Jedem einzelnen der toten Angreifer hing ein ähnlich stinkender Stofffetzen aus der Tasche. Ja, so musste es sein. Die Hunde mussten diesen Geruch als freundlich, oder als ihnen zugehörig erkennen. Gustav hatte unser Zelt damit verpestet und es musste noch genug von dem Gestank an mir oder meiner Kleidung haften, dass es funktionierte. Deswegen war wohl auch Gustav vor der Meute verschont geblieben. Wahrscheinlich trug er sogar das Tuch noch in der Plastiktüte bei sich. Auch Wanda und Mariam waren auf diese Weise die ganze Zeit sicher vor den Tieren gewesen.

Als ich bemerkte, dass Rolf, der ebenfalls inzwischen aufgestanden war und auf das verwüstete Schlachtfeld unter uns geschaut hatte, mich ansah, erklärte ich ihm in knappen Worten meine Theorie. Auch der Ivan schien zugehört zu haben, denn sein irres Gelächter ebbte langsam ab. Während ich meine Gedanken sortierte und der Ivan sich vom Boden hochrappelte, übernahm Rolf das Kommando. Er hatte verstanden. So laut

er konnte, brüllte er in den Bahnhof hinein:

«Alle hierher! Alle zu mir!»

Ivan, der wohl begriffen hatte, dass ihm langsam aber sicher die Befehlsgewalt zu entgleiten drohte, stimmte in die Rufe mit ein. Bald hatten sich alle Rotärmel, die sich noch auf den Füßen halten konnten, am Fuß der Treppe versammelt und auch aus den Treppen, die nach unten zu den U-Bahn-Gleisen führten, ergoss sich ein steter Strom aus Rotärmeln, Zivilisten und Versehrten. Mein Herz machte einen Sprung, als ich weit hinten in der Menschenmenge Mariam entdeckte, die sich ein wenig furchtsam an Wanda drängte. In meinem Kopf machte sich bald Verblüffung breit, als ich bemerkte, dass die beiden Kleidung trugen, die ich noch nie zuvor an ihnen gesehen hatte. Die Verblüffung machte tatsächlicher Überraschung Platz, als ich sah, dass Wanda bewaffnet war. Und einen Rucksack auf den Schultern trug. Bis jetzt schien keiner von Ivans Jungs Anstoß daran zu nehmen.

Gut.

Trotzdem ...

Klar, nachdem die Wachen vor unserem Zelt, wie jeder andere, dem Rufen ihrer Anführer gefolgt waren, war der Weg für die beiden frei gewesen. Verdammt, so sehr ich es Wanda nachfühlen konnte, dass sie endlich handeln wollte, endlich etwas tun wollte, so sehr tat mir der Gedanke weh, dass sie Mariam mitten durch dieses entsetzliche Schlachtfeld führte.

Und was sollte der Rucksack?

Wollte sie fliehen?

Jetzt?

Entgegen unserer Abmachung?

Mitten im Winter und während wir belagert wurden?

Gerade als ich zu ihnen hinunter gehen wollte, legte mir der Ivan mit einem falschen, väterlichen Lächeln die Hand auf die Schulter. Jedes Gemurmel, jedes ängstliche Flüstern und jedes leise Gespräch in der Menge verstummte, als er den anderen Arm in die Luft hob.

Seine Ansprache war pathetisch und schnell vorüber.

Ja, wir wurden angegriffen, aber die Angreifer waren fürs Erste zurückgeschlagen worden. Jetzt sei es an der Zeit zu zeigen, was in uns steckte. Wir müssten felsenfest zusammenhalten. Jede Frau, jeder Mann und jedes Kind, egal ob Rotärmel, Zivilist oder Versehrter, einfach jeder

war angehalten, seinen Beitrag zu leisten, dann würde man obsiegen.

In dieser Manier ging es noch eine kleine Weile weiter und dann, zum Schluss, sagte er:

«Um die praktischen Belange dieser Angelegenheit werden sich ...»

Er riss mit großspuriger Geste gleichzeitig meinen und Rolfs Arm nach oben.

«... diese beiden hier kümmern!»

Die Menschenmenge unter uns zeigte keine Regung, was ich sehr unheimlich fand. Weder Hochrufe noch Murren. Weder wild in die Halle gebrüllte Fragen, noch wütende Schuldzuweisungen für all die Toten.

War das der Schock?

Jetzt trat Ivan zwei Schritte zurück und blieb, mit hinter dem Rücken verschränkten Armen, hinter mir und Rolf stehen. Rolf bemerkte, dass ich völlig überrumpelt war, und ergriff die Initiative. Während der Anweisungen gab, eine Befehlskette etablierte, Wachen einteilte und sich Berichte über die Lage in den Tunneln geben ließ, hob ich meinen Blick und schaute durch die große Bahnhofshalle mit dem teilweise zerbombten Kuppeldach und über die Gleise hinweg in die Nacht.

Von dort waren die Hunde gekommen. Die Hunde und der Mann, der ihnen befahl. Dann brachen die Anstrengungen der gestrigen Nacht und des heutigen Tages bleischwer über mich herein und so konzentrierte ich mich nur noch darauf, aufrecht zu stehen, solange noch alle Blicke auf Rolf und mich gerichtet waren.

Das hier war noch nicht vorbei.

Irgendwann war Rolf fertig mit Delegieren und inzwischen barst die Halle vor Aktivität. Es wurden Waffen und Munition herangeschafft, mit allen möglichen und unmöglichen Dingen weitere Barrikaden errichtet oder verstärkt, Scharfschützen und Späher positioniert und Leichen beiseitegeschafft, wobei auf meine müde genuschelte Anweisung hin die Leichen der Angreifer von denen der Verteidiger getrennt aufgehäuft wurden.

Naja, eigentlich geschah das auf Rolfs Anweisung hin, der meine Worte lauter und deutlicher wiederholt hatte. Der Ivan war, nachdem er seine Leibwache wahllos aus verwirrt herumstehenden Rotärmeln aufgestockt hatte, wieder in seinem Zelt verschwunden. Gustav hatte sich

ganz ähnlich verhalten.

Er hatte sich jeden geschnappt, der von Rolf noch keine Anweisung erhalten hatte, und damit begonnen, die Versorgung der Verletzten im Lazarettzelt und um das Lazarettzelt herum zu organisieren. Immer noch neben Rolf auf der Galerie stehend, beobachtete ich, wie Rotärmel mit grimmigen Mienen in Zweiergruppen umhergingen und denen, die so schwer verletzt waren, dass sie keine Überlebenschance hatten, den Gnadenstoß gaben und alles Nützliche, also Waffen und Munition, aber auch Lebensmittelrationen, Schnapsflaschen und andere Ausrüstung von ihren toten Freunden plünderten und an einer zentralen Stelle in der Halle anhäuften.

Es war ein bizarres, erschreckendes Schauspiel, wenn einer von ihnen dem Todgeweihten die Hand hielt und beruhigend auf ihn ein redete, und der andere, einem Todesengel gleich, hinter dem Unglücklichen die Axt hob. Zwar war ich schon hin und wieder Zeuge von solchen Verfahrensweisen geworden, seitdem der Krieg unsere Welt in den Wahnsinn gestürzt hatte - doch das hier wirkte aufgrund der Vielzahl von Sterbenden, die von ihrem Leid erlöst werden mussten, auf unbeschreibliche Weise. Jedem einzelnen der unfreiwilligen Todesengel war es hoch anzurechnen, dass sie so gut es ging versuchten, die Betroffenen nichts spüren zu lassen und bei den meisten gelang es auch ganz gut. Für sie wurde es, wie mit einem Fingerschnippen, einfach schwarz und dann war es vorbei. Hin und wieder schien aber auch ein Verletzter zu spüren, was sich gleich abspielen würde und versuchte, sich zu wehren, klammerte sich an den letzten Funken Leben und kämpfte mit dem letzten Rest seiner Kraft, um sich aus dem Griff der unglücklichen Engel zu befreien.

Das Grauen dieser Szenen spiegelte sich in den Gesichtern der Männer und Frauen wieder und nicht wenige von ihnen sanken nach getaner Arbeit an Ort und Stelle auf dem blutigen Boden nieder, verbargen ihre Augen mit den Händen und schaukelten, leise wimmernd, mit dem Oberkörper hin und her.

Rolf, obwohl ich noch Einiges mit ihm zu bereden gehabt hätte, hinter mir zurück lassend ging ich zwischen den Todesengeln, den Arbeitern und durch das Chaos hindurch wie ein Schlafwandler auf Wanda und Mariam zu.

Wanda hatte ihren Rucksack abgenommen und Mariam saß darauf,

während Wanda neben ihr kniete und auf beruhigende Weise mit ihr sprach.

Ich behielt die beiden, das Elend um mich herum aus meinen Gedanken ausblendend, genau im Auge, als ich mich auf sie zu bewegte. Sie waren in dicke Kleidung gehüllt, die irgendwie *falsch* war. Zuerst kam ich nicht darauf, aber bald sah ich, dass die Falten nicht so fielen, wie sie es bei den anderen Kleidungsstücken getan hätten.

Als ich näher an die beiden herankam und auch sie mich bemerkt hatten und mir entgegenblickten, erkannte ich den Grund für das seltsame Aussehen. Die Sachen waren verstärkt worden. Der ohnehin schon grobe, dunkle Stoff der Hose, die Wanda trug, war bedeckt mit Flicken aus dickem Leder und aufgenähten und auf abenteuerliche, aber solide wirkende Weise befestigten Metallteilen. Große Unterlegscheiben, Streben, flache Schraubenschlüssel und Zentimeter dicke Rohre steckten in aufgenähten Mini-Taschen und Schlaufen aus Leder und doppelt verstärktem Stoff, waren mit Drähten und Schnüren fixiert und dabei so geschickt angeordnet, dass die Knie beweglich blieben. Ich ließ meinen Blick von oben bis unten über die beiden wandern. Sie trugen unter ihren dicken, aber offen stehenden Winterjacken Westen, die auf ähnliche Weise bearbeitet worden waren.

Unwillkürlich fragte ich mich als Erstes, wie viel diese improvisierte Schutzkleidung wohl wiegen mochte und direkt danach wurde mir klar, dass Mariam und Wanda die ganze Zeit, in der ich mich draußen auf Patrouille herumgetrieben hatte, daran gearbeitet haben mussten. Später, als wir Zeit hatten, etwas ausführlicher miteinander zu sprechen, würde Wanda meine Annahme bestätigen.

Nachts, immer wenn ich weg oder völlig erschöpft auf meiner Pritsche eingeschlafen war, war Mariam vorsichtig unter der Zeltplane hervorgekrochen, hatte die Wächter umschlichen und war auf die Suche nach Werkzeug und anderem brauchbaren Material gegangen. Nach den ersten dieser abenteuerlichen Ausflüge hatte sie sich dann mit Tommy, einem versehrten Jungen, der mit seinem Vater zusammen einen abgetrennten Platz von wenigen Quadratmetern, aber immerhin mit einem Zelt darauf, auf den U-Bahn-Gleisen bewohnte, und der in ihrem Alter war, angefreundet.

Wie sich herausstellte, war der Junge äußerst findig im Organisieren von Lebensmitteln und anderen nützlichen Dingen und half dem neuen,

scheinbar geheimnisvollen Mädchen gerne, und so hatte Wanda bald alles, was sie brauchte, um sich zu beschäftigen und sich die zähe Langweile ihrer Gefangenschaft erträglicher zu machen. Ich nahm mir noch etwas mehr Zeit, um die beiden genauer zu mustern. Die Schutzkleidung ließ ihre Körper massiger wirken und glich auf diese Weise zumindest optisch die Entbehrungen aus, die die beiden hinter sich hatten.

Als ich sie erreichte, versuchte ich ein kleines Lächeln zustande zu bringen aber in ihren Mienen konnte ich ablesen, dass es wohl nicht so ganz funktioniert hatte. Eine Sekunde standen wir voreinander, mitten im Chaos, und von der Galerie her waren vereinzelt Schüsse zu hören.

Die Rotärmel hielten unsere Angreifer in Scharfschützenmanier in Schach. Aber es war kein wirkliches Feuergefecht. Vielmehr schienen die Kugeln sagen zu wollen: *Passt bloß auf, dass ihr uns nicht zu nahe kommt!*

Schließlich, noch bevor ich etwas sagen konnte, wies Wanda Mariam mit einer kleinen Bewegung ihrer Hand an, aufzustehen. Mariam gehorchte sofort und begann an den Verschlüssen des Rucksacks herumzunesteln. Als das Behältnis endlich geöffnet war, griff Wanda, immer noch schweigend, hinein und zog eine weitere, verstärkte Weste hervor, die sie mir hinhielt.

«Hier. Die ist für Dich.»

Ich nahm das schwere Kleidungsstück entgegen und betrachtete es genauer. Kugelsicher war man damit sicherlich nicht, aber es erhöhte die Überlebenschancen durchaus. Die Weste war ähnlich gearbeitet, wie die Sachen, die Wanda und Mariam trugen. Zwei Eisenrohre schützten die Wirbelsäule, andere die Schultern und auf der restlichen Fläche war ein wildes Sammelsurium von Teilen verarbeitet. Zumindest vor Hieben war man mit der Weste vermutlich ziemlich gut geschützt und was Pfeile und Kugeln anging - nun ja, immerhin bestand wenigstens die vage Möglichkeit, dass ein Geschoss von den angebrachten Metallteilen abprallte. Ich bezweifelte zwar stark, dass diese Annahme ihre Gültigkeit auch bei Jagd- und Sturmgewehren behielt, aber bei kleinkalibrigen Pistolenschüssen und Querschlägern, mochte man vielleicht Glück haben.

«Die Hose, die wir für Dich gemacht haben, ist nicht fertig geworden - aber wir haben noch das hier.»

Während ich meinen Parka ablegte, um die Weste Probe zu tragen, betrachtete ich die beiden beinahe identischen Gegenstände, die sie mir hinhielt. Zwei Schienbeinschoner der Marke Oreily. Beinahe musste ich

laut lachen, als ich den Werbeaufdruck las. Auch diese Gegenstände waren von den beiden verstärkt worden und an einem von ihnen war ein Survival-Messer samt Scheide befestigt. Keine Ahnung, wie sie da herangekommen waren.

«Ja. Danke», sagte ich, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte sagen sollen. In dem Wort steckte deutlich mehr als bloße Höflichkeit. In diesem Moment steckte in ihm die Erkenntnis, das Wanda und Mariam keineswegs vorgehabt hatten, ohne mich aus Ivans Lager zu fliehen. Sie hatten weder das Vertrauen in mich, noch die Geduld mit mir verloren. Sie hatten einfach nur das Beste getan, was sie in ihrer Situation hatten tun können.

«Danke», sagte ich noch einmal, gab Mariam einen Kuss auf die Wange und nickte Wanda langsam zu.

Dann erzählte ich ihnen, was passiert war, während sie beide noch im Zelt gefangen gewesen waren. Als ich fertig war, betrachtete ich die zwei noch einmal.

«Macht was mit Euren Haaren, wenn ihr schon hier draußen sein wollt. Momentan beachtet Euch keiner, aber wenn der Ivan wieder aus seinem Zelt kriecht und Euch entdeckt, weiß ich nicht was passiert. Er ist eine tickende Zeitbombe im Moment und ich will nicht, dass Euch ...»

Ich brach ab. Am liebsten hätte ich *befohlen*, dass die beiden sich irgendwo ein Versteck suchen sollten. Aber wo war es noch sicher? Zurück ins Zelt? In den goldenen Käfig? Wir waren soeben von allen Seiten angegriffen worden. Gut geplant und sorgsam orchestriert. Nach dem, was ich mit halbem Ohr aufgeschnappt hatte, war es in den Tunneln zum noch heftigeren und verlustreicheren Kämpfen gekommen, als hier oben. Und was die Wachen an den oberirdischen Bahngleisen anging, über die die Hunde in die Halle eingefallen waren - ich glaubte nicht, dass auch nur eine von ihnen den Angriff überlebt hatte. Nein, das Zelt hatte seine Schutzfunktion verloren. Jetzt war es dort ebenso gefährlich wie überall sonst auch. Davon abgesehen, konnte ich die beiden zu nichts zwingen, zumal ich verstand, was für ein widerliches Gefühl Machtlosigkeit in einer Seele erzeugen konnte.

Die Weste wog schwer auf meinen Schultern und mir wurde einmal mehr bewusst, dass ich völlig erschöpft war. Das Gewicht der Schienbeinschoner, die ich erprobte, indem ich einige Schritte hin und her ging, tat sein übriges.

Was soll's. Es musste einfach irgendwie gehen.

Zu meiner großen Erleichterung machte Wanda nach kurzer Zeit den Vorschlag, Mariam bei Tommy unterzubringen. Das Gleis, auf dem er lebte, war ungefähr in der Mitte des unterirdischen Bahnhofskomplexes und deswegen weitest möglich von allen etwaigen Fronten entfernt. Mariam stimmte zu, denn sie machte sich ohnehin Sorgen um ihren neuen Freund. Schon seit einigen Stunden vor dem Angriff hatte sie ihn nicht mehr gesehen und sie wollte wissen, wie es ihm ergangen war. Ich stimmte zu und Wanda sagte, dass sie bei den beiden Kindern bleiben wollte. Vielleicht könnte sie dort unten eine zusätzliche Verteidigung organisieren. Darüber hinaus wäre sie auf diese Weise aus Ivans Blickfeld heraus.

Der Russe war für uns momentan wahrscheinlich genauso gefährlich wie unsere Belagerer, und früher oder später würde er sicherlich damit beginnen, im Lager umher zu walzen und Befehle zu brüllen. Er durfte sie nicht zu sehen bekommen.

Fürs Erste schien diese Lösung für uns alle am akzeptabelsten sein. Die beiden hatten sich inzwischen irgendwelche Lumpen um den Kopf gewickelt und die Haare darunter verborgen. Jetzt sahen sie ein wenig aus wie bizarre Wüstennomaden und ihr Beinahe-Partnerlook, gepaart mit dem Größenunterschied, brachte mich zum Lächeln. Als ich den beiden dann zusah, wie sie sich ihren Weg durch das aufgeschreckte, unter Schock stehende Lager bahnten, bestätigte ich mir noch einmal selbst, dass es so am besten war. Wanda trug ein schweres Eisenrohr in der Hand und an ihrer Hüfte hatte ich eine Pistole gesehen. Mariam hatte zwar nur ein kleines Messer am Gürtel, aber das machte nichts. Wenn es sein musste, würde Wanda wie eine Löwin für sie kämpfen. Das wusste ich.

Ich suchte nach Rolf, fand ihn aber nicht gleich. Als ich nach ihm fragte, wies mir ein Rotärmel, einer der Todesengel den Weg, der aus der Nähe betrachtet erschreckend jung aussah und dem das in den letzten Minuten Erlebte immer noch deutlich sichtbar in den Knochen steckte, indem er schwach in Richtung Galerie nickte. Rolf war also wieder oben.

Um mich herum wurde nach wie vor gearbeitet. Ich schlängelte mich durch das Chaos und versuchte, keinem der fieberhaft Beschäftigten im Weg herum zu laufen. Auf der Galerie und bei dem Raum angekommen, aus dem wir vor Kurzem noch den wie irre lachenden Ivan herausgezogen hatten, fand ich Rolf dann.

Er wies gerade einen Rotärmel mit einem Jagdgewehr in Händen an, ein bestimmtes Fenster in einem der Gebäude auf der anderen Seite des Bahnhofsvorplatzes im Auge zu behalten, und der Mann nickte eifrig. Ich rief Rolf von hinten an, und er drehte sich zu mir um. Selbst seinem steinernen Gesicht waren der Schlafentzug und der Stress inzwischen anzusehen, aber er war dennoch klar und voll konzentriert.

«Ja? Was willst Du?»

Ich berichtete ihm erneut von meinen Beobachtungen, was die Hunde und die Stofffetzen anging. Eine Weile sah er mich einfach nur an, dann machte er eine Geste, die sagen wollte: *Wenn du denkst, dass es etwas bringt nur zu.*

Und dann gab er mir grünes Licht, mir ein paar Jungs zu schnappen und meinen Plan zu verwirklichen. Als ich mich umdrehte und der zerschossenen und inzwischen durch bemannte Barrieren verstärkten Fensterfront den Rücken kehrte, sah ich aus dem Augenwinkel, wie Rolf sich eine Tablette aus einem Röhrchen in die Hand schüttelte und trocken hinunter schluckte.

Schmerzmittel?

Koffein?

Ich war versucht, ihn darauf anzusprechen, denn ein wenig chemische Energie hätte mir ebenfalls gut getan, aber ich ließ es dann doch bleiben und machte mich ans Werk. Ich wies ein paar Jungs an, mit mir mitzukommen und sie trotteten zögernd hinter mir her, direkt auf den Leichenhaufen zu, zu dem die getöteten Angreifer aufgetürmt worden waren.

Rolf war so pragmatisch gewesen wie eh und je, als er Anweisung gegeben hatte, die Toten an der Wand, die die Halle vom Bahnhofsvorplatz abgegrenzte, aufzuschichten, und ihnen so noch eine nutzbringende Funktion als Barriere und Kugelfang zuzuweisen. Einen der Jungs, die mir folgten, kannte ich von meinen Patrouilleneinsätzen. Sein Name war Andreas, wenn ich mich recht erinnerte. Groß, etwas schwammig, noch die letzten Reste seines Babyspecks im rosigen Gesicht. Jetzt, nachdem ich meine Anweisungen gegeben hatte, war er so blass wie alle anderen. Es gab einiges Murren und Nörgeln, aber als ich ihnen klargemacht hatte, warum sie besser tun sollten, was ich von ihnen verlangte, fügten sie sich.

Leiche für Leiche wurde von uns gefleddert und nicht nur meine neuen

Untergebenen spuckten ihren Mageninhalt in die Halle. Auch ich musste mich mehrmals übergeben, so intensiv war der Gestank. Ich hoffte sehr, dass ich Recht hatte und dass unsere Beute die Anstrengungen wert sein würde, als ich auf den widerlichen Lumpenhaufen herunterblickte, der das Ergebnis unserer Bemühungen darstellte.

Wenn die verhältnismäßig kurze Zeit im Zelt, in der ich diesem Gestank ausgesetzt gewesen war, schon ausgereicht hatte, um dafür zu sorgen, dass die Hunde mich nicht angegriffen hatten, dann war es doch naheliegend anzunehmen, dass schon ein kleines Stück einer dieser Lumpen ebenfalls ausreichen würde, um seinen Träger vor den abgerichteten Tieren zu schützen. In der Zwischenzeit hatten wir uns schon fast an den Mief gewöhnt und so saßen wir nun, nachdem wir die makabere Barriere wieder errichtet hatten, gemeinsam im Kreis auf dem Boden und schnitten die Stoffstücke auseinander. Es würde nicht für alle von uns reichen, aber es sollten so viele Lagerbewohner und Rotärmel wie möglich einen der übelriechenden Talismane erhalten.

Ich selbst brachte dann einige der stinkenden Fetzen hinunter zu Tommys Gleis, um sicher zu sein, dass Mariam, Wanda und ein paar der Versehrten, die dort unten ihr Dasein fristeten, zumindest vor den Hunden sicher waren.

Irgendwie hatte ich erwartet, dass dort, zumindest im Großen und Ganzen, alles so sein würde wie immer, aber die Gesichter der Kranken und Verkrüppelten schienen noch ein ganzes Stück ängstlicher und verzweifelter auszusehen, als bei den vorherigen Gelegenheiten, bei denen ich dort vorbei gekommen war.

Ich erfuhr bald, dass eine Hand voll Angreifer bis zu dem Gleis vorgedrungen war, und nachdem sie von einigen Rotärmeln von ihren Kameraden abgeschnitten und eingekreist worden waren, aus Angst und Panik wahllos auf alles gefeuert und eingedroschen hatten, was atmen konnte. Es hatte viele Tote und Verletzte auf dem Gleis gegeben, deren grässliches Wimmern und Schreien die Tunnel erfüllte hatte, bevor es den Rotärmeln und den Versehrten mit vereinten Kräften gelungen war, den Angreifern den Garaus zu machen.

Erst hatte ich Wanda und Mariam nicht finden können, und je länger ich suchte, desto mehr wollten Adrenalin und Angst die Kontrolle übernehmen, aber dann entdeckte ich sie schließlich doch.

Wanda war damit beschäftigt, einigen, von diversen Verwachsungen

abgesehen, noch halbwegs gesund wirkenden jungen Männern und Frauen die Lage zu erklären, und Mariam saß, zusammen mit einem Jungen, der eigentlich ganz normal aussah, auf dem Boden und unterhielt sich leise mit ihm.

Das musste Tommy sein.

Ich sah zu, dass Wanda und Mariam als erste einen der elend miefenden Stofffetzen bekamen und drückte einem der jungen Kerle den Rest des Bündels in die Hand, damit er sie verteilen konnte. Wanda war ja im Bilde und würde die Verteilung der Lumpen überwachen. Als ich mich gerade umgedreht hatte um wieder zu gehen, hielt ich noch einmal inne, stellte mich Tommy vor und dankte ihm für seine Hilfe. Er lächelte kurz und etwas scheu und drückte mir wortlos einen schon halb zerlaufenen Schokoriegel in die Hand.

Er hatte Angst wie alle anderen auch.

Kein Wunder.

Kauend ging ich zurück nach oben in die Halle und spürte, wie der Zucker meine Müdigkeit ein wenig verdrängte.

Noch hatte ich mich nicht an das Gewicht der Weste gewöhnt und ließ meine Schultern unbehaglich kreisen. Ich würde mich besser fühlen, dachte ich, wenn ich Stummelzahn finden könnte, um an meine Armbrust und an den Rest meiner Sachen zu gelangen. Aber vorher musste ich erneut mit Rolf reden.

Auf dem Weg zu ihm fand ich neben einem nicht mehr funktionsfähigen, zerschossenen Getränkeautomaten, der heute jemandem als Deckung gedient zu haben schien und so wenigstens auf diese Weise noch einmal nützlich gewesen war, eine Pistole mit vollem Magazin. Es klebte noch etwas Blut daran. Ich wischte sie achtlos an meinem Parka ab und steckte sie ein.

Zwei waren besser als eine.

Rolf fand ich dann dort vor, wo ich ihn verlassen hatte: Den Feind beobachtend, in den Außenräumen der Galerie. Mir fiel auf, dass schon lange kein Schuss mehr gefallen war. Vermutlich hatten sich die Angreifer inzwischen mit unserer Gegenwehr arrangiert und hatten ihre Fenster ebenfalls verbarrikadiert oder waren in weiter hinten liegende Räume der besetzten Gebäude ausgewichen. Rolf drehte sich zu mir um, ganz so, als habe er gespürt, dass ich im Raum war. Sechs Rotärmel mit Jagd- und Scharfschützengewehren behielten über die Läufe ihrer Waffen hinweg

den Vorplatz im Auge. Falls Rolf meine neue Garderobe bemerkte, sagte er nichts. Ich trug ohnehin meinen Parka wieder über der Weste und der Mann hatte wahrlich andere Dinge im Kopf.

«Gut, dass Du kommst. Ich habe mir schon Sorgen gemacht, dass Du zu viel gekriegt haben könntest und irgendwo rumliegst und heulst.»

Seine Augen funkelten spöttisch.

«Egal, das da …»

Er zeigte in die rechte Ecke des Raumes. Dort lehnte ein Sturmgewehr an der Wand. Eines von denen, die ich entdeckt hatte, glaube ich, und daneben lagen vier Magazine, sowie meine Armbrust und meine Machete.

«… ist jetzt Deins.»

Ich nahm es an mich und verstaute die Magazine in meinen Taschen, während Rolf mich dabei beobachtete.

«Mann-oh-Mann, die haben uns wirklich ganz schön in die Zange genommen», wandte sich Rolf schließlich wieder an mich. Ich nickte.

«Das war gut geplant, ganz klar.»

Er stimmte mir zu und sagte dann:

«Ich habe eine Weile nachgedacht und ich glaube nicht, dass der Angriff von innen heraus vorbereitet war. Sie haben ganz klar mit weniger Widerstand gerechnet, sonst wären sie sofort mit all ihren Männern über uns hergefallen. Das haben sie aber nicht getan.»

Ich widersprach ihm.

«Und was, wenn ihnen der Angriff nur Gelegenheit geben sollte, sich in den Gebäuden uns gegenüber einzurichten? Ein Ablenkungsmanöver?»

Der Blonde strich sich über das Kinn.

«Glaube ich nicht. Zu viele Verluste auf ihrer Seite. Aber mir ist das alles zu viel *könnte* und *vielleicht*. Wir wissen gar nichts, außer dass sie die Hunde kontrollieren und dass welche von Deinen *speziellen Freunden* mit dabei sind. Am Ende sind die alle wegen Dir hier, hm?»

«Wohl kaum», wehrte ich ab.

Im Schnelldurchgang erzählte ich Rolf noch einmal, dass ich mich mit einer verhältnismäßig kleinen Gruppe der Degenerierten angelegt hatte, die, wenn diese perverse Bibel von Da Silva Gültigkeit hatte, voneinander unabhängig agierten. Ich erzählte ihm auch von den Geboten des Irren, und schloss mit dem Satz:

«Eins ist sicher. Wenn die uns fertig gemacht haben, also *falls* das geschieht, dann sind ihre Verbündeten als Nächste dran. Und was weißt

Du eigentlich über die? Wer sind die? Die vom Kaufhaus, von denen gesprochen wurde?»

Rolf dachte einen Moment lang nach, dann erwiderte er:

«Ja, könnten tatsächlich die vom Kaufhaus sein. Vielleicht ist ihnen das Futter ausgegangen. Könnte aber auch eine Gruppe von irgendwo anders her sein, die einen neuen Platz für sich sucht.»

Er zuckte mit den Schultern.

«Wir haben gar keine Ahnung von gar nichts, was diese Leute angeht. Ich weiß nur, dass wir nicht genug Männer haben, um die Gleise abzusichern. Die Tunnelwachen sind jetzt verstärkt und können kaum überrannt werden, weil es dort unten recht eng zugeht, aber zu den Gleisen hin ...»

Er zuckte zusammen, als aus der Ferne ein Schuss erklang und drei der Scharfschützen neben uns das Feuer erwiderten, obwohl der Schuss nicht uns gegolten hatte.

«Scheiße! Spart mit den Kugeln!», knurrte er die Rotärmel an, bevor er sich wieder mir zuwandte.

«Gustav hat alle Hände voll zu tun da unten. Vorhin habe ich einen von den Jungs hingeschickt, um sich mal nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Er meinte, dort unten im Lazarett geht es zu wie im Schlachthaus.»

Das glaubte ich Rolf sofort, denn ich hatte selbst gesehen, wie die Angreifer unter den Ratten gewütet hatten.

«Ich habe jetzt alle Munition an Knotenpunkte und Außenposten verteilen lassen. Aber noch so ein Feuergefecht, wie das von vorhin, und wir sind praktisch wehrlos. Gustav ist mit den Medikamenten auch am Ende. Die einzigen Dinge, von denen wir wirklich genug haben sind Essen, Strom und Wasser.»

«Na, immerhin das», erwiderte ich. «Solange sie nicht merken, dass wir Munition sparen müssen, können wir sie vielleicht noch eine Weile in Schach halten. Vielleicht sollten ein paar unserer Leute sicherheitshalber auch die Bögen und die Wurfwaffen einsammeln.»

«Habe ich schon veranlasst. Angenommen wir können sie tatsächlich noch hinhalten, wie soll es dann weitergehen? Angreifen können wir sie nicht. Nicht direkt. Die würden uns einfach abknallen wie auf dem Schießstand, wenn wir unsere Nasen auf dem Platz zeigen.»

Da war ich einer Meinung mit ihm. Die taktische Lage war wirklich,

wirklich mies.

«Bald geht die Sonne auf. Dann sehen wir vielleicht ein wenig mehr.»

Rolf brummte zur Antwort.

«Ich glaube nicht, dass uns gefallen wird, was wir dann sehen werden.»

«Wie viele haben wir eigentlich verloren?»

«Auf den Haufen liegen dreiundvierzig von uns und sechsundzwanzig von denen. Im Lazarett haben wir noch mal mindestens achtzehn liegen. Tendenz abnehmend.»

Als das gesagt war, beschlossen wir, für den Moment lieber aufzuhören, uns einen Kopf zu machen. Die Scharfschützen hatten den Platz im Blick und würden Alarm schlagen, falls von dort ein neuer Angriff auf uns zu rollen sollte. Die Tunnelposten waren ebenfalls wieder bemannt und durch zusätzliche Barrikaden befestigt worden.

«Komm mit. Ich will mir jetzt die Gleise ansehen», forderte Rolf mich auf und ging voran.

Am Ende eines jeden Gleises waren bisher zwei Rotärmel postiert gewesen, von denen jetzt nicht mehr das Geringste zu sehen war. Die Schienen, die vom Bahnhof wegführten, waren überwuchert von Sträuchern und mickrigen, jungen Bäumen, die sich unter ihrer Schneelast krümmten.

Wir gingen Gleis für Gleis ab und fanden - nichts.

Keine Spuren von den Wachen, die dort Dienst gehabt hatten und keine Spur eines Kampfes. Auf keinem der Gleise. Erst als wir auf dem Bahnsteig angekommen waren, von dem aus die Hunde in den Bahnhof eingedrungen waren, fanden wir Hinweise auf das Geschehen. Die Spuren von vielen Tieren, die aus dem vereisten Dickicht kamen. Und die Spuren eines einzelnen Menschen. Sie waren annährend im Gänsemarsch geradewegs auf das Gleis zu marschiert und hatten sich hier gesammelt, bevor sie ihren irren Sturmlauf begonnen haben.

Die Abdrücke im Schnee waren eindeutig und kinderleicht zu lesen. Rasch untersuchten wir die Umgebung der restlichen Gleis-Enden.

Nichts.

Keine Leichen.

Keine Patronenhülsen.

Keine weiteren Fußspuren.

Weder von Mensch, noch von Tier.

Ich war nicht sicher, ob ich Rolf die Bedeutung dieser Tatsachen wirklich erklären musste, tat es aber dennoch.

«Rolf, hier war niemand, als die Hunde gekommen sind. So wie es hier aussieht, müssen alle Wachen ihre Posten bereits verlassen haben, bevor es losging. Nur dieser eine Rotärmel, den ich gesehen habe, der, der vermutlich von dem großen Schwarzen getötet worden ist, war auf dem Gleis gewesen.»

«Ja. Das war Bernd. Den verwenden wir inzwischen vorne als Kugelfang. Scheiße ... aber ... aber das kann doch nicht wahr sein», murmelte Rolf in sich hinein.

«Unmöglich!»

«Rolf. Wer hat das Kommando über die Gleiswachen?»

Für einige Sekunden starrte der blonde Mann in die Nacht. Ich konnte seine Zähne knirschen hören.

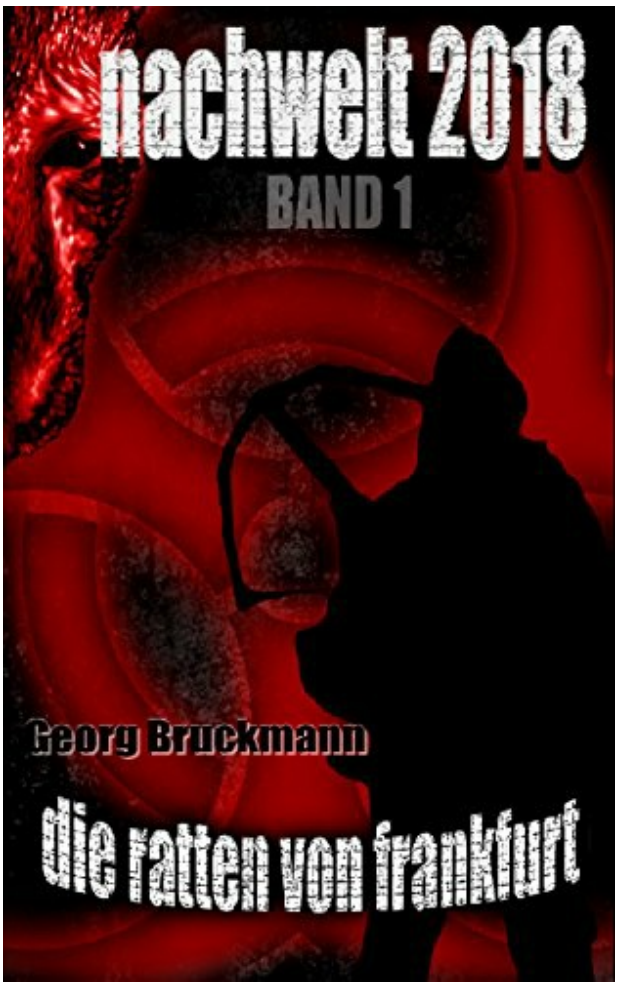
Dann sagte er einen Namen.

Ende der XXL-Leseprobe

Ich hoffe, ich konnte Sie mit diesem eBook erfolgreich in die düstere und blutige Welt von NACHWELT 2018 eintauchen lassen.

Sie können die offizielle Reihe hier weiterverfolgen:

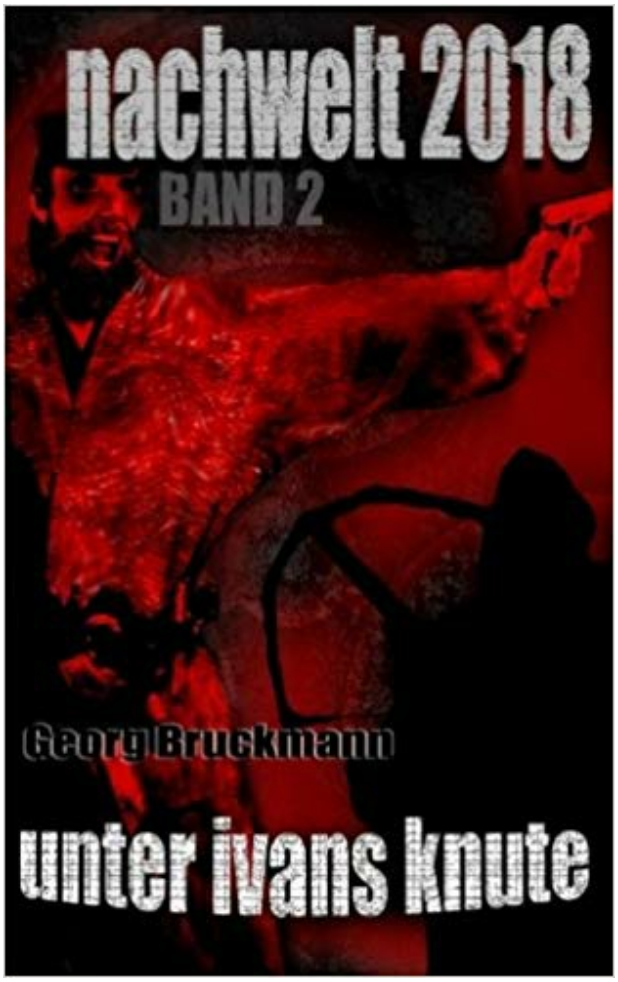
Band 1 - Die Ratten von Frankfurt



eBook

Taschenbuch

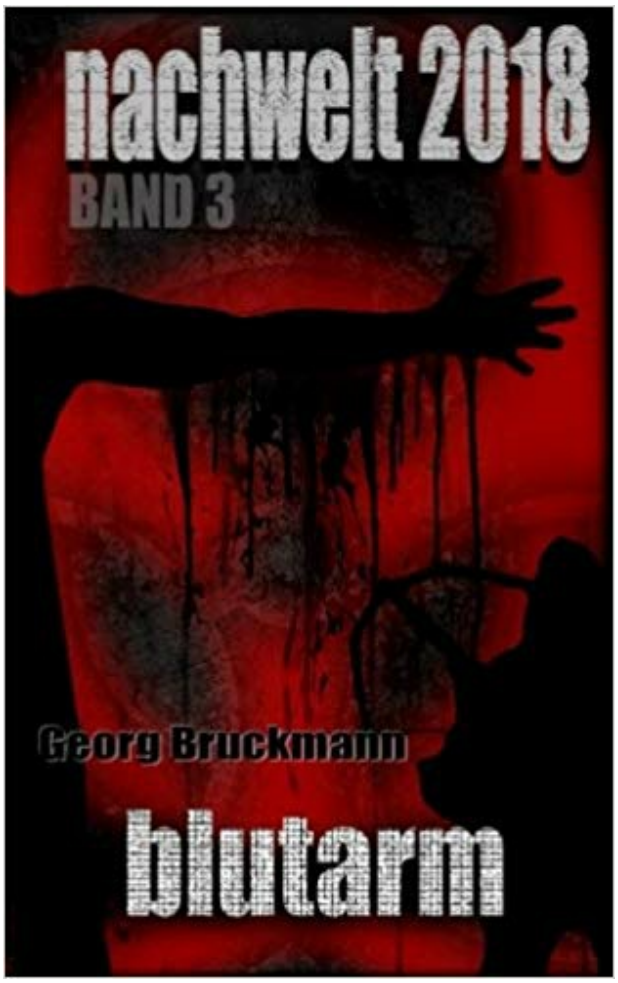
Band 2 - Unter Ivans Knute



eBook

Taschenbuch

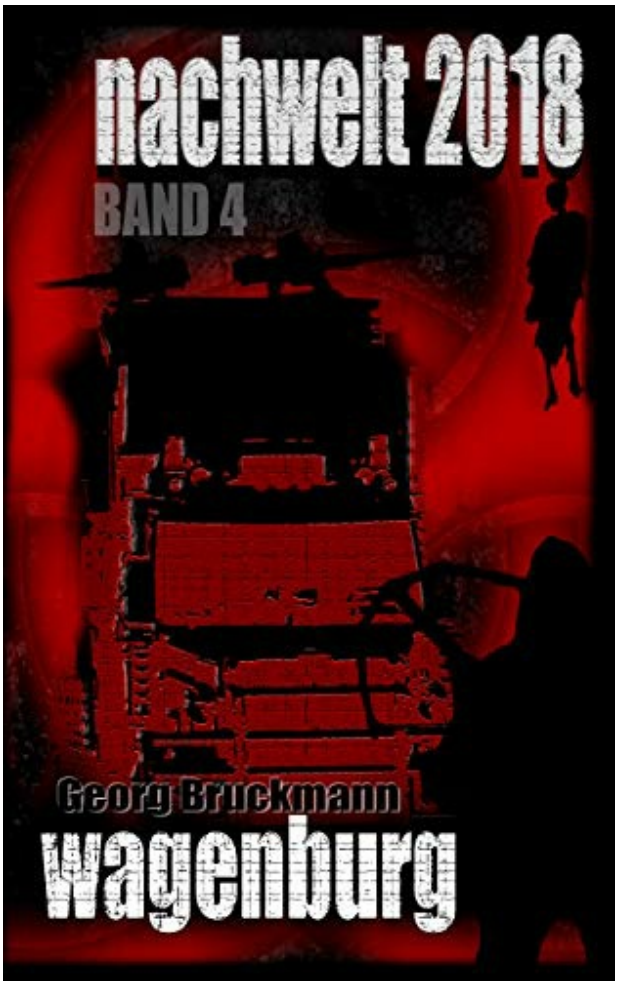
Band 3 - Blutarm



eBook

Taschenbuch

Band 4 - Wagenburg



eBook

Taschenbuch

Bald erhältlich:

Band 5 - Brenner

Band 6 – Kolosseum

Mehr von mir ...

... gibt es hier:

https://bloodword.com

https://www.amazon.de/Georg-Bruckmann/e/B00WXIR5D2

https://georgbruckmann.bandcamp.com/